Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Fakultät I - Bildungs- und Sozialwissenschaften

Was ist Heimat? Was ist Fremde? – Konstruktionen von Identität am Beispiel von deutsch-französischen Partnerschaften

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des akademischen Grades
einer Doktorin der Philosophie (Dr. phil.)

vorgelegt von
Maike Schroeter
aus Darmstadt

Referent: Prof. Dr. Rudolf Leiprecht
Korreferent: Prof. Dr. Klaus F. Geiger

Oldenburg im Dezember 2012

Eidesstattliche Erklärung

Vor- und Zuname: Maike Schroeter
Geburtsdatum: 09.05.1970
Geburtsort: Darmstadt

Hiermit erkläre ich an Eides statt,

- dass ich die vorgelegte Dissertation selbständig und ohne unzulässige fremde Hilfe angefertigt und verfasst habe, dass alle Hilfsmittel und sonstigen Hilfen angegeben und dass alle Stellen, die ich wörtlich oder dem Sinne nach aus anderen Veröffentlichungen entnommen habe, kenntlich gemacht worden sind;

- dass die Dissertation in der vorgelegten oder einer ähnlichen Fassung noch nicht zu einem früheren Zeitpunkt an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg oder einer anderen in- oder ausländischen Hochschule als Dissertation eingereicht worden ist.

Hamburg, den 12.12.2012 Maike Schroeter

Maike Schroeter

Danksagungen

Bedanken möchte ich mich

... bei den deutsch-französischen Paaren, die bereit waren, an dieser Studie mitzuwirken. Vielleicht fällt ja einem Paar dieser Text irgendwann in die Hand. Dann hoffe ich, dass er oder sie sich wiedererkennt und sich „richtig“ verstanden fühlt.

... bei meinen Doktorvätern Prof. Dr. Rudolf Leiprecht und Prof. Dr. Klaus F. Geiger, die mich über so viele Jahre betreut haben und mir immer wieder Mut gemacht haben, an dieser Arbeit weiterzuschreiben. Ohne ihren Glauben daran, dass es die Geschichten meiner Interviewpartner wert sind, erzählt und interpretiert zu werden, hätte ich sicherlich die Arbeit nicht immer wieder aufgegriffen und weitergeführt.

… meiner Freundin Margret Spohn, die an mich geglaubt hat und mit der ich gerade in der Anfangszeit viele Fragen besprechen und methodische und theoretische Ansätze diskutieren konnte.

… meinem Mann Christian und meinen beiden Töchtern Annika und Amelie, die Verständnis dafür hatten, dass ich auch an den Wochenenden immer wieder Stunden am Schreibtisch verbracht habe.

Vielen, vielen Dank Euch allen!

Inhalt

1 Einleitung 5

2 Theoretische Grundlagen und Begriffsklärung 11

2.1 Kultur 11
2.1.1 Erste Annäherung an die Facetten des modernen Kulturbegriffs 11
2.1.2 Kultur als Referenz- und Bedeutungsrahmen 12
2.1.3 Kultur als Prägung 14
2.1.4 Kulturverständnis in dieser Arbeit 17

2.2 Identität 17
2.2.1 Klassische Ansätze zur Entwicklung von Identität 18
2.2.2 Multiple bzw. hybride Identität im Kontext von Migrationen 21
2.2.3 Zum Begriff der kulturellen Identität 24
2.2.4 Das Konzept der „Patchwork-Identität“ 27
2.2.5 Der Begriff der (kulturellen) Identität in dieser Arbeit 28

2.3 Fremde 29
2.3.1 Fremde aus soziologischer Sicht 30
2.3.2 Fremdheit aus (ethno-)psychoanalytischer Sicht 34
2.3.3 Der Fremdheitsbegriff in dieser Arbeit 37

2.4 Heimat 39
2.4.1 Begriffsgeschichte 40
2.4.2 Aspekte eines (post-)modernen Heimatbegriffs 46
2.4.3 Der Heimatbegriff dieser Arbeit 54

3 Binationale Ehe als Thema der Forschung 57

3.1 Homogenität bzw. Heterogenität von Ehe bzw. Partnerschaften 57

3.2 Begrifflichkeiten und Definitionen im Kontext binationaler Ehen 59

3.3 Studien zur binationalen Ehe 61

3.4 Studien und Analysen im Kontext deutsch-französischer bzw. europäischer Partnerschaften 66

3.5 Mögliche Problemfelder binationaler Ehen 69
3.5.1 Sprache und Kommunikation 70
3.5.2 Migrationserfahrungen 71
3.5.3 Gestaltung des Alltags 73

4 Begründung der Arbeit und Forschungsansatz 75

5 Forschungsprozess 81

5.1 Methodischer Ansatz der Studie 81
5.1.1 Biographischer Ansatz 81
5.1.2 Interviewform 84

5.1.3 Themenbereiche des Leitfadens ... 85

5.2 Anlage der Untersuchung ... 86
5.2.1 Einzelbefragung vs. Paarbefragung ... 86
5.2.2 Auswahl der Interviewpartner ... 87
5.2.3 Kontaktaufnahme ... 88
5.2.4 Sprache der Interviewdurchführung ... 88
5.2.5 Durchführung der Interviews ... 90
5.2.6 Auswertung der Interviews ... 91

5.3 Die Interviewpartner ... 93
5.3.1 Überblick über die Interviewpartner ... 93
5.3.2 Kurzvorstellung der Interviewpartner ... 93

6 Fallbeispiele ... 103

6.1 Marie: „*Das ist halt beides viel Heimat dann.*“ ... 104
6.1.1 Interviewsituation ... 104
6.1.2 Zentrale Themen ... 105
6.1.3 Interpretation des Interviews ... 105
6.1.4 Claudine: *„Ich kann ruhig hier bleiben. Ich fühle mich sehr gut, will nicht dahin zurück.“* ... 129
6.1.5 André: *„Ich lebe hier. Ich habe mir das so nicht ausgesucht, ich habe mich hier eingelebt.“* ... 132
6.1.6 Das Typische der Fälle ... 135

6.2 Daniel: „*Ich bin schon an der richtigen Stelle, sozusagen.*“ ... 137
6.2.1 Interviewsituation ... 138
6.2.2 Zentrale Themen ... 138
6.2.3 Interpretation des Interviews ... 138
6.2.4 Camille: *„Das Gebilde Deutschland-Frankreich en bloc – das ist meine Heimat.“* ... 154
6.2.5 Das Typische der Fälle ... 157

6.3 Richard „*Ich bin der Wanderer zwischen den Welten.*“ ... 159
6.3.1 Interviewsituation ... 159
6.3.2 Zentrale Themen ... 160
6.3.3 Interpretation des Interviews ... 160
6.3.4 Hanna: *“Ich bin immer offen, ich kann nach allen Seiten raus gehen. Immer!“* ... 179
6.3.5 Andreas: *„So’ ne Kontinuität hier zu leben, hat auch viel für sich.“* ... 181
6.3.6 Louise: *“Ich war schon immer sehr von allem angezogen, was die weite Welt bedeutet.“* ... 184
6.3.7 Das Typische der Fälle ... 187

6.4 Natalie: „*Hier fühle ich mich gut, ich fühle mich nicht alleine, mir geht es gut.*“ ... 189
6.4.1 Interviewsituation ... 189
6.4.2 Zentrale Themen ... 189

6.4.3 Interpretation des Interviews 190
6.4.4 Stefan: *"Wenn man woanders hingeht, da fehlt dann die Vertrautheit mit den Menschen. Und die ist wichtig."* 211
6.4.5 Das Typische der Fälle 214

6.5 Karin: „*Ich sitze schon total zwischen zwei Stühlen*." 216
6.5.1 Interviewsituation 216
6.5.2 Zentrale Themen 216
6.5.3 Interpretation des Interviews 217
6.5.4 Katharina: *"Ich glaube nicht, dass ich mich hier jemals wirklich heimisch fühle."* 241
6.5.5 Das Typische der Fälle 245

6.6 Ines: „*Ich bin eigentlich ein ziemlich bodenständiger Mensch*." 247
6.6.1 Interviewsituation 247
6.6.2 Zentrale Themen 248
6.6.3 Interpretation des Interviews 248
6.6.4 Beate: *"Eigentlich ist Heimat meine nächste Umgebung, wo ich mich halt auskenne."* 265
6.6.5 Das Typische der Fälle 267

6.7 Alexandre: „*Also – ich brauche da noch Strukturen*." 269
6.7.1 Interviewsituation 269
6.7.2 Zentrale Themen 270
6.7.3 Interpretation des Interviews 270
6.7.4 Henri: *"Zu Hause ist ein Ort, an dem ich nicht störe."* 288
6.7.5 Das Typische der Fälle 292

6.8 Markus: „*Frankreich ist für mich Champagner*." 294
6.8.1 Interviewsituation 294
6.8.2 Zentrale Themen 294
6.8.3 Interpretation des Interviews 295
6.8.4 Gerhard: *"Ich will heute kein Deutscher mehr sein."* 316
6.8.5 René: "*Vielleicht bin ich schon mehr Deutscher als Franzose*." 319
6.8.6 Das Typische der Fälle 322

7 Schlussfolgerungen und Ausblick 325

7.1 Zusammenfassung der Ergebnisse 325
7.1.1 Das Wissen, woher ich komme – Heimat aus biographischer Sicht 325
7.1.2 Das Wissen, wohin ich gehöre – Heimat als aktuell erlebbare Erfahrung 326
7.1.3 Die identitätsstiftende Funktion von Heimat 328
7.1.4 Das Erleben von Fremde und die Konstruktion kultureller Identität 329

7.2 Ausblick 331

8 Literatur 335

„Während einerseits ein stark empfundenes Bedürfnis und ein wortreich in allen maßgeblichen Kulturmedien gefördertes Bestreben vorhanden ist, sich eine Identität zu schaffen, erweist sich für Menschen, die die Umstände ihres Lebensweges nicht hinreichend selbst in der Hand haben, eher als Handikap denn als Vorteil, eine wohlbegründete, allen Gegenströmungen trotzende ‚Identität fürs Leben' zu haben – als eine Bürde, die die Bewegungsfreiheit einschränkt, als ein Ballast, den sie über Bord werfen müssen, um sich über Wasser und im Fluss zu halten" (Bauman 1999, S. 51)

1 Einleitung

Diese Studie ist eine Arbeit, die ich vor vielen Jahren begonnen habe. Entstanden ist sie im Zusammenhang mit der Ende der 1990er Jahre verstärkt aufkommenden Frage der ‚kulturellen Identität' im Zusammenhang von Migration und Integration und im zusammenwachsenden Europa. Damals habe ich am DFG Forschungsprojekt „Migration und kollektive Identitäten" an der Gesamthochschule Kassel unter der Leitung von Prof. Dr. Werner Ruf und Prof. Dr. Klaus F. Geiger mitgewirkt und mir während der Analyse von deutschen und französischen Medienberichten zu diesem Thema die Frage gestellt, warum die Begriffe Heimat und Fremde so scheinbar selbstverständlich mit dem Herkunftsland bzw. dem Aufnahmeland der Migranten gleichgesetzt werden bzw. wie selbstverständlich in vielen Texten Migration mit einer Identitätskrise gleichgesetzt wird.

Als ich dann im Rahmen dieser Doktorarbeit begonnen habe, leitfadengestützte Interviews mit Männern und Frauen aus deutsch-französischen Partnerschaften durchzuführen, war ich fasziniert von der Vielfältigkeit, mit der meine Interviewpartner Heimat und Fremde beschreiben. Auch heute noch lese ich mit Begeisterung in ‚meinen' Interviews und empfinde die Frage nach der Konstruktion von Identität zwischen Heimat und Fremde nach wie vor als sehr aktuell. Vor allem die Frage, was eigentlich Heimat ist, wie sie sich von Fremde ‚abgrenzen' lässt und darüber hinaus, welche Bedeutung Heimat und Fremde für die Entwicklung von Identität haben, faszinierte mich immer mehr.

Das Thema der Konstruktion von Identität zwischen Heimat und Fremde ist aus meiner Sicht heute aktueller denn je. Seit Ende der 1990er Jahre ist die Globalisierung stark vorangeschritten, durch das Internet und vor allem die sozialen Netzwerke haben sich soziale Beziehungen und die individuellen Wahrnehmungen von Eigenem und Fremden stark verändert. So scheinen soziale Beziehungen jetzt jederzeit und überall verfügbar zu sein und auch Fremde können durch einen Mausklick zu Freunden werden. Gleichzeitig scheinen sich immer mehr

Menschen nach einer natürlicheren und ‚ehrlicheren' Lebensweise in einem lebenswerten Raum zu sehnen. Interessant sind darüber hinaus gesellschaftliche Trends, die mit Begriffen wie z.B. ‚Cocooning' beschrieben werden und sich auf die Tatsache beziehen, dass vor allem seit der Finanz- bzw. Eurokrise das eigene Zuhause wieder verstärkt als Rückzugs- und Entspannungsort genutzt wird. Verbunden wird dieser Trend mit der Vermutung, dass sich Menschen aus der komplizierten und stressigen Außenwelt zurückziehen wollen und ihre Selbsterfahrung und Selbstverwirklichung wieder in kleineren Lebenskreisen bzw. in einem ‚Kokon' suchen. Auch in diesen Zusammenhängen spielt die Wahrnehmung von Eigenem und Fremden eine wichtige Rolle für die Erfahrung und Konstruktion von Identität.

Auch der Heimatbegriff selbst erlebt wieder eine starke Renaissance. So wird der Begriff wieder sehr selbstverständlich zur Beschreibung des ‚eigenen' Lebensraums von Menschen verwendet. Zum anderen scheint aber auch Heimat wieder stark als Sehnsuchtsraum an Bedeutung zu gewinnen, vor allem auch in oder durch die Medien. So sind beispielsweise in den letzten Jahren mehrere neue Zeitschriften erschienen, die direkt oder indirekt auf ‚Heimat' Bezug nehmen. So erscheint seit September 2010 eine Zeitschrift mit dem Titel „Hörzu Heimat", die sich „*mit spannenden und emotionalen Geschichten*" an all jene wendet, *„die Deutschland noch besser kennen lernen möchten*" (www.hörzu-heimat.de, 01.10.2011). Sie verbindet jahreszeitliche, regionale Rezepte und Dekorationen mit Reportagen über Regionen und Menschen, die diesen Regionen verbunden sind. Die nostalgische Ausrichtung ist dabei deutlich, gleichzeitig betont die Redaktion jedoch, dass es ihr um die Individualität des Heimaterlebens geht und diese Vielfalt von Heimatvorstellungen dargestellt werden soll. Ähnlich ausgerichtet sind die Zeitschriften „Landlust" (Landwirtschaftsverlag GmbH, Münster, seit November 2005, seit Dezember 2011 sogar im Fernsehen), die Zeitschrift „Liebes Land" (Hannes Scholten Verlag, seit September 2008) und die Zeitschrift „Mein schönes Land" (Burda Verlag in Kooperation mit dem NDR, seit Mai 2011), die ebenfalls ländliche Regionen sowie ländliche Gewohnheiten, Menschen und Rezepte mit einem ‚Heimatbezug' vorstellen. Deutlich sind hier die ländlich-nostalgischen Ausrichtungen, gleichzeitig wird in diesen Zeitschriften jedoch auch das individuelle Erleben bzw. die aktiv gestaltete ‚Heimat' in den Fokus gerückt.

Auch die Identitätsforschung bzw. die Auseinandersetzung mit dem Begriff ‚kulturelle Identität' hat sich in Deutschland in den letzten Jahren weiterentwickelt, vor allem auch im Kontext von Globalisierung und Migration. Hier haben Identitätsansätze an Bedeutung gewonnen, die das individuelle Erleben von Migration in den Vordergrund rücken und die davon ausgehen,

dass (kulturelle) Identität immer als Mischung gedacht werden muss bzw. dass die „*unreinen Anderen*“ (Mecheril 2003, S. 43) als Normalfall akzeptiert werden sollten. Auch der Ansatz der „Patchwork-Identität“ (Keupp et al. 2006) unterstützt den Gedanken, dass Identität sich aus sehr unterschiedlichen und zum Teil widersprüchlichen Erfahrungen ‚gebastelt‘ werden muss. Diese verstärkt in der Literatur verfügbaren Ansätze haben es mir erheblich erleichtert, meine Interviews zu verstehen und auszuwerten. Vor allem diejenigen meiner Interviewpartner, die stark ‚gemischte‘ kulturelle Identitäten haben, konnte ich jetzt leichter als noch Ende der 90er Jahre mit Theorieansätzen verbinden.

Die Kernfrage dieser Arbeit soll insofern sein, wie Konstruktionsprozesse von Identität zwischen Heimat und Fremde verlaufen und welche biographischen Voraussetzungen diese Prozesse möglicherweise erleichtern oder erschweren. Deutsch-französische Partnerschaften stellen aus meiner Sicht eine interessante Konstellation für die Beantwortung dieser Fragestellung dar, da sie aufgrund der besonderen Lebenssituation im Kontext von Migration, interkultureller Kommunikation und dem Alltagsleben zwischen oder mit zwei Kulturen, die Frage nach der persönlichen und partnerschaftlichen Verortung (in räumlicher, sozialer und identitärer Sicht) immer wieder neu beantworten müssen. Partner in binationalen Ehen bzw. Partnerschaften müssen zudem vermutlich stärker als andere Paare immer wieder zentrale Entscheidungen zu ihrer gemeinsamen Lebensführung treffen (z.B. hinsichtlich des Wohnlandes und Wohnortes, der verwendeten Sprache, Traditionen und Rituale, der Erziehung der Kinder etc.). Hierdurch werden sonst eher unbewusste Entscheidungsmuster kommunizierbarer und damit auch der Analyse in stärkerem Maße zugänglich. Durch die Analyse der Konstruktion von Identität in diesem Kontext können somit auch Rückschlüsse auf die Bedeutung von Heimat und Fremde für die Konstruktionsprozesse von Identität in globalisierten und kulturell diversen Gesellschaften gezogen werden.

Besonders interessant erscheint mir dabei die Frage, welche biographischen Faktoren möglicherweise die Wahrnehmung von Eigenem und Fremdem beeinflussen, also wie beispielsweise Erfahrungen mit Heimat und Fremde seit der Kinder- und Jugendzeit die Identitätskonstruktion in der binationalen Partnerschaft beeinflussen. Eng damit ist die Frage verknüpft, unter welchen Bedingungen Fremde als Bedrohung oder auch als Chance wahrgenommen wird bzw. welche Faktoren und Ressourcen diese Wahrnehmungen verändern können.

Auch Heimat soll in dieser Arbeit als subjektives Erleben verstanden werden. Gefragt werden soll entsprechend, was die Interviewteilnehmer persönlich mit heimatlichen Gefühlen verbinden bzw. in welchen räumlichen und sozialen Strukturen sie Sicherheit, Vertrautheit Gebor-

genheit, Anerkennung und Zugehörigkeit empfinden. Wichtig ist mir dabei eine grundsätzliche Offenheit bei der Interpretation von Heimat. So erscheint es mir möglich, dass Heimat nicht immer mit einem bestimmten Ort verknüpft ist, aber auch, dass Heimat auch an verschiedenen Orten und in verschiedenen Kontexten erfahrbar sein kann. Hinterfragt werden sollen aber auch die Prozesse der Beheimatung an sich, also wie und unter welchen Umständen Beheimatung gelingen kann und auf welche Ressourcen die Befragten hierbei zurückgreifen.

Die Erfahrungen von Heimat und Fremde sind eng mit der Frage nach der eigenen Identität verknüpft. Hierbei erscheint mir die Frage besonders interessant, wie sich Identität im Zusammenhang von binationalen Partnerschaftserfahrungen entwickelt, wie mit Differenz umgegangen wird und welche Lösungsansätze die Befragten entwickeln, um diese Differenzen in ihre Identität zu ‚integrieren'. Hierbei gehe ich davon aus, dass Menschen Kultur individuell interpretieren und sich auch mehreren Kulturen zugehörig fühlen können. Die Problematik der kulturellen Verortung scheint dabei für den jeweils migrierten Partner nahe liegend, interessant erscheint mir aber auch, wie sich nicht-migrierte Partner dieser Frage stellen bzw. wie sich deren kulturelle Identitäten durch das Zusammenleben mit einem Partner aus einem anderen Land entwickeln.

Aufgrund der individuellen und biographischen Ausrichtung der Fragestellung ist es nahe liegend, methodisch auf einen biographischen Ansatz bei der Befragung der deutsch-französischen Partner zurückzugreifen. Insgesamt 12 deutsch-französische Paare wurden deshalb zwischen 1997 und 1998 von mir mit leitfadengestützten Interviews befragt. Die Interviews fanden je zur Hälfte in Deutschland und Frankreich statt, wobei die Interviewpartner die Interviewsprache wählen konnten. Die Partner in den deutsch-französischen Partnerschaften wurden in Einzelinterviews befragt, um der biographischen Ausrichtung stärker Rechnung tragen zu können. Bei der Interpretation der Interviews wurde aber auch auf das Interview des jeweiligen (Ehe-) Partners zurückgegriffen, wenn sich dies als hilfreich erwies. Themenbereiche des Interviews waren beispielsweise die Erfahrungen und Lebenssituation in der Kindheit und Jugend, die Kennenlernphase des Partners sowie die Entscheidungsprozesse hinsichtlich Wohnungsort und Migration, das Leben in der Partnerschaft, räumliche und soziale Bindungen sowie die Beziehungen zur Familie, die Bewertung des eigenen Lebens heute sowie Wünsche und Pläne für die Zukunft.

Alle Interviews wurden auf Band aufgezeichnet und anschließend vollständig transkribiert. Am Ende flossen 20 Interviews in die Analyse ein, da sich zwei der Interviews im Nachhinein

als nicht ‚tief' genug erwiesen, um hinreichend interpretiert werden zu können. Zwei weitere Interviews waren zwar sehr interessant, aufgrund von DDR-Migrationen, aber sehr komplex und in ihrem Hintergrund sehr unterschiedlich zu den anderen Interviews. Exemplarisch werden in dieser Arbeit acht Fallbeispiele bzw. typische Fälle ausführlich dargestellt, die die unterschiedlichen Konstruktionsprozesse von Identität zwischen Heimat und Fremde besonders deutlich veranschaulichen. Die anderen Interviews werden in Kurzportraits diesen Interviews zugeordnet und dienen als Ergänzung und Vertiefung der typischen Elemente dieser Fallbeispiele. In manchen Aspekten sind sich einige Fallbeispiele zwar relativ ähnlich und könnten entsprechend einem übergeordneten Typ zugeordnet werden. Da es mir jedoch gerade darauf ankam, die feinen Unterschiede herauszuarbeiten, wurde auf eine zu starke Zusammenfassung der Einzelfälle zu übergreifenden Typen verzichtet.

Die vorliegende Arbeit teilt sich in insgesamt sieben Kapitel auf. Im folgenden zweiten Kapitel sollen zunächst die theoretischen Grundlagen und Begriffserklärungen dargestellt werden. Hierbei ist es das Ziel, aus der verfügbaren Literatur jeweils die Erklärungsansätze aufzugreifen, die für diese Studie eine besondere Relevanz besitzen und die helfen, die Begriffe Kultur, Identität bzw. kulturelle Identität, Fremdheit und Heimat im Kontext dieser Arbeit zu definieren.

Das dritte Kapitel greift Ansätze und Studien zu binationalen Partnerschaften auf und erklärt die Begrifflichkeiten und Definitionen, die im Kontext von binationalen Ehen verwendet werden. Dies, sowie der Überblick über zentrale Studien in diesem Bereich bzw. insbesondere zur Thematik von inner-europäischen Partnerschaften soll helfen, offene Fragen bzw. Problemfelder in diesem Forschungskontext zu definieren, um dann einen möglichst offenen Ansatz für die Interpretation der vorliegenden Interviews zu finden.

Im folgenden vierten Kapitel wird zusammenfassend der gewählte Forschungsansatz dargestellt und die zentralen Fragestellungen für die Analyse der Interviews definiert. Die methodische Herangehensweise wird im fünften Kapitel dargelegt. Hierbei werden der biographische Ansatz, die gewählte Interviewform sowie die konkrete Anlage der Untersuchung und der Auswertung im Detail erläutert. Das Kapitel umfasst zudem einen Überblick über die befragten Paare.

Die ausführlichen Fallbeschreibungen erfolgen im sechsten Kapitel. Hierbei werden acht Fälle im Sinne qualitativer Typen im Detail dargestellt, die weiteren Interviews werden diesen ‚Fällen' in Kurzbeschreibungen zugeordnet. Jede Falldarstellung umfasst die Aspekte Kindheit

und Erwachsenwerden, Migrationserfahrungen, Bewertung der Partnerschaft, Konstruktionen von kultureller Identität sowie die Darstellung der individuellen Heimaterfahrungen. Anschließend wird das jeweils Typische der Fallbeispiele in einer stärker analytischen Sicht zusammengefasst. Im abschließenden Fazitkapitel sollen die Ergebnisse der Studie zusammenfasst und in den Kontext der aktuellen Literatur gestellt werden. Darüber hinaus soll ein kurzer Ausblick auf mögliche weitere Forschungsziele und Fragestellungen gegeben werden.

2 Theoretische Grundlagen und Begriffsklärung

2.1 Kultur

Die Frage, was Kultur ist und welche Funktionen und Bedeutungen sie für den Menschen und die Gesellschaft hat, ist umstritten. Sowohl im öffentlichen, als auch im wissenschaftlichen Diskurs ist Kultur ein zentraler Begriff, beispielsweise auch im Kontext von Migration, Zuwanderung und Integration. Nicht immer liegt den Argumentationen zur Bedeutung und dem Einfluss von Kultur eine kommunizierte Kulturdefinition zugrunde. Gleichzeitig spiegelt der Kulturbegriff häufig den gesellschaftspolitischen Standpunkt des Autors wieder bzw. ist – gerade in der Öffentlichkeit – oft von Handlungs- oder Machtinteressen geleitet. Auch im Zusammenhang von binationalen Ehen scheint Kultur ‚eindeutig' eine zentrale Rolle zu spielen. Gerade in der etwas älteren Literatur wird der Kulturbegriff und seine Gültigkeit oft auf den Umgang mit ‚Fremden' reduziert, ohne zu hinterfragen, was Kultur für die eigene Person bzw. die ‚eigene' Gesellschaft bedeutet.

Vor diesem Hintergrund scheint es mir notwendig, den Kulturbegriff, der dieser Arbeit zugrunde liegt, näher zu bestimmen. Ziel ist es, die Bedeutung von Kultur im Kontext deutsch-französischer Partnerschaften bzw. im Zusammenhang von Heimat und Fremde an die ‚richtige Stelle' zu rücken, also zu fragen, wie Kultur zu definieren ist, um einerseits möglichen kulturellen Unterschieden gerecht zu werden – ohne diese jedoch zu pauschalisieren oder zu stereotypisieren.

2.1.1 Erste Annäherung an die Facetten des modernen Kulturbegriffs

In der Literatur lassen sich eine Vielzahl unterschiedlicher Definitionen von Kultur finden. Diese sind oftmals von dem Kontext geprägt, in dem sich der Autor befindet; eine allgemein anerkannte Kulturdefinition gibt es nicht. Aufgrund der Vielzahl möglicher Kulturdefinitionen möchte ich an dieser Stelle darauf verzichten, einen Überblick über die Entwicklung des Kulturbegriffes und der verwendeten Kulturdefinitionen zu erstellen. [1]

Zur kurzen Einführung sei deshalb an dieser Stelle nur darauf verwiesen, dass Kultur als eigener Begriff in der Aufklärung im Zusammenhang mit der Frage nach der Vergesellschaftung des Menschen entsteht. Kultur wird hier der Natur gegenübergestellt und verweist auf die

---

[1] Einen guten ersten Überblick über die Entwicklungsgeschichte des Kulturbegriffs und die zugrundeliegenden Kulturtheorien bieten beispielsweise Auernheimer 1988, Greverus 1978 oder Moebius 2009 und 2011.

Möglichkeit der Beherrschung der Natur durch den Menschen. In der Kulturphilosophie bzw. der Kultursoziologie am Ende des 19. Jahrhunderts wird Kultur zum Gegenstand wissenschaftlicher Analysen und als ein „*System von Ordnungs- und Deutungsformen*“ (Auernheimer 1988, S. 102) verstanden. Auch in der Kulturanthropologie wird Kultur als System verstanden, welches die den Menschen umgebende Welt ordnet und strukturiert; analysiert wird die Bedeutung von Kultur jedoch vor allem für kleine Gemeinschaften bzw. ‚einfache Kulturen‘. Im historischen Materialismus erhält der Kulturbegriff eine normative Bedeutung. Kultur und Gesellschaft werden hier jedoch nicht gleich gesetzt, da sich Kultur hier auf „*die subjektive Seite aller Lebenspraxis*“ (ebd., S. 107) bezieht. Einen weiteren entscheidenden Schritt in Richtung moderner Kulturdefinitionen sieht Auernheimer in der Kulturdefinition von Williams. Dieser versteht Kultur als „*Reservoir von Kommunikationsmitteln wie auch von Repräsentationsmitteln*“ (ebd., S. 113) und rückt damit die Notwendigkeit zur Interpretation von kulturellen Symbolen in den Fokus.

Ausgehend von dieser Begriffsgeschichte definiert Auernheimer 1988 den Kulturbegriff als „*System von symbolischen Bedeutungen, das eine Gruppe in der Auseinandersetzung mit ihren materiellen Lebensbedingungen unter historisch bestimmten Produktionsverhältnissen, in ihren Lebenstätigkeiten also, produziert und das sie gemeinsam teilt*“ (ebd., S. 120). Den symbolischen Charakter sowie die Orientierungsfunktion von Kultur betont Auernheimer auch in späteren Schriften. Werte und Normen sind für ihn grundlegende Bestandteile der Kultur, gleichzeitig aber auch die „*Verwendungsweisen von Dingen*“ (Auernheimer 2007, S. 74), Kommunikationsweisen, Wohnformen, Wohnstile etc. Diese kulturellen Symbole „*dienen der Verständigung, der Darstellung nach außen, aber auch, wie an der Sprache deutlich wird, dazu, dass wir uns selbst etwas vorstellen, uns einer Bedeutung symbolisch vergewissern. Daher lässt sich die Kultur als unser Repertoire an Kommunikations- und Repräsentationsmitteln definieren*“ (ebd., S. 74). Kulturen müssen damit nach Auernheimer „*erstens als heterogen, nicht homogen und geschlossen und zweitens als prozesshaft, dynamisch verstanden werden*“ (ebd., S. 75).

2.1.2 Kultur als Referenz- und Bedeutungsrahmen

Auernheimer lässt sich damit einer Ausrichtung in der modernen wissenschaftlichen Kulturdebatte zuordnen, die für die Anerkennung von Differenzen innerhalb einer Kultur eintritt. Diese Ausrichtung basiert vor allem auf den Erkenntnissen der Cultural Studies, die sich in Großbritannien seit den 1950er Jahren entwickelt haben. Die Vertreter der Cultural Studies gehen von einem kontextuellen Verständnis von Kultur aus. Kultur und kulturelle Praktiken

werden hier „*eingebettet in historisch spezifisch und sozial strukturierte Zusammenhänge*“ (Kapalka 2006, S. 389) verstanden. So umfasst Kultur „*die besondere und distinkte Lebensweise dieser Gruppe oder Klasse, die Bedeutungen, Werte und Ideen, wie sie in den Institutionen, in den gesellschaftlichen Beziehungen, in Glaubenssystemen, in Sitten und Bräuchen, im Gebrauch der Objekte und im materiellen Leben verkörpert sind. Kultur ist die besondere Gestalt, in der dieses Material und diese gesellschaftliche Organisation des Lebens Ausdruck findet. Eine Kultur enthält die „Landkarten der Bedeutung“, welche die Dinge für ihre Mitglieder verstehbar machen*“ (Clarke et al. 1979, S. 41).

Vertreter dieses Kulturverständnis sind im deutschsprachigen Raum beispielsweise Kapalka und Räthzel. So ist für sie Kultur „*ein dynamischer Prozess, auch wenn es Elemente in den Kulturen gibt, die sehr beständig sind und resistenter als andere gegen Veränderungsprozesse*“ (Kapalka/ Räthzel 1990, S. 186f). Kulturelle Muster dienen als eine Art „*Reservoir*“ oder „*Feld der Möglichkeiten*“, (Kapalka 2006, S. 390) und sind somit widersprüchlich, unabgeschlossen und offen für Interpretationen. Kultur ist dennoch nicht beliebig, da sie sich innerhalb von den gesellschaftlichen Möglichkeiten und Begrenzungen entwickelt.

Leiprecht betont ebenfalls die Orientierungsfunktion von Kultur und definiert Kultur als „*Repertoire von Bedeutungsmustern und Zeichensystemen (Werte, Normen, Bräuche und andere Verhaltensregeln, allgemeine Wissensbestände und Selbstverständlichkeiten, Traditionen, Rituale, Routinen, Glaubensvorstellungen, Mythen usw.) über das Gruppen oder Gesellschaften verfügen (…). Es macht das gesellschaftliche Leben verstehbar und verleiht ihm zugleich eine besondere Bedeutung“ (*Leiprecht 2004, S. 15f.).

Folgende Merkmale kennzeichnen für ihn einen allgemeinen Kulturbegriff (vgl. ebd.):

- Kulturen sind sich verändernde und unabgeschlossene Gebilde. Sie sind offene Systeme, ihre Grenzen sind eher diffus und uneindeutig.
- Kulturen dürfen nicht auf eine Nationalkultur reduziert werden, da innerhalb einer Gesellschaft unterschiedliche kulturelle Bedeutungsmuster und Lebensweisen existieren. Es gibt aber dominante Kulturformen, die definieren, was in der Gesellschaft als ‚normal‘ gilt. Diese Normierungsfunktion kann mit Macht und Normalisierungszwang verbunden sein.
- Bedeutungsmuster und Zeichensysteme stellen „*eine Art historisches Reservoir (dar), das Menschen aufgreifen, transformieren und weiterentwickeln, aber auch verdrängen oder uminterpretieren können*“ (ebd., S. 16). Sie sind nicht eindeutig oder wider-

spruchsfrei, sondern offen für Deutungen und Interpretationen. Sie verändern sich und werden Lebensbedingungen angepasst, um ihre Orientierungsfunktion zu erhalten. Menschen werden dabei „*nicht nur beeinflusst durch kulturelle Bedeutungsmuster, sie beeinflussen diese auch selbst*“ (ebd.).

- Gruppen und Gesellschaften zeigen ein kollektives Gedächtnis und können sich mit der eigenen Kultur auseinandersetzen; wird dies vermieden, findet Verdrängung statt.
- Es gibt eine kulturelle Flexibilität: „*die Elemente einer Kultur können in unterschiedlichen Situationen unterschiedlich genutzt werden*“ (ebd., S. 17). Menschen können sich dabei auch als Angehörige verschiedener kultureller Gruppen begreifen.
- Kulturelle Zugehörigkeiten finden auch in der Abgrenzung von anderen kulturellen Gruppen statt, hierbei wirken Mechanismen von Selbst- und Fremdzuschreibungen.

2.1.3 Kultur als Prägung

Neben den Kulturdefinitionen, die von Differenzen innerhalb einer Kultur ausgehen, existieren Definitionsweisen von Kultur, in denen Kultur aufgrund einer gemeinsamen Geschichte und Abstammung als prägend verstanden wird. Kulturen basieren hier auf der Annahme gemeinsamer Normen, Werten und Verhaltenskodexe, die von den Mitgliedern der Gesellschaft verinnerlicht sind und den Zusammenhalt der Gesellschaft sichern. Die Kultur einer Gesellschaft ist damit relativ homogen, die Menschen ähneln sich in kulturspezifischen Eigenschaften und Fähigkeiten bzw. besitzen eine abgrenzbare kulturelle Identität, die ihr Denken und Handeln bestimmt.

Ein bedeutender Vertreter dieser Definitionsrichtung ist Thomas, der davon ausgeht, dass in jeder Kultur bestimmte Kulturstandards existieren. Diese Kulturstandards sind einheitliche und festgelegte Gesellschaftsnormen, die Mitgliedern der Kultur „*eine Orientierung für ihr eigenes Verhalten liefern und ihnen ermöglichen zu entscheiden, welches Verhalten als normal, typisch und noch akzeptabel anzusehen bzw. welches Verhalten abzulehnen ist*“ (Thomas 1988, S. 153). Kulturstandards werden von den Mitgliedern der Gesellschaft von Kindheit an gelernt, Gesellschaftsfremde müssen sie dagegen erst verstehen und anwenden lernen.

Auch Essers Modell der sozialen Integration basiert auf einem Kulturbegriff, dem eine Differenzierbarkeit von verschiedenen (National-)Kulturen zugrunde liegt. Für Esser wird bei einer Migration ein Akkulturationsprozess durchlaufen, der (möglichst) in einer Identifikation mit der Kultur des Aufnahmelandes endet. Esser geht davon aus, dass Migranten einen Prozess der sozialen Integration durchlaufen, der die Phasen der Kulturation, Platzierung, Interaktion

und Identifikation umfasst (Esser 1980/ 1999/ 2004). Ein wesentlicher Schritt im Prozess der sozialen Integration ist für ihn das Erlernen des (kulturellen) Wissens bzw. der jeweiligen Kompetenzen, die ein Mensch für ein "*sinnhaftes, verständiges und erfolgreiches Agieren und Interagieren*" (Esser 1999, S. 15) in einer Gesellschaft benötigt. Ziel des Akkulturationsprozesses ist die „*gedankliche und emotionale Beziehung zwischen dem einzelnen Akteur und dem sozialen System als ‚Ganzheit' bzw. als ‚Kollektiv'*" (ebd., S. 18).

Der Gedanke einer Aufnahmegesellschaft mit einer (Leit-)Kultur zeigt sich auch in der Verbindung von Kultur und Nation. So ist für Esser die Inklusion in „*nationalstaatliche Institutionen und Kulturen von entscheidender Bedeutung*" (ebd., S. 57). Die Orientierung am „*nicht-ethnischen, institutionellen und kulturellen Kern*" (ebd., S. 58) bzw. an der „*Leitkultur*" (ebd. S. 52) ist für Migranten und Minderheiten im eigenen Interesse von großer Bedeutung.

Auch Claessens geht in seinem kulturanthropologischen Ansatz von der Existenz nationaler Kulturen aus, die durch Sozialisation auf die Individuen übertragen werden. Kultur bedeutet für ihn die Existenz von einem „*Gruppenzusammenhang und ein Wissen darum, wie alles ist, wie es war und wurde, wie es sein wird (nämlich genau so, wie es war und ist) und ‚Wie man es macht'*" (Claessens 1991, S. 50f). Der strategische Wert der Kultur liegt für ihn in der Verhaltenssicherheit gegenüber dem Anderen sowie der Stabilisierung des Inneren des Menschen. Konkret bedeutet das Leben mit einer Kultur für Claessens eine Unterwerfung unter Regeln und die Akzeptanz der Grenzen zwischen richtigem und falschem Verhalten. Bei einem Leben in einer anderen Kultur/ Nation ist es deshalb notwendig, sich den „*geltenden Sitten*" (ebd., S. 51) zu unterwerfen. Da für ihn das deutlichste Zeichen für das Eingebundensein in eine Kultur Sprache ist, betont er deshalb die Notwendigkeit des Spracherwerbs beim Leben in einer ‚fremden' Kultur.

Von den Autoren, die Kultur als offenen und dynamischen Referenz- und Bedeutungsrahmen verstehen, werden die Ansätze von Thomas, Esser, Claessens und anderen stark kritisiert, da Unterschiede innerhalb von Kulturen kaum anerkannt werden. Gruppenkulturen bzw. Subkulturen werden ebenso vernachlässigt wie die Verknüpfungen zwischen Kulturen oder die individuelle Interpretation und der flexible Umgang mit kulturellen Normen und Werten. Kulturen werden hier als *„Großkollektive betrachtet, deren Synonyme ‚Länder', ‚Gesellschaften', ‚Staaten', ‚Völker' oder ‚Nationen' sind"* (Leiprecht 2004, S. 12f). Kulturen werden zudem als unveränderlich und in sich geschlossen gedacht, sie werden quasi zu „*Natureigenschaften von Menschen*" (Kapalka/ Räthzel 1990, S. 186). Eine Migration ist folglich grundsätzlich problematisch, da eine Anpassung an die Aufnahmegesellschaft eine Aufgabe ‚eigener' kultu-

reller Muster bedeutet. Migranten befinden sich somit in einem Konflikt, da sie sich zwischen ihrer Herkunftskultur und der Aufnahmekultur entscheiden müssen. Die durch die Globalisierung bedingte Pluralisierung der Lebensstile innerhalb einer Gesellschaft und die „*daraus resultierenden kulturellen Uneindeutigkeiten und Verschiebungen"* (Lillig 2008, S. 18) werden bei diesen Ansätzen ebenfalls nicht ausreichend gewürdigt.

Die Verknüpfung des Kulturbegriffs mit dem Begriff der Nationalität sowie den prägenden Gedanken von Kultur lehnt auch Mecheril ab, da hier die kulturelle bzw. nationale Herkunft von Menschen „*als hervorstechendes und prägendes Merkmal für Identität und Verhalten dieser Person angesehen wird*" (Mecheril 2000, S. 2), Differenzen innerhalb von Kulturen jedoch verleugnet und verdrängt werden.

Kurz erwähnt sei an dieser Stelle, dass von einigen Autoren der Kulturbegriff an sich abgelehnt wird, da er zu mehrdeutig ist. Sie ziehen dem Kulturbegriff den Begriff der „Lebenswelt" vor, der von Alfred Schütz eingeführt wurde und die „*standardisierten Schema kultureller und zivilisatorische Muster*" (Schütz 1972, S. 57) umfasst, die von den Mitgliedern einer Gesellschaft nicht hinterfragt werden und als Handlungsanleitung für alle in der Gruppe vorkommenden Situationen akzeptiert werden. Zivilisationsmuster sind „*Rezepte, um damit die soziale Welt auszulegen und um mit Dingen und Menschen umzugehen, damit die besten Resultate in jeder Situation mit einem Minimum von Anstrengung und bei Vermeidung unerwünschter Konsequenzen erlangt werden können*" (ebd., S. 58). Diese „*Rezepte*" sind jedoch nur in einer spezifischen historischen Situation gültig und unterliegen einem Wandel. Schütz illustriert dies am Beispiel des Heimkehrers, der feststellt, dass er nicht mehr in die gleiche alte Gruppe zurückkehren kann, da sowohl er als auch die Gruppe sich verändert haben.

Schütz und ihm folgende Autoren gehen somit ebenfalls von Orientierungsmustern aus, die von den Mitgliedern einer Gesellschaft im Moment der Gültigkeit unreflektiert angenommen werden, die jedoch Veränderungen unterliegen und auch Mitglieder der ‚eigenen Gesellschaft' zu Fremden werden lassen können. Kritisiert wird jedoch von Auernheimer u.a., dass im Begriff „Lebenswelt" das „*diskursive Moment und damit die Machtthematik*" ausgeklammert wird (Auernheimer 2007, S. 76). Zudem ziehen viele Autoren den Kulturbegriff vor, da er zu einer Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur zwingt und damit den Blick für kulturalisierende Zuschreibungen und Rassismen öffnen kann (vgl. z.B. Leiprecht 2006; Auernheimer 2007).

2.1.4 Kulturverständnis in dieser Arbeit

Der Kulturbegriff, der dieser Arbeit zugrunde liegen soll, orientiert sich an der Kulturdefinition von Leiprecht (vgl. Leiprecht 2004). Kultur wird demnach als offenes System mit uneindeutigen Grenzen verstanden. Innerhalb einer Kultur existieren gleichzeitig unterschiedliche kulturelle Normen und Lebensweisen, wobei es jedoch dominante Verhaltens- und Interpretationsmuster gibt. Diese werden von den Menschen aber interpretiert, weiterentwickelt und an aktuelle Lebensverhältnisse angepasst. Die Bedeutung der kulturellen Muster und Symbole sind also nicht eindeutig festgelegt, sondern offen für Deutungen. Menschen können sich mehreren Kulturen zugehörig fühlen und je nach Situation auf die kulturellen Muster und Normen der einen oder anderen Kultur zurückgreifen.

Gerade der letzte Aspekt ist für die vorliegende Arbeit von zentraler Bedeutung, da hierdurch die scheinbar eindeutige Zuschreibung kultureller Unterschiede zwischen den Partnern einer binationalen Partnerschaft in Frage gestellt werden muss. Zwar ist entsprechend dieses Kulturverständnisses davon auszugehen, dass die Partner in binationalen Partnerschaften mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen aufgewachsen sind, diese sind jedoch nicht prägend, sondern offen für Interpretationen. Durch die Existenz unterschiedlicher kultureller Normen und Lebensweisen innerhalb einer Gesellschaft können zudem größere kulturelle Gemeinsamkeiten zwischen den Partnern existieren als zu anderen Mitgliedern der vermeintlich ‚eigenen' Gruppe.

2.2 Identität

Der Begriff Identität und seine Bedeutung für den Menschen werden sowohl aus philosophischer, tiefenpsychologischer, sozialpsychologischer als auch soziologischer Sicht diskutiert. Einen vollständigen Überblick über Identitätsdiskurse der letzten Jahre und Jahrzehnte zu geben, würde deshalb den Rahmen dieser Arbeit erheblich sprengen.[2] Aus diesem Grund möchte ich mich im Folgenden auf einige wenige Ausschnitte aus dem Identitätsdiskurs konzentrieren, die mir für den Themenbereich der Konstruktion von Identität zwischen Heimat und Fremde als zentral erscheinen. Hierzu gehören vor allem der Identitätsbegriff von Erikson, der in den 1950er und 1960er Jahren entstanden ist und auch heute noch – zumindest als

[2] Einen guten Überblick über die Schlüsselwerke der Identitätsforschung liefert beispielsweise Jörissen/Zirfas (2010), die angefangen mit Freud, über Erikson und Mead bis hin zu Adorno, Habermas, Foucault und Bhabha zentrale Werke der Identitätsforschung vorstellen und kritisch beleuchten. Auch Abel (2010) geht in seinem Werk „Identität" der Frage nach, wie der Identitätsbegriff heute zu verstehen ist und auf welche theoretischen Überlegungen zu diesem Verständnis von Identität beigetragen haben.

Diskussionsansatz – in vielen Schriften zum Identitätsbegriff seine Würdigung erfährt, sowie der Ansatz des symbolischen Interaktionismus, der die Bedeutung der Anderen für die Entwicklung des Selbst in den Fokus rückt. Von den modernen Ansätzen zur Definition und Entwicklung von Identität erscheinen mir die Konzepte der hybriden Identität von Hall (1994/2004) und Mecheril (2003/2004) sowie die Frage der Identitätskonstruktion von Keupp et al. (2006) als besonders fruchtbar für die Frage nach der Konstruktion von Identität in deutsch-französischen Partnerschaften.

2.2.1 Klassische Ansätze zur Entwicklung von Identität

Erste philosophische Vorstellungen über das Selbst-Sein des Menschen und den Gründen des Handelns entstehen in der Zeit der Aufklärung, so z.B. durch Kant, der eine Befreiung von der *„selbstverschuldeten Unmündigkeit"* fordert oder auch durch Herder, der die Menschen auffordert, das „*eigene Maß*" zu finden (zitiert nach Keupp et al. 2006, S. 19). Diesen Konzepten des Selbst liegt der Gedanke eines „*vollkommen zentrierten und vereinheitlichtem Individuums*" zugrunde, das mit Vernunft, Bewusstsein und Handlungsfähigkeit ausgestattet ist (Hall 1994, S. 181). Psychologisch gesehen entspricht diesem Gedanken die Vorstellung eines „*wahren Ich, eines wirklichen Ich, das in uns vorhanden und in den Schalen all der zahlreichen falschen Ichs verborgen ist, die wir dem Rest der Welt präsentieren*" (ebd., S. 67).

Dem klassischen Identitätsbegriff von Erikson liegen ebenfalls Vorstellungen von Einheit, Kontinuität und Kohärenz zu Grunde. Zwar geht Erikson davon aus, dass sich Identität lebenslang weiterentwickelt, ein innerer Kern der Identität muss sich ihm zufolge aber bis zum Ende der Adoleszenz gebildet haben.

Das Gefühl, eine Identität zu besitzen, beruht laut Erikson „*auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen.*" (Erikson 1973, S. 18). Dies bedeutet, dass Identität erst in der Reflexion entsteht, sowohl hinsichtlich der Selbst-Wahrnehmung des eigenen Kerns als auch durch das Bewusstsein, dass andere diesen Kern erkennen können. Ich-Identität ist damit mit der sozialen Realität eng verbunden. Sie ist die „*Summe der Selbst-Vorstellungen, die aus den durchlebten Krisen der Kindheit stammen*" (ebd., S. 190).

Das Wahrnehmen der Ich-Identität verlangt eine „*Persönlichkeitsreife*", die der Mensch bis zum Ende der Adoleszenz aus „*der Fülle seiner Kindheitserfahrungen entnommen haben muss, um für die Aufgaben des Erwachsenenlebens gerüstet zu sein*" (Erikson 1957, S. 114).

Adoleszenz kann nur dann richtig abgeschlossen sein, wenn der Mensch seine Kindheitsidentifikation und Kindheitserfahrungen zu einer neuen Ich-Identität weiterentwickelt hat. Auf Basis dieser neuen Ich-Identität ist der erwachsene Mensch in der Lage „*Entscheidungen zu treffen, die mit wachsender Beschleunigung zu immer endgültigeren Selbstdefinitionen, zu irreversiblen Rollen und so zu Festlegungen ‚fürs Leben' führen*" (Erikson 1973, S. 136f). Gelingt dies nicht, drohen Identitätsdiffusionen, die sich insbesondere in Umbruchsituationen oder Krisen zeigen und eine eingeschränkte Handlungsfähigkeit zur Folge haben können.

Identitätsbildung beginnt oder endet laut Erikson aber nicht in der Adoleszenz. Sie beginnt bei der ersten Selbst-Wahrnehmung des Säuglings und den Erfahrungen in der frühen Kindheit. Diese Selbsterfahrungen sind jedoch noch sehr krisenanfällig und erfordern bei kritischen Lebensereignissen und Brüchen eine Umorientierung und Verhaltensänderung. Im Erwachsenenleben setzt sich laut Erikson die Identitätsentwicklung in drei Stadien fort. Diese Stadien betreffen die Fragen der Fähigkeit zur Intimität gegenüber einer starken Selbstbezogenheit im frühen Erwachsenenalter, die Entwicklung von Generativität im Gegensatz zu einer Stagnierung im mittleren Erwachsenenalter und die Frage der Integrität gegenüber Verzweiflung und Ekel im hohen Erwachsenenalter.

Erikson geht davon aus, dass Intimität mit dem anderen Geschlecht auf sexueller und psychologischer Art erst dann möglich ist, wenn die Identität eines Menschen relativ gut entwickelt ist. Ist eine Reife in diesem Bereich nicht entstanden, können Isolation und gestörte zwischenmenschliche Beziehungen bzw. Distanzierungen die Folge sein. Diese Distanzierung bedeutet, dass der Mensch versucht „*Einflüsse und Menschen von sich fernzuhalten, zu isolieren und, falls notwendig, zu zerstören, die einem für das eigene Wesen gefährlich erscheinen*" (Erikson 1979, S. 28). Es kann also aus einer gestörten Eigenwahrnehmung ein gestörtes Verhältnis zur Fremde entstehen. Das Problem der Generativität ist mit der Elternschaft verbunden. Menschen, die keine Generativität entwickeln, benehmen sich oft „*als seien sie ihr eigenes, einziges Kind*" (ebd., S. 29). Eng hiermit verbunden ist die Frage der Integrität. Diese bezieht sich auf die Fähigkeit, „Sorge *für Dinge und Menschen*" auf sich zu nehmen, es „*bedeutet die Annahme seines einen und einzigen Lebenszyklus (…) und die Bejahung der Tatsache, dass man für das eigene Leben allein verantwortlich ist*" (ebd., S. 30). Menschen, die keine Integrität besitzen, sind nicht in der Lage, Verantwortungen für Menschen, Dinge und für sich selbst zu übernehmen.

Neben Eriksons Theorie zur Entwicklung von Identität bieten auch soziologische Konzepte vom Subjekt einen Ansatzpunkt zum Verständnis moderner Identitätstheorien. Der symboli-

sche Interaktionismus analysiert beispielsweise, wie es der Einzelne schafft, die Erfahrungen in unterschiedlichen Lebenswelten und Rollen so miteinander zu verbinden, dass der Aufbau einer Identität gelingt. So verwendet beispielsweise Mead (1934) die Begriffe „*I"* und „*Me*", um die Fähigkeit des Individuums zu beschreiben, durch Interpretationsleistungen verschiedene Rollenanforderungen miteinander in Einklang zu bringen und im Laufe des Lebens zu einer stabilen Identität zusammenzufassen. „Me" bezeichnet dabei laut Mead (1934) die Vorstellungen der anderen, die das Subjekt übernimmt und in sozialen Rollen lebt, „*I*" bezieht sich dagegen auf die persönliche Identität bzw. die Persönlichkeit des Menschen. Beide müssen vom Subjekt miteinander verbunden und in Einklang gebracht werden, um sich in die Gesellschaft zu integrieren. Stabile Identitätswahrnehmungen entstehen dabei durch die „*Regelmäßigkeiten in den Zuschreibungen*" (Engel/ Osterrath 1979, S. 182), die sich jedoch weiter entwickeln können, wenn das Subjekt Diskrepanzen zu seiner Umwelt empfindet. Erst durch die Relativierung und Analyse des „Me" durch das „*I*" entsteht somit das „*Self*".

Theorien zur Sozialisation im Erwachsenenalter greifen oft auf den symbolischen Interaktionismus zurück, um Identitätsentwicklungen nach Abschluss der Adoleszenz zu erklären. Unterschieden wird hier in der Regel eine primäre Sozialisation, in der das Kind bzw. der Jugendliche „*die Fähigkeit erwirbt, als Subjekt zu handeln*" (Griese 1979, S. 95). Die sekundäre Sozialisation bezieht sich dagegen auf das Lernen von (neuen) sozialen Rollen, wobei jedoch auf bestehende Fertigkeiten zurückgriffen wird und immer nur Teilaspekte der Person betroffen sind. Betont wird jedoch im Gegensatz zu früheren Theorien, dass eine lebenslange Sozialisation – und eine Weiterentwicklung der Identität – möglich ist: „*Die einzelnen Lebensphasen werden dann als Teile einer zeitlichen Abfolge sichtbar, die sich nicht mit dem Erreichen des Erwachsenenalters erschöpft und nicht entlang eines Kontinuums zunehmenden Fortschritts abläuft*" (Kohli 1979, S. 106).

Auch diese Ansätze gehen davon aus, dass jedes (erwachsene) Subjekt ein ‚wirkliches Ich' besitzt, das sich während der Kindheit und Jugend entwickelt und durch die Gesellschaft geformt wird. Sozialisation wird dabei als der Erwerb dauerhafter Handlungsdispositionen verstanden. Eine Anpassung an neue Bedingungen ist jedoch möglich, wenn es gelingt, „*kontinuierliche Übergänge*" zu schaffen (Kohli 1979, S. 112). Überwiegend wird in diesem Kontext eine Identität oder Biographie dann als geglückt wahrgenommen, wenn sie etwas „*Stabiles, Dauerhaftes und Unverrückbares*" aufzeigt (Eickelpasch/ Rademacher 2004, S. 22). Aufgrund unterschiedlicher Rollenerfahrungen und Erlebnissen in den verschiedenen Lebenswelten kann Identität jedoch widersprüchliche Aspekte aufweisen.

Die Gedanken von Identität mit einem festen und stabilen ‚inneren Kern', der dauerhaft das Denken und Handeln des Menschen bestimmt, ist in der Postmoderne in die Kritik geraten. Vor allem Eriksons Identitätsmodell scheint heute, unter den Bedingungen einer fragmentierten und globalisierten Gesellschaft, nicht mehr auszureichen, um Identität zu begreifen. Einige Autoren fordern deshalb, sich ganz von Eriksons Identitätsmodell zu verabschieden, andere greifen dagegen Kernaspekte von Erikson auf, um die Entstehung von Identität in der postmodernen Gesellschaft zu erklären. So wird z.B. darauf verwiesen, dass bereits Erikson die Prozesshaftigkeit der Identitätsbildung und ein Stufenmodell der Identitätsbildung betont, auch wenn für ihn die Identitätsentwicklung am Ende der Adoleszenz weitgehend abgeschlossen ist. Zu verstehen ist dieser Ansatz, wenn man von der für seine Zeit gültigen Wahrnehmung der Berechenbarkeit von gesellschaftlichen Prozessen und der relativ hohen Kontinuität von Lebenswelten ausgeht, die in einer postmodernen und globalen Gesellschaft nach allgemeiner Ansicht nicht mehr gegeben sind. Immanent ist seiner Theorie allerdings bereits der Gedanke, dass Identität immer wieder neu konstruiert wird und dass es möglich ist „*unsere eigene Zukunft selbst in die Hand nehmen (zu) können*" (Abel 2010, S. 443).

2.2.2 Multiple bzw. hybride Identität im Kontext von Migrationen

Aktuelle bzw. postmoderne Ansätze zur Erklärung von Identität basieren auf der Annahme, dass sich die Lebensbedingungen und die Formen der Vergesellschaftung durch die Globalisierung stark verändert haben, z.B. hinsichtlich der veränderten Bedingungen des Arbeitsmarktes und der Veränderung der Familienstrukturen und Geschlechterrollen, aber auch durch die Intensivierung weltweiter sozialer Beziehungen, durch eine mediale Globalisierung oder durch weltweit zunehmende Migrationsbewegungen. Biographische Unsicherheiten und Diskontinuitäten werden durch die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen zum Regelfall, insbesondere im Kontext von Migrationen. Kennzeichen dieser Postmoderne ist es, dass sich Erfahrungen und Phänomene nicht mehr eindeutig zuzuordnen lassen, sondern jeweils gedeutet und interpretiert werden müssen.[3]

Vor diesem Hintergrund ist eine Reihe von neuen Identitätsmodellen entstanden, die davon ausgehen, dass Individuen *„in modernen Gesellschaften über immer mehr unterschiedliche Identitäten (verfügen)"* (Müller 2011, S. 50) und der Einzelne zunehmend selber für die Gestaltung und Sinngebung seines Lebens verantwortlich ist. Es ist die Rede von einem „*Zwang*

---

[3] Eine genaue Analyse dieser Verunsicherung und ihrer Bedeutung liefert beispielsweise Baumann (1999/2007 etc.) oder auch Beck (1986 etc.).

zur Selbst-Verwirklichung“ (Eickelpasch/ Rademacher 2004, S. 6). Identitätsarbeit wird in diesem Zusammenhang als ein offener Prozess verstanden, der nicht abgeschlossen und vollkommen gedacht werden kann. Identität ist zunehmend dezentriert und fragmentiert – die Vorstellung eines festen Identitätskerns, der sich in der Kindheit und Adoleszenz herausbildet und zum Ende der Adoleszenz weitgehend gefestigt hat, wird weitgehend abgelehnt. Gerade deshalb wird jedoch die Frage nach der Kontinuität der Identität zum zentralen Thema, *„welche von Situation zu Situation bestätigt werden muss und als eine Art situationsübergreifende Identität Ordnung, Verantwortung und geistige Gesundheit garantiert“* (Müller 2011, S. 51).

2.2.2.1 Der Ansatz der „hybriden Identität“ von Hall

Ein bedeutender Vertreter des ‚neuen‘ Identitätsbegriffs ist Hall, der im Kontext der Cultural Studies und vor dem Hintergrund seiner eigenen Migrationserfahrungen in Großbritannien den Begriff der ‚hybriden Identität‘ entwickelt hat. Hall geht davon aus, dass die klassischen Vorstellungen von Identität heute nicht mehr greifen, da sich die „*großen kollektiven Identitäten der Klasse, der ‚Rasse’, des sozialen Geschlechts und der westlichen Welt*“ (Hall 1994, S. 69) durch die Aufhebung von klaren nationalen und kulturellen Zugehörigkeiten aufgelöst haben und nicht mehr als homogene und einheitliche Gruppen gedacht werden können.

Für Hall ist Identität ein Konstrukt, das „*immer innerhalb - nicht außerhalb - der Repräsentation konstruiert wird*“ (ebd., S. 26), also innerhalb von Diskursen und kulturellen Systemen entsteht und vom „*Blick des Anderen*“ (ebd., S. 73) beeinflusst ist. Identitäten sind „*symbolisch in Raum und Zeit verortet*“ (ebd., S.210) und werden durch historische, kulturelle oder politische Erfahrungen geprägt.

Diese Anerkennung von „*Geschichte, Sprache und Kultur für die Konstruktion von Subjektivität und Identität*“ (ebd., S. 20) beschreibt Hall mit dem Begriff der Ethnizität. Er fordert jedoch, den Begriff aus dem Umfeld des rassistischen Diskurses und von Nationalismus, Rassismus und Staat zu lösen. Stattdessen möchte er den Begriff der Ethnizität so verstanden wissen, „*dass wir alle von einer bestimmten gesellschaftlichen Position aus sprechen, aus einer bestimmten Geschichte heraus, aus einer bestimmten Erfahrung, einer bestimmten Kultur.“* (ebd., S. 23)

Entsprechend versteht er kulturelle Identität als gemeinsame kulturelle Erfahrungen, die jedoch „*neben vielen Ähnlichkeiten auch die entscheidenden Punkte einer tiefen und signifikanten Differenz*“ (ebd., S. 29) aufweisen, da Brüche, Diskontinuitäten und die Interpretation der Vergangenheit entscheidende Einflüsse auf die Entwicklung von kultureller Identität haben.

Eine Hauptquelle kultureller Identität sind in der heutigen Zeit nationale Kulturen, wobei vor allem Sprache eine Schlüsselrolle zur Vereinheitlichung der Kultur einer Nation zukommt. Hall bezweifelt aber, dass kulturelle Differenzen durch eine nationale Identität aufgelöst werden, da sich Nationen aus verschiedenen Klassen, Geschlechtern und ethnischen Gruppen zusammensetzen. Für ihn sind deshalb alle modernen Nationen immer *„kulturell hybrid*." (ebd., S. 207)

Durch die zunehmenden Erfahrungen mit Migration entstehen zudem laut Hall „*kulturelle Identitäten, die nicht fixiert sind, sondern im Übergang zwischen verschiedenen Positionen schweben, die zur gleichen Zeit auf verschiedene kulturelle Traditionen zurückgreifen und die das Resultat komplizierter Kreuzungen und kultureller Verbindungen sind*" (ebd., S. 218). Menschen mit Migrationserfahrungen haben weiterhin existierende Bindungen zu den Orten ihrer Herkunft und zu den Geschichten und Traditionen der Herkunftskulturen. Sie haben jedoch nicht „*die Illusion, zur Vergangenheit zurückkehren zu können. Sie sind gezwungen, mit den Kulturen, in denen sie leben, zurechtzukommen, ohne sich einfach zu assimilieren und ihre eigene Identität vollständig zu verlieren*" (ebd.). Diese Menschen sind „*das Produkt mehrerer ineinander greifender Geschichten und Kulturen"* und haben *„zu ein und derselben Zeit mehrere ‚Heimaten' und nicht nur eine besondere Heimat"* (ebd.). Menschen mit hybriden Kulturen können deshalb laut Hall zu Übersetzern werden, da sie zwischen den kulturellen Sprache und Gewohnheiten vermitteln und übersetzen können.

Identität wird damit von Hall flexibel, offen und ohne festen Kern gedacht. Sie entsteht im Kontext kultureller Erfahrungen und ist beeinflusst durch die individuelle Verarbeitung dieser Erfahrungen sowie durch die Reflexion der Reaktionen Anderer auf die eigene Person. Hybride Identitäten können bei der gleichzeitigen Verortung in mehreren kulturellen Kontexten entstehen. Offen bleibt bei Hall jedoch, wie bei Subjekten mit hybriden kulturellen Erfahrungen Identität entsteht bzw. ob und wie das Individuum auch bei uneindeutigen Zuordnungen und einer flexiblen Interpretation des Selbst für sich selbst im gelebten Augenblick Kohärenz und Authentizität erfährt und vermittelt.

2.2.2.2 Das Konzept der Unreinheit von Mecheril

Auch Mecheril geht in seinem Buch „Politik der Unreinheit" (2003) auf hybride Identität ein. Hybridität bezieht sich dabei für ihn auf „*soziale und personale Phänomene der Uneindeutigkeit und Mehrdeutigkeit*" (Mecheril 2003, S.14). Hybride Identitäten stellen damit ausschließlich gedachte nationale und kulturelle Identität in Frage. Hybride Andere sind für Mecheril „*im Prinzip Unentscheidbare, Mehrfachzugehörige, mindestens zweifache Mitglieder, doppelt*

wirksam und doppelt verbunden, mindestens zweifache Nicht-Mitglieder, doppelt nicht-wirksam und doppelt unverbunden“ (ebd., S. 21). Sie leben in mehreren Welten gleichzeitig, sind damit „*unrein*“ und lassen sich nicht einem klaren „*Wir*“ oder „*Nicht-Wir*“ (ebd.) zuordnen.

Mecheril widerspricht damit klassischen Migrationsmodellen, die davon ausgehen, dass Identität nur einheitlich und in der Identifikation mit einer Kultur gedacht werden kann. Bei seinem Ansatz wird „*Identität als Differenz*“ (ebd., S. 24) und damit immer als Mischung gedacht. Für ihn sind diese hybriden Identitäten heute der Normalfall und somit eine Tatsache, mit der sich Wissenschaft und Politik auseinandersetzen müssen.

Mecheril widerspricht mit seinem Verständnis von Identität damit dem Ansatz von Hartmut Esser, der Mehrfachintegration zwar „*möglich, faktisch jedoch kaum wahrscheinlich*“ (Esser 1999, S. 41) hält. Esser befürwortet ein Assimilationsmodell, das von Migranten erwartet, dass sie sich der Mehrheitsgesellschaft anpassen, damit sie gleiche Chancen erhalten. Er geht davon aus, dass sich dann das Fremde bzw. die Fremdheit auflösen kann. Mecheril kritisiert diesen Ansatz, da auch bei einer geglückten Anpassung an die Kultur des Aufnahmelandes, Migranten häufig weiter als die Anderen wahrgenommen werden. Er plädiert deshalb für eine Anerkennung von Differenz und der „*unreinen Anderen*“ (Mecheril 2003, S. 43)[4].

2.2.3 Zum Begriff der kulturellen Identität

Ausgehend von den aktuellen Identitätsmodellen von Hall und Mecheril soll an dieser Stelle der Begriff der kulturellen Identität noch einmal vertieft werden.

Hall und Mecheril verstehen kulturelle Identität als gemeinsame kulturelle Erfahrungen, die jedoch „*neben vielen Ähnlichkeiten auch die entscheidenden Punkte einer tiefen und signifikanten Differenz*“ (Hall 1994, S. 29) aufweisen. Kulturelle Identität ist in diesem Sinne nie eindeutig sondern immer eine Mischung. Multiple kulturelle Zugehörigkeiten (hybride Identitäten) sind für sie heute der Normalfall. Hybridität wird damit nicht nur auf gesellschaftlicher Ebene, sondern auch auf individueller Ebene gedacht. Sie bezieht sich auf die Tatsache, dass sich Menschen mit multiplen kulturellen Identitäten in verschiedenen Kulturen ‚zu Hause‘ fühlen und im Alltag zwischen verschiedenen (kulturellen) Lebensformen wechseln. Auch

[4] Welche Problematik dies beinhaltet und welche Lösungsansätze Mecheril vorschlägt, soll an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden, da für Mecheril der gesellschaftspolitische Umgang mit Fremdheit im Fokus steht, der für die gewählte Blickrichtung auf eine individuelle Wahrnehmung von Fremde und Heimat keine zusätzlichen Erkenntnisse bringt.

Stichweh greift in seinen Überlegungen zum Fremden diesen Aspekt auf und verdeutlicht, dass „*das einzelne Ich (…) nicht mit der Gesamtheit seiner/ihrer Lebensvollzüge in eine bestimmte Kultur eingeschlossen (ist); es ist vielmehr situativ wechselnd und in schneller Abfolge und oft gleichzeitig ein Partizipant an einer Pluralität von Kulturen*." (Stichweh 2010, S. 200). Er geht in diesem Zusammenhang sogar noch einen Schritt weiter und betont, dass alle Identitäten „*Teilzeitidentitäten*" (ebd., S. 158) sind, also eine *„Identitätsartikulation zunächst nur für den Ort und den Zeitpunkt gilt, an dem sie vorgetragen wird."* (ebd., S. 159)

Die „*Position zwischen den Stühlen*" (Räthzel 1999, S. 212) kann dabei als eine Stärke und nicht (nur) als Schwäche wahrgenommen werden. Damit werden die Chancen durch Vermischung nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch für das Individuum in den Fokus gerückt. Hybridität lässt sich hier „*re-interpretieren als Fähigkeit, sich aktiv zu verhalten gegenüber den differenzierten Anforderungen ‚ethnischer'/kultureller Vielfalt in den gegenwärtigen Gesellschaften"* (ebd., S. 215). Die Chance für das Individuum liegt dabei in der Fähigkeit, durch den Rückgriff auf verschiedene kulturelle Erfahrungen mehr Ressourcen für die eigene Handlungsfähigkeit entwickeln zu können und damit flexibler auf die Anforderungen des modernen Lebens reagieren zu können.

Hamburger schlägt ebenfalls vor, im Migrationskontext ein Gegenbild zur Identitätsdiffusion zu entwickeln und stellt folgende These auf: „*Das Leben in zwei Kulturen enthält Entwicklungsanreize, die als Anregungen zum Vergleich zwischen jeweils mindestens zwei Handlungs- und Interpretationsmodellen wahrgenommen werden und die nicht zu einer möglicherweise unbewussten Unterordnung unter ein Modell, sondern zur reflexiven Wahl einer Alternative veranlassen. Wenn sich dabei zwei Anforderungen kontradiktorisch gegenüberstehen, kann dieses Dilemma zur kreativen Herausbildung einer prinzipienorientierten Synthese provozieren*" (Hamburger 1997, S. 9f). Auch Geiger fordert, den starren Identitätsbegriff bzw. einen statischen Kulturbegriff zu hinterfragen: „*Realitätsnäher wäre es freilich zu erkennen, dass in unserer Gesellschaft jeder Mensch an mehreren, sich widerstreitenden, aber koexistierenden Kulturen teil hat, seine individuelle Identität also aus der Verarbeitung unterschiedlicher, koexistierender kollektiver Identitäten erwächst*" (Geiger 1987, S. 221). Migration kann also als Chance sowohl für den Migranten selber – im Sinne eines Autonomiegewinns – als auch für die Gesellschaft – im Sinne von Kulturentwicklung – sein.

Gemeinsam ist diesen Definitionsrichtungen, dass sie kulturelle Identitäten nicht als fest oder einheitlich verstehen, sondern im Sinne einer individuellen Interpretation der kulturellen Rahmenbedingungen und Möglichkeiten.

Anhänger eines Kulturbegriffs, der die prägende Wirkung von Kultur ins Zentrum stellt, gehen dagegen davon aus, dass sich kulturelle Identität immer auf eine Kultur bezieht. Zwar ist bei einer Migration eine Identifikation mit der (Leit-)Kultur der Aufnahmegesellschaft denkbar und auch wünschenswert, es wird jedoch davon ausgegangen, dass durch die Auseinandersetzung mit beiden Kulturen – zumindest in den ersten Jahren, zum Teil jedoch auch über Generationen hinweg - mit einer Identitätsdiffusion zu rechnen ist.

Durch das Leben zwischen zwei Kulturen entsteht für Migranten eine Zerrissenheit, die sich krisenhaft auf die eigene Identität auswirkt, da sie nicht wissen, wohin sie gehören und wer sie sind. Zur Wiedergewinnung der eigenen Stabilität werden in diesem Zusammenhang oft zwei Strategien identifiziert: entweder die Beibehaltung der eigenen kulturellen Identität (mit oder ohne Kontakt zur Kultur der Aufnahmegesellschaft) oder die Assimilation an die Kultur der Aufnahmegesellschaft bei gleichzeitiger Aufgabe der eigenen kulturellen Identität.

So ist beispielsweise für Esser eine Integration nur in Form der Assimilation möglich (Esser 1999, S. 22). Eine Vielfalt von unterschiedlichen kulturellen und ethnischen Lebensweisen ist für ihn vor diesem Hintergrund „*nur im Rahmen der dafür typischen Verfassung und ‚Leitkultur'*“ (Esser 2004, S. 52) einer Aufnahmegesellschaft denkbar. Eine Mehrfachintegration in zwei Kulturen ist für Esser ein „*logisch zwar möglicher, faktisch jedoch kaum wahrscheinlicher Fall*“, da sie „*ein Ausmaß an Lernaktivitäten und Gelegenheiten (erfordert), das den meisten Menschen verschlossen ist, und das erst recht bei den üblichen (Arbeits-)Migranten*“ (Esser 1999, S. 21f). Esser hält deshalb – wenn überhaupt - eine multiple Inklusion nur „*bei speziellen Gruppen, wie Akademikern oder Künstlern*“ (Esser 2004, S. 47f) für möglich.

Claessens verknüpft die kulturelle Identität ebenfalls eng mit der nationalen Identität. Durch die (angeborene) nationale Identität erhält das Individuum auch eine kulturelle und soziale Identität. Diese sind gewissermaßen sein „*Schicksal*“, da sie die „*Wege der Selbstfindung unter hohem sozio-kulturellem Druck*“ (Claessens 1991, S. 46) bestimmen. Ein Ausbrechen aus diesen starken Strukturen gelingt nur starken Menschen, labil erzogene Menschen passen sich später eher an. Das Ausbrechen aus diesen festen Strukturen ist zwar leichter, wenn sich soziale, politische und kulturelle Verhältnisse ändern, „a*ber auch dann gilt die Regel, dass die uns mitgelieferten ‚Hüllen' der nationalen, sozialen und kulturellen Identität als sozusagen bereitstehenden Garanten unserer inneren und nach außen sich in unserem Verhalten darstellenden Identität ‚im Grunde' von uns hoch geschätzt werde*n“, da wir „*normal*“ sein wollen (ebd., S. 47). Beim Leben in fremden Kulturen kann dieses Bestreben nach Normalität zu

identitären Krisen führen, da das eigene Verhalten hier falsch sein kann und nicht den eigenen Erwartungen entspricht.

2.2.4 Das Konzept der „Patchwork-Identität“

Auch Keupp et al. gehen in ihrem Konzept der „Patchwork-Identität“ davon aus, dass Identitätsbildung prozesshaft, projektbezogen und kreativ ist und sein muss. Identitätsarbeit wird zu einer alltäglichen Aufgabe, die zwangsläufig unabgeschlossen bleibt und „*als ein subjektiver Konstruktionsprozess zu begreifen ist, in dem Individuen eine Passung von innerer und äußerer Welt suchen*“ (Keupp et al. 2006, S. 7). Wie dieses Passungsverhältnis hergestellt wird, ist dabei individuell verschieden.

Für Keupp et al. ergibt sich ausgehend von diesem Identitätsverständnis die Frage, wie es Subjekte dennoch schaffen, die Möglichkeitsräume und Widersprüchlichkeiten für sich zu ordnen und ein eigenes Selbstverständnis zu entwickeln, das trotz seiner Offenheit für den Einzelnen im gelebten Moment kohärent ist. Um diese Frage beantworten zu können, analysieren Keupp et al. wie heute prozesshaft, kohärent und diskursiv zu verstehen sind.

Prozesshaft bedeutet dabei für ihn, dass „*Projekt und Realisierung miteinander verschleift* (sind). *Sich entwerfen und leben fallen in eins. Das Identitätsprojekt wird zu einem imaginären Fixpunkt, der beständig geändert werden kann*“ (Keupp et al. 2006, S. 83), also nicht mehr wie bei Erikson Identität als innerer Kern gedacht werden kann, der sich am Ende der Adoleszenz entwickelt hat.

Ein weiterer zentraler Faktor der Identitätsbildung ist für Keupp et al. die Frage nach der Kohärenz von Identität. Auch hier plädieren die Autoren dafür, den Begriff abgelöst von den Vorstellungen einer inneren, geschlossenen Einheit zu verstehen. Dennoch ist es für sie von zentraler Bedeutung, „*dass die individuell hergestellte Verknüpfung für das Subjekt selber eine authentische Gestalt hat, jedenfalls in der gelebten Gegenwart, und einen Kontext von Anerkennung, also in einem Beziehungsnetz von Menschen Wertschätzung und Unterstützung gefunden hat*“ (ebd., S.55). Kohärenz bedeutet somit für Keupp und seine Mitautoren, die unterschiedlichen Rollen und Erfahrungen in den verschiedenen Lebenswelten so miteinander zu verbinden, dass eine für das Individuum schlüssige Authentizität hergestellt werden kann. Gelingt es dem Subjekt nicht, sich selbst und seine Grenzen zu definieren, kann eine „*psychische Fragmentierung*“ (ebd., S. 94) die Folge sein.

Abgeleitet von diesen Erklärungsansätzen entwickeln Keupp et al. zentrale Grundprämissen für die erfolgreiche Herstellung von Identität: Identitätsarbeit besteht „*in einer permanenten Verknüpfungsarbeit, die dem Subjekt hilft, sich im Strom der eigenen Erfahrungen selbst zu begreifen*“ (ebd., S. 190). Hierbei muss das Subjekt Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft sowie die Erfahrungen in den verschiedenen Lebenswelten verknüpfen. Darüber hinaus müssen Verknüpfungen zwischen „*Ähnlichkeiten und Unterschiedlichkeiten*“ von Erfahrungen hergestellt werden. Die Konflikte zwischen den Erfahrungen können jedoch aufgrund der fragmentierten Lebenswelten nicht mehr gelöst werden. Es kommt stattdessen darauf an, „*die daraus resultierenden Spannungen zu ertragen und immer wiederkehrende Krisen zu meistern*“ (ebd., S. 196). Wichtig sind in diesem Prozess die Ressourcen, die das Subjekt zur Verfügung hat, wobei nicht die objektiv vorhandenen Ressourcen entscheidend sind, sondern das, was das Subjekt selber als Ressource wahrnimmt. Identität wird dabei zunächst in den unterschiedlichen Lebensbereichen hergestellt. Hieraus entstehen Teilidentitäten: „*Über die Verdichtung biographischer Erfahrungen und Bewertungen der eigenen Person auf der Folie zunehmender Generalisierung der Selbstthematisierung und der Teilidentitäten entsteht das Identitätsgefühl einer Person*“ (ebd., S. 269). Die Handlungsfähigkeit des Subjektes entsteht wiederum durch die Erfahrung von Kohärenz und Authentizität sowie durch die Anerkennung von Anderen.

Den Begriff der kulturellen Identität nehmen Keupp et al. dagegen eher kritisch wahr. So kritisiert Keupp et al., dass auch in aktuellen Identitätskonzepten kulturelle Identität in einer Abweichung von der Norm verstanden wird. Der Begriff basiert nach wie vor auf der Vorstellung von gemeinsamen Gruppenerfahrungen, was die Gefahr beinhaltet, dass „*das Konstrukt kultureller Identität hilft, soziale Differenzen zu verschleiern, die im Wesentlichen auf ökonomischer Benachteiligung beruhen*“ (ebd., S. 172).

2.2.5 Der Begriff der (kulturellen) Identität in dieser Arbeit

Viele der modernen Autoren betonen, dass es heute bei der Identitätsarbeit aufgrund der Fragmentierung und Komplexität des postmodernen Lebens zahlreiche Schwierigkeiten und Risiken gibt, die sich in Unsicherheiten, Orientierungslosigkeit und Diffusion zeigen können. Besonders betroffen sind von den Risiken Menschen, die durch persönliche Erfahrungen und Entwicklungen, Schwierigkeiten haben, ein authentisches Selbst zu entwickeln. Darüber hinaus sind jedoch auch ökonomische und soziale Benachteiligung bzw. Erfahrungen von Nicht-Anerkennung und Ausgrenzung zentrale Faktoren für das Nicht-Gelingen von Identität. Neben den Risiken der Identitätsbildung werden jedoch auch insbesondere von den Anhän-

gern eines offenen, flexiblen und kulturell hybriden Identitätsbegriffs die Chancen einer offenen Identitätsarbeit betont, gerade auch im Kontext von Migration und Fremdheitserleben: So kann das „*Leben im Zwischenbereich*“ laut Eickelpasch und Rademacher „*unbequem sein, irritierend und lästig“* (Eickelpasch/ Rademacher 2004, S. 9). Es kann aber auch *„den Blick schärfen und Quelle kreativer Selbstfindung und subversiver Kraft sein*“ (ebd.). Auch Keupp, Mecheril und Hall sehen in der Erweiterung der Möglichkeitsräume und dem Leben mit mehreren Kulturen eine Chance für Freiheit und die individuelle Gestaltung des eigenen Lebens.

Ausgehend von den dargestellten Ansätzen von Identität soll dieser Arbeit ein Identitätsbegriff zugrunde gelegt werden, der die Unabgeschlossenheit und Offenheit von Identität in den Blickpunkt rückt. Identitätsarbeit wird als offener Prozess verstanden, der die Möglichkeit der ständigen Wandlung und Weiterentwicklung von Identität beinhaltet.

Identität ist von kulturellen und gesellschaftlichen Erfahrungen beeinflusst, die jedoch subjektiv verarbeitet und interpretiert werden. Entsprechend der Vorstellungen von Hall und Mecheril ist – gerade vor dem Hintergrund von Migrationserfahrungen – Identität hybrid und mehrdeutig gedacht, d.h. eine gleichzeitige Verortung in mehreren Kulturen, Sprachen, Traditionen und Heimaten ist möglich und in interkulturellen Kontexten sogar wahrscheinlich. Ich möchte jedoch an dieser Stelle einen Schritt weitergehen und die Entstehung von mehrdeutigen Identitäten auch im Zusammenleben mit einem Partner aus anderen kulturellen Zusammenhängen in den Raum stellen. So halte ich es für möglich, dass in deutsch-französischen Partnerschaften auch der nicht migrierte Partner durch den besonders engen und intensiven Kontakt mit seinem migrierten Partner und dessen kulturellen Hintergrund, Elemente aus der ‚anderen‘ kulturellen Kontext so verinnerlichen kann, dass für ihn hybride Strukturen entstehen.

Aufgreifen möchte ich auch den Gedanken von Keupp et al., die betonen, dass es eine zentrale Leistung ist, die einzelnen Elemente der Identität sinnvoll miteinander zu verknüpfen, so dass Kohärenz und Authentizität in einem bestimmten Moment gelebt werden kann. Die Fähigkeit, sich selbst zu erkennen und wahrzunehmen, ist dabei eine Voraussetzung für die Entstehung von Handlungsfähigkeit und die Bewältigung von Brüchen und Krisen, aber auch für die Möglichkeit ‚Fremdes‘ als Chance zu begreifen und für sich selbst zu nutzen.

2.3 Fremde

Fremdheit bzw. das Fremde wird in vielen Texten zur Migrationsthematik – insbesondere auch in vielen Schriften zur binationalen oder bikulturellen Ehe - pauschal als das vom Eigenen Abgrenzbare und Konträre beschrieben. Oft wird zudem die/der Fremde als allgemeiner

Begriff zur Bezeichnung des ‚neuen' Aufenthaltslandes bzw. des Menschen ‚aus einem anderen Land/ einer anderen Kultur' verwendet. Dabei versteht sich das Fremde oft als „*undurchschaubar und unergründlich*" (Reuter 2002, S. 10). Es „*löst Unruhe aus, bedroht die Identität und durchbricht die Tradition*" (ebd., S. 10). Das Eigene erscheint dagegen als das Eindeutige und Transparente, das Zugehörigkeit bzw. Heimatgefühle vermittelt. Es bezieht sich in der Regel auf das Herkunftsland bzw. die Herkunftskultur.

Theoretische Ansätze – vor allem moderne Ansätze, die die verschiedenen Bedeutungsebenen von Fremdheit analysieren – finden dagegen nur selten Eingang in empirische Studien zu Migration und binationaler Ehe. Da mir vor allem soziologische und psychoanalytische Ansätze geeignet erscheinen, die Wahrnehmung und den Umgang mit Fremde in deutsch-französischen Partnerschaften zu erklären, möchte ich im folgenden einen kurzen Überblick über einige Ansätze zur Bedeutung von Fremde geben.

2.3.1 Fremde aus soziologischer Sicht

2.3.1.1 Fremde in der klassischen Soziologie

In der klassischen Soziologie wird überwiegend von einer klaren Differenzierbarkeit des Eigenen und des Fremden ausgegangen, Unterschiede innerhalb des Eigenen und des Fremden werden dagegen kaum thematisiert. Da viele moderne Texte auf die Beschreibung des Fremden durch Simmel und Schütz zurückgreifen sollen diese Typisierungen des Fremden hier kurz aufgegriffen werden.

Simmel analysiert in seinem „Exkurs über den Fremden" (Simmel 1908/1992) die Rolle und die Kennzeichen ‚des Fremden'. Für ihn ist der Fremde nicht „*der Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern der, der heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potenziell Wandernde, der, obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat"* (Simmel 1908/1992, S. 764). Er trifft dabei auf eine an einem Ort fixierte Gruppe. In diese Gruppe bzw. in den Raum, in dem diese Gruppe lebt, bringt der Fremde „*Qualitäten, die aus ihm nicht stammen und stammen können*" (ebd., S. 765). Gerade weil er nicht in diesem Raum bzw. in dieser Gruppe aufgewachsen ist, „*steht er allen diesen mit der besonderen Attitüde des ‚Objektiven' gegenüber"* (ebd., S. 767). Die Objektivität bedeutet für den Fremden auch Freiheit, da er „*durch keinerlei Festgelegtheiten gebunden (ist), die ihm seine Aufnahme, sein Verständnis, seine Abwägung des Gegebenen präjudizieren könnten*" (ebd.). Simmels Blickrichtung ist also auf den Fremden selber gerichtet, die eigene Gruppe wird dagegen als solche nicht differenziert. Fremde ist dennoch für Simmel

auch eine Chance – sowohl für den Fremden selber, als auch indirekt für die aufnehmende Gruppe, die durch seine Andersartigkeit und Objektivität Möglichkeiten des Wandels erhält.

Schütz wählt einen wissensoziologischen Ansatz und definiert den Fremden als jemanden, „*der von der Gruppe, welcher er sich nähert, dauerhaft akzeptiert oder zumindest geduldet werden möchte*“ (Schütz 1944/1972, S. 53). Der Fremde trifft jedoch als Nicht-Wissender auf die Gruppe und wird hier mit einer für ihn fremdartigen sozialen und kulturellen Welt konfrontiert. Er kann somit nicht einschätzen, wie seine eigenen Verhaltensweisen in dieser Gruppe wirken. Hierdurch wird sein Vertrauen in die „*Gültigkeit des habituellen ‚Denkens-wie-üblich‘*“ (ebd., S. 62) erschüttert, die „*Kultur- und Zivilisationsmuster der Gruppe, welcher sich der Fremde nähert, sind für ihn kein Schutz, sondern ein Feld des Abenteuers, keine Selbstverständlichkeit, sondern ein fragwürdiges Untersuchungsthema, kein Mittel um problematische Situationen zu analysieren, sondern eine problematische Situation selbst und eine, die hart zu meistern ist*“ (ebd., S. 67). Schütz sieht dabei die Gruppe, auf die der Fremde stößt, als eine homogene Gemeinschaft, deren „*Zivilisationsmuster*“ (ebd., S. 59ff) jedoch durch die Begegnung mit dem Fremden erschüttert werden kann. Auf beiden Seiten findet somit eine „*Krisis*“ (ebd., S. 59) statt, die durch einen gegenseitigen Verständnis- und Anpassungsprozess gelöst werden muss.

Beide Ansätze betrachten den Fremden unter dem Gesichtspunkt der Differenz. Das Eigene und das Fremde stellen Gegensätze dar, die für den Fremden zu inneren Konflikten führen können. Die aufnehmende Gruppe bleibt dagegen bei diesen Ansätzen relativ unerschüttert und erscheint prinzipiell stabil und homogen. Zudem beschreiben beide Ansätze den Fremden als Träger bestimmter (abgrenzbarer) Eigenschaften beziehungsweise kultureller Muster.

2.3.1.2 Fremdheit als Beziehungsmodus

Moderne Soziologen definieren im Gegensatz zu Ansätzen der klassischen Soziologie Fremdheit oft als Beziehungsmodus, der auf Zuschreibungen beider Seiten beruht. So verstehen beispielsweise Systemtheoretiker wie Waldenfels Fremdheit als Beziehungsmodus und analysieren die Bedeutung des Fremden für das Eigene bzw. die möglichen Umgangsweisen und Erfahrungsmöglichkeiten mit dem Fremden (Waldenfels 1998 und 2006). Das Verständnis von Fremdheit als Beziehungsmodus basiert auf der Auffassung, dass in modernen Gesellschaften die Erfahrung von Fremdheit nicht mehr als Ausnahme zu verstehen ist, sondern zu einem alltäglichen Ereignis geworden ist. Eigenes und Fremdes können somit nicht mehr als Gegensätze mit festgelegten Grenzen verstanden werden, stattdessen wird „*Fremdheit relativ (…) zu Ort, Zeitpunkt und Instanz der Zuschreibung*“ (Münkler/Ladwig 1998, S. 12). Die Kontrastie-

rung von Eigenem und Fremden als differenzierbare Pole machen somit aus systemtheoretischer Sicht keinen Sinn mehr.

Fremdheit als Beziehungsmodus ist auch die Basis für Schäffters (1991) und Nestvogels (1994) Analysen der Deutungsmuster und Ordnungsschema im Umgang mit Fremdheit. Schäffter geht davon aus, dass Fremdheit an den Grenzflächen zum Eigenen erfahrbar wird. Für ihn ist Fremdheit nie eine Eigenschaft von Dingen oder Personen, sondern ein Phänomen, *„dessen Bedeutung sich nur dann voll erschließt, wenn man seine eigenen Anteile in diesem Beziehungsverhältnis mit zu berücksichtigen vermag*“ (Schäffter 1991, S. 12). Die Erfahrungen von Fremdheit beruhen dabei auf Ordnungsleistungen, die den Menschen helfen, die Welt zu gliedern und sie ihm verständlicher und vorhersehbarer machen. Schäffter definiert folgende Ordnungsmuster von Fremdheit:

Fremdheit als Resonanzboden des Eigenen: Fremdheit ist hier das „*abgetrennte Ursprüngliche*“ (ebd., S. 16) bzw. die „*Kontrastfläche*“ (ebd.) des Eigenen, ohne dass das Eigene selber nicht erfahrbar wird.

Fremdheit als Gegenbild basiert auf einer Ordnungsstruktur, die nach eindeutigen Zuordnungen bzw. klar definierten Grenzen von Eigenem und Fremdem verlangt. Bedrohtheitsgefühl und Faszination entstehen, weil das Fremde das Eigene in Frage stellt, gleichzeitig aber die Identität des Eigenen verstärkt. In dieser Konstellation kann das Fremde auch zu einer „*verführerischen unzulässigen Alternative zur reduzierten Eigenheit*“ (ebd., S. 20) werden.

Fremdheit als Ergänzung: Erfahrungen von Fremdheit können auch zu einem Entwicklungsprozess führen, bei dem das Fremde Impulse „*zur Entdeckung bisher ungeahnter Möglichkeiten*“ (ebd., S. 23) liefert. Fremdheitserfahrungen bieten hier „Se*lbsterfahrung im Sinne eines Aufdeckens von Lücken, Fehlstellen oder, wenn man will, auch von „Fehlern“* (ebd., S. 23). Entscheidend ist jedoch, wie diese Erfahrungen von Fremdheit verarbeitet werden können, damit keine Gefühle der Überforderung entstehen.

Fremdheit als Komplementarität: Bei dieser Ordnungsstruktur relativieren sich Eigenes und Fremdes wechselseitig. Es gibt keine reinen Innen- und Außenwelten bzw. keine reinen Eigen- und Fremdwelten, sondern eine offene und dynamische Struktur. Ausgangspunkt dieser Position ist die Erfahrung, „*dass sich wirklich Fremdartiges auch beim besten Willen nicht verstehen lässt und dass die interne Verarbeitungsfähigkeit in Konfrontation mit immer zahl-*

reicheren komplexen Außenbereichen schnell überfordert wird" (ebd., S. 26). Basis dieser Ordnungsstruktur ist deshalb die Anerkennung und Respektierung von Differenz.

Nestvogel baut auf diesem Verständnis von Fremdheit auf, ergänzt Schäffters Beziehungsmodi jedoch um das Ordnungsschema: „*An-Eignung oder Vereinnahmung*" (Nestvogel 1994, S. 31 ff). Bei diesem Ordnungsschema werden die Unterschiede zwischen dem Eigenen und dem Fremden nivelliert bzw. gar nicht zugelassen, die Grenzen anderer Menschen dabei oft nicht respektiert. Dies bedeutet eine Abwertung des Fremden, da „*wirklicher Respekt vor den Anderen, den Fremden sich nicht nur in der Betonung von Gemeinsamkeiten, sondern in der Achtung vor dem Anderssein (zeigt)*" (ebd., S. 56)

Eine detaillierte Analyse der Bedeutungsebenen von Fremdheit im Alltag liefert auch Reuter (2002). Ausgehend von Meads interaktionistischem Ansatz der Identitätsentwicklung beschreibt sie Fremdheit als Konstruktion, die auf einer Interaktion von Eigenem und Fremdem basiert. Sie definiert sechs Bedeutungsebenen von Fremdheit:

Fremdheit als Beziehung: Eine Bezeichnung ‚fremd' betont die Nicht-Zugehörigkeit des Anderen. Diese kann sich zum einen auf die „*räumliche, kognitive oder auch kulturelle Nähe oder Ferne*" (Reuter 2002, S. 33) zu einer anderen Person bzw. Personengruppe beziehen, zum anderen auf die „*psychische und emotional besetzte Erfahrung des Heimisch-heimlichen und Unheimlichen*" (ebd.). Die Bedeutungen des Fremden sind dabei nicht statisch und eindeutig definierbar, sondern unterliegen einem Interpretationsprozess.

Fremdheit als Zuschreibung: Da die Definition von Fremdheit auf Interpretationen beruht, Fremdheit also konstruiert wird, macht es laut Reuter keinen Sinn, nach dem Wahrheitsgehalt der Definition zu fragen. Interessant ist stattdessen, „*welche Funktion der Konstruktion des Fremden zukommt*" (ebd., S. 34). Anzunehmen ist, dass die Art und Weise, wie Fremdheit konstruiert wird, gesellschaftlich bedingt ist und „*gewissen sozialen Normierungen*" (ebd., S. 36) unterliegt.

Fremdheit als Regulativ: Zuschreibungen von Fremdheit dienen der Abgrenzung des Eigenen vom Fremden, haben also auch eine funktionale Bedeutung. Fremde wird zu einem Differenzierungskriterium, das *„eine permanente Reproduktion von Mustern der Unterscheidung bewirkt*" (ebd., S. 41). Wichtig ist, dass zwischen dem Eigenen und dem Fremden Rückkoppelungsprozesse stattfinden, die Zugehörigkeiten bzw. Nicht-Zugehörigkeiten bestätigen.

Fremdheit als Folge von Etikettierungen: Die Konstruktion von Fremdheit ist „*in spezifische Macht- und Herrschaftsverhältnisse eingelassen*“ (ebd., S. 57). In den Definitionen von Fremdheit drücken sich also „*Praktiken der Benachteiligung und Beherrschung*“ (ebd.) aus bzw. sie dienen der Verschleierung von strukturellen Ungleichheitsverhältnissen.

Fremdheit als Komplement: Entsprechend interaktionistischer Identitätsmodelle basiert die Entstehung von Identität auf der Auseinandersetzung mit dem Anderen/Fremden. Die Fremdheit des Anderen dient dabei auch der Feststellung der eigenen Einzigartigkeit. Fremdheit und Selbstbeschreibung stehen also in einem „*komplementären Bedingungsverhältnis, bei dem die eine Seite der Unterscheidung nur durch die Entgegensetzung zu einer anderen Seite Sinn macht*“ (ebd.).

Fremdheit als Ambivalenz: Fremdheit fasziniert, „*die Faszination kann (aber) genauso schnell in Angst und Schrecken umschlagen*“ (ebd., S. 63), vor allem dann, wenn einem das Fremde die Fragwürdigkeit des Eigenen vor Augen führt. Fremdheit entzieht sich somit der „*Eindeutigkeit des ‚Entweder-Oder‘*“ (ebd., S. 65), bleibt also immer ambivalent.

Dem gegenüber betont Stichweh allerdings in seinen Überlegungen zum Fremden, dass heute „*unsere primäre Erfahrung mit Fremden nicht mehr die der Ambivalenz ist, vielmehr der heute universell gewordene Fremde in der Regel durch einen dritten Status absorbiert wird, dem wir in der Normaleinstellung der Indifferenz gegenüberstehen.*“ (Stichweh 2010, S. 144) Er geht davon aus, dass Erleben von Fremde in heutigen modernen Gesellschaften so normal geworden ist, dass nicht jede Begegnung mit Fremde psychische Prozesse auslöst; was allerdings nicht bedeutet, dass in bestimmten Situationen und in bestimmten gesellschaftlichen Zusammenhängen diese Ambivalenz nicht dennoch relevant und wirksam bleibt.

Aus soziologischer Sicht ist Fremde somit ein komplexes Phänomen, das Definitionen und Interpretationen unterliegt. Fremdes und Eigenes sollten dabei als ein Beziehungsmodus verstanden werden, der in seiner Ausprägung jedoch nicht statisch ist, sondern Veränderungen unterliegt: Fremdes kann zu Eigenem werden, Eigenes kann einem auch fremd werden.

2.3.2 Fremdheit aus (ethno-)psychoanalytischer Sicht

Die Analyse der Bedeutung von Fremdheit aus (ethno-)psychoanalytischer Sicht kann ebenfalls zum Verständnis von Heimat und Fremde in deutsch-französischen Partnerschaften beitragen, da sie den Umgang mit Fremdheit mit biographischen Entwicklungen in Verbindung bringt. Aus diesem Grund sollen hier einige zentrale Aspekte des Umgangs mit Fremdheit

aufgegriffen werden – ohne jedoch im Detail auf Freud bzw. psychoanalytische Grundannahmen zum Menschen und seiner Entwicklung einzugehen.

Die Psychoanalyse betrachtet Fremde als „*die Kehrseite des Eigenen*“ (Rommelspacher 2002, S. 10) bzw. als „*ein Produkt der Projektionen eigener verdrängter Impulse*“ (ebd.). Aus diesem Grund fasziniert Fremde weil „*es das symbolisiert, was das Eigene nicht enthält*“ (ebd.) – z.B. im positiven Sinn, da es für Abenteuer, Lebendigkeit oder Ungebundenheit stehen kann, aber auch im negativen Sinn, da Fremde Zugehörigkeiten in Frage stellt bzw. die eigene Position relativiert. Die ersten Erfahrungen von Fremde und Angst entstehen dabei schon früh beim Säugling durch die Abwesenheit der Mutter. Diese Angst muss überwunden werden, um sich dem Fremden öffnen zu können.

Der Ethnopsychoanalytiker Erdheim setzt sich ebenfalls intensiv mit dem Thema Fremdheitserfahrungen auseinander. Fremd ist für ihn „*nicht einfach das, was ich nicht kenne und wovon ich nichts weiß, fremd ist vielmehr das, was mich auf merkwürdige Weise betrifft, obwohl ich es nicht kenne“* (Erdheim 1993, S. 167). Diese Ambivalenz prägt die Einstellungen zum Fremden und zum eigenen Selbst. Die ersten Trennungserfahrungen spielen dabei laut Erdheim eine entscheidende Rolle für die „*Bedeutungsvielfalt, die das Fremde im Verlauf der Lebensgeschichte entwickeln kann*“ (Erdheim 1988, S. 259).

Entscheidend für den Umgang mit Fremdheit sind weiterhin die Erfahrungen in der Adoleszenz. Das Fremde entwickelt in dieser Zeit eine besondere Faszination und Anziehungskraft: „*Das Exotische verlockt zur Flucht vor dem Eigenen, und man hofft, in der Fremde die Probleme lösen zu können, die man nur zu Hause angehen kann“* (Erdheim 1993, S. 23). Wenn Jugendliche in dieser Phase die Angst vor dem Fremden überwinden und der Faszination nachgeben, können sie einen offenen und produktiven Umgang mit Fremdheit entwickeln. Xenophobie als auch Exotismus sind dagegen Vermeidungsstrategien: *„In der Xenophobie meidet man das Fremde, um das Eigene nicht in Frage stellen zu müssen, im Exotismus zieht es einen in die Fremde, und man muss deshalb zu Hause nichts ändern*“ (Erdheim 1988, S. 261).

Auf der Ebene der Gesellschaft ist die Spannung zwischen Eigenem und Fremdem ebenfalls wichtig. Das Fremde kann hier zum Gegenpol des Eigenen werden. Grenzüberschreitungen zum Fremden sind aber für eine Kultur notwendig, da Kultur „*in der Auseinandersetzung mit dem Fremden entsteht, sie stellt das Produkt der Veränderungen des Eigenen durch die Aufnahme des Fremden dar*“ (Erdheim 1992, S. 25).

Auch Boesch (2003) analysiert die Bedeutung des Fremden für die eigene Identität bzw. das Verhältnis Fremde-Heimat. Er greift die psychoanalytische Annahme auf, dass die Differenzierung zwischen Eigenem und Fremdem in der frühen Kindheit beginnt. Das Eigene wird in diesem Prozess zum Vertrauten und Durchschaubaren, das jedoch auch Zwänge und Einschränkungen von Freiheit beinhaltet. Das Andere verlockt dagegen „*mit Abwechslung, Kompensation der heimischen Einschränkungen, es verspricht Aufregendes, Überraschendes, aber es bedroht auch in jener besonderen, oft undurchsichtigen Art, die vom Unbekannten ausgeht*“ (Boesch 2003, S. 88). Fremdheitserfahrungen sind für die Entwicklung der Identität von zentraler Bedeutung, da sie helfen „Ich“/“Nicht-Ich“ Erfahrungen und „Wir-Sie“, also Gruppen-Erfahrungen zu machen. Boesch betont in diesem Zusammenhang jedoch, dass die Ich- und die Wir-Erfahrungen einem Prozess unterliegen, sich also die Wahrnehmungen des Eigenen und des Fremden verändern: das Fremde kann zum Eigenen werden, das Eigene jedoch auch zum Fremden, beispielsweise wenn sich Menschen unterschiedlich entwickeln. Gleichzeitig kann das Fremde jedoch auch eine „*heimliche Komponente unseres Ich*“ (ebd., S. 91) sein. Dieses Fremde im Inneren kann sowohl als Bedrohung wahrgenommen werden, aber auch als Ressource bzw. Handlungspotential. Die Wahrnehmung des Fremden hängt dabei von „*dem wahrgenommenen Kräftestand, dem Handlungspotenzial und (…) den Zielen (ab), die wir verfolgen*“ (ebd., S. 97). Darüber hinaus spielt die Freiwilligkeit der Erfahrungen eine große Rolle.

Aus Sicht von Kast (1994) verändern Fremdheitserfahrungen die eigene Identität. Die Faszination am Fremden verführt dazu, *„unsere gewohnten Grenzen zu überschreiten, uns auf den Weg zu machen*“ (ebd., S. 215). Wichtig ist hierbei, dass man einen „*sicheren Boden*“ (ebd., S. 219) hat, um sich auf das Fremde einlassen zu können. Das Fremde hilft somit, eine flexible Identität zu bewahren bzw. Identität überhaupt erst zu erleben – sofern der Mensch das Gefühl hat, „*das Erlebte auf irgendeine Weise auch gestalten zu können*“ (ebd., S. 221). Fremdes löst jedoch immer auch Ängste aus, weil es die eigene Identität auf die Probe stellt. Dieser Angst muss man sich stellen. Hierbei hilft das Gefühl von Zugehörigkeit zu Menschen „*die von uns wissen, dass wir auch mehr sind als diese Angstperson – (dann) finden wir eine gewisse Geborgenheit, die uns auch wieder mehr zu unserem ausgeglichenerem Selbstwertgefühl zurückbringen kann“* (ebd. S. 228f).

Eine Zusammenführung der (ethno-)psychoanalytischen und soziologischen Erklärungen zur von Fremdheit versuchen Hettlage/ Hettlage-Varjas oder auch Rommelspacher.

In ihrem als Gespräch zwischen Soziologe und Psychologin konzipierten Aufsatz „*Das eigene und das fremde Fremde*“ (Hettlage/ Hettlage-Varjes 1995) versuchen die beiden Autoren, die unterschiedlichen Ansätze zur Erklärung von Fremde zusammenzuführen und kommen zu dem Schluss, dass letztendlich „*Psychoanalyse und Soziologie zu beinahe deckungsgleichen Ergebnissen gekommen sind*“ (Hettlage/ Hettlage-Varjes 1995, S. 327) bzw. die individuelle und die gesellschaftliche Konstruktion von Fremdheit eng miteinander verbunden sind. Die Wahrnehmung und der Umgang mit Fremdheit sind aus Sicht der Autoren deshalb sowohl von „*inneren, meist kindliche(n) Erfahrungen*“ (ebd., S. 319) als auch durch die äußeren Bedingungen und die tatsächlich existierenden Beziehungen zum Fremden bestimmt. Das Fremde besitzt dann eine Bedeutung für den Menschen, „*wenn wir mit ihm Beziehung aufnehmen (müssen)*“ (ebd., S. 321), wenn also ein „*kommunikativer Bezug*“ (ebd.) zum Fremden oder den Fremden existiert. Fremd können dabei nicht nur Menschen oder andere Lebenswelten sein, sondern auch „*soziale und psychische Zustände*“ (ebd.) oder Gefühle. Man kann sich auch selber fremd werden bzw. sich von anderen entfremden.

Für Rommelspacher reichen die psychoanalytische Erklärung von Fremde als Projektionsfläche des Eigenen ebenfalls nicht für ein umfassendes Verständnis der Bedeutung des Fremden aus, da „*das Bild vom Anderen sowohl etwas über das Selbst aussagt, wie auch über die Beziehung zum Anderen*“ (Rommelspacher 2002, S. 10), die Beziehungsebene zum Fremden also mitberücksichtigt werden muss. Laut Rommelspacher kann Fremdheit allgemein als „*Erfahrung von Differenzen*“ (ebd., S. 11) verstanden werden. Durch die gleichzeitige Zugehörigkeit des Individuums zu verschiedenen Welten in der Postmoderne wird „*Fremdheit zur Grunderfahrung des Lebens*“ (ebd.). Dies wird jedoch erst dann problematisch, wenn die „*Zugehörigkeit zu verschiedenen Lebenssphären auch als konflikthaft oder gar als unzulässige Überschreitung symbolischer Grenzziehungen interpretiert wird*“ (ebd.). Werden diese Grenzen und die Distanzen immer fester gezogen, erscheint das Eigene und das Fremde immer stärker unvereinbar. Der Fremde kann dann zum „*negativen Vergleichsobjekt*“ (ebd., S. 12) werden. Empfindungen von Fremde können sich also verändern. Hierbei spielen laut Rommelspacher sowohl individuelle Erfahrungen und Gefühle eine Rolle, als auch die „*soziale und gesellschaftliche Relevanz*“ (ebd., S. 13) des Fremden.

2.3.3 Der Fremdheitsbegriff in dieser Arbeit

Fremdheit soll in dieser Arbeit als ein Konstrukt verstanden werden. Es ist „*kein objektiver Tatbestand der sozialen Wirklichkeit, sondern das Resultat einer Ordnung der Alltagswelt*“ (Reuter 2002, S. 23). Entsprechend der Ansätze von Hettlage/ Hettlage-Varjes und Rommels-

pacher erscheint mir zudem eine Verbindung der (ethno-)psychoanalytischen Erklärungen des Umgangs mit Fremde aufgrund früher Kindheitserfahrungen mit modernen soziologischen Ansätzen, die die wechselseitigen Beziehungen zwischen Eigenem und Fremdem in den Fokus rücken, als besonders viel versprechend, um die Wahrnehmung und den Umgang mit Fremdem und Eigenem in deutsch-französischen Partnerschaften zu erklären. Zwar beziehen sich die soziologischen Ansätze, die Fremdheit als Beziehungsstruktur bzw. vor dem Hintergrund von Ordnungsstrukturen analysieren in erster Linie auf gesellschaftliche Prozesse, sie reflektieren aber immer auch die individuelle Ebene bzw. mögliche subjektive Umgangsweisen mit Fremde.

Folgende Aspekte erscheinen mir als besonders relevant zum Verständnis der Wahrnehmung und des Umgangs mit Fremde in deutsch-französischen Beziehungen:

- Erfahrungen von Fremde bzw. Differenz gehören zur Realität des Menschen in der (post-) modernen Gesellschaft. Dies bedeutet, dass eine klare Zuordnung von Eigenem und Fremdem auf gesellschaftlicher Ebene nicht mehr möglich ist. Was für einen Menschen das Eigene und was das Fremde ist, ist individuell unterschiedlich und lässt sich nicht an Nationalitäten, Kulturen, Räumen oder gesellschaftlichen Gruppen festmachen.

- Wahrnehmungen von Eigenem und Fremdem unterliegen einem Prozess. Sie sind nicht statisch, sondern verändern sich: Fremdes kann zu Eigenem werden, Eigenes kann einem Menschen fremd werden.

- Erfahrungen von Fremde sind entscheidend für die (Weiter-)Entwicklung von Identität. Sie geben neue Impulse, eröffnen neue Möglichkeiten und sind die Basis für neue Erfahrungen.

- Der Umgang mit Fremde hängt mit (früh-)kindlichen Erfahrungen von Fremde zusammen, ein positives Erleben von Fremde bzw. die Überwindung der Angst vor dem Fremden tragen zu einer Offenheit gegenüber Fremde bei.

- Das Wahrnehmen von Fremde kann auch verdrängte Aspekte der eigenen Identität reflektieren, d.h. sich auf verdrängte Ängste, aber auch Wünsche beziehen.

- Darüber hinaus spielen die tatsächlichen Beziehungen zu fremden Menschen und Lebenswelten eine wichtige Rolle für die Wahrnehmung von Fremde.

- Erfahrungen von Fremdheit sind nicht zwangsläufig konflikthaft, sie gehören zu den Grunderfahrungen des Lebens und können auch als Herausforderung oder Chance verstanden werden.

- Der Umgang mit Fremde hängt mit den wahrgenommen Ressourcen und Möglichkeiten zur Gestaltung des eigenen Lebens zusammen: das Gefühl zu wissen, wer man ist und wohin man gehört, gibt Sicherheit und erlaubt eine größere Offenheit gegenüber Neuem bzw. Fremdem. Darüber hinaus spielt die wahrgenommene Freiwilligkeit bei der Entdeckung des Fremden eine entscheidende Rolle.

2.4 Heimat

Wie Fremde ist auch Heimat ein immer wieder thematisierter Aspekt im Zusammenhang von Migration oder auch binationalen Ehen. Die Frage, was Heimat eigentlich für den Menschen bedeutet, ist jedoch nicht eindeutig zu beantworten. Trotz oder gerade wegen der Vielzahl der unternommenen Versuche, Heimat präzise zu definieren, gibt es bis heute in der Wissenschaft sehr unterschiedliche Auffassungen von dem, was Heimat ist bzw. wie Heimat entsteht. So stellt Hecht fest: „*Heimat ist ein Wort, mit dem jeder meint, sofort etwas anfangen zu können und doch eins, das sich durch die Beliebigkeit seiner Ausdeutung jedem Zugriff zu entziehen scheint*“ (Hecht 2000, S. 16). Empirisch ist dagegen das Thema Heimat weniger untersucht – wohl auch, weil es kaum möglich ist, Heimat mit einem vorgegebenen Antwortspektrum zu erfassen.

Die Schwierigkeiten einer Heimatdefinition hängen auch mit der Bedeutungsvielfalt des Begriffs zusammen. Oft wird darauf verwiesen, dass Heimat für eine klare Definition zu subjektiv und emotional ist. Aus diesem Grund gab es zahlreiche Versuche, das Thema Heimat zu versachlichen, z.B. in dem Heimat durch scheinbar sachlichere Begriffe ersetzt wurde wie Umwelt, Region, „*symbolische Ortsbezogenheit*“ (vgl. Treinen 1965), „*Territorialität*“ (vgl. Greverus 1972/ 1979) oder Regionalbewusstsein[5].

Darüber hinaus scheint Heimat ein Phänomen zu sein, das gerade erst durch einen Verlust bzw. eine Trennung von der vertrauten Umgebung relevant wird. So meint z.B. Günther Grass in einem Interview mit Alexander Mitscherlich: „*Wie einem ja Heimat nur dann bewusst wird, wenn man sie verliert. Vorher ist sie etwas Selbstverständliches, das da ist, auf das man zurückgreifen kann, aber nicht unbedingt zurückgreift*“ (Mitscherlich/Kalow 1971, S. 14).

---

5 Siehe zu den Definitionsproblemen z.B. Neumeyer 1992 oder Greverus 1972/1979.

Aus diesem Grund scheinen gerade Menschen, die das Gefühl haben, keine Heimat (mehr) zu besitzen bzw. gebrochen Heimaterfahrungen haben, ‚Heimat' besonders häufig zu thematisieren. Gleichzeitig wird aber auch immer wieder auf die Bedeutung von Heimat für die Identitätsbildung verwiesen, da sie den Rahmen bildet, in dem sich Identität entwickeln kann bzw. dabei hilft, Antworten auf die Frage zu geben: „*Wer bin ich? Wohin gehöre ich?*" (Greverus 1995, S. 25). Deutlich wird dabei auch: „*Fremde und Heimat – beides ist nur zusammen denkbar. Gäbe es die Fremde nicht, wäre die Heimat unbegrenzt und damit überall und nirgends, es gäbe sie also nicht*" (Schmitt-Roschmann 2010, S. 39)

Heimat wird jedoch auch heute noch im Zusammenhang mit einem allgemeinen Recht auf Heimat laut. Insbesondere Vertriebenenverbände und rechtsextremistische Gruppierungen nutzen den Begriff ‚Heimat', um ‚ihr Recht' auf ein scheinbar ‚eigenes' Territorium zu verdeutlichen oder auch um ‚Fremde' auszugrenzen. Literatur, die dieser Ausrichtung entspricht, soll hier bewusst ausgeklammert werden, da sie meinem Verständnis von Heimat grundlegend widerspricht und aus meiner Sicht nicht sinnvoll zur Beantwortung der Frage beitragen kann, was heimatbildende Faktoren sind bzw. wie sie im Kontext von deutsch-französischen Partnerschaften entstehen können.

2.4.1 Begriffsgeschichte

Der Begriff Heimat hat in seiner Geschichte zahlreiche Bedeutungswandlungen erfahren: von einem ursprünglich auf einen rechtlichen Status bezogenen Begriff hin zu einem emotional aufgeladenen Begriff; von einem auf den engsten Lebensraum des Menschen bezogenen Bereich über Phasen der nationalen Gleichsetzung hin zu einem regional verstandenen Begriff und von einer konkreten räumlichen Zuordnung über Phasen der Mystifizierung und Glorifizierung hin zu einem utopischen Verständnis von Heimat als zu erstrebende, jedoch vielleicht nicht zu realisierende Zukunft.

Die Darstellung der Geschichte der Heimat ist aus diesem Grund ein wichtiger Schritt, um sich der Bedeutung von Heimat für den modernen/postmodernen Menschen zu nähern, so z.B. bei Bausinger (1984, S. 13ff), Hartlieb (2004, S. 6ff), Mitzscherlich 2000, S. 7 ff) etc.[6]

Übereinstimmend wird in der Literatur davon ausgegangen, dass in der konkreten Verwendung des Begriffs die dem Heimatbegriff zugeordneten Bedeutungen mitschwingen und somit

[6] Eine sehr gute Darstellung der Geschichte des Heimatbegriffs lässt sich auch bei Neumeyer (1992), bei Greverus (1979) oder bei Schmitt-Roschmann (2010) finden.

auch in aktuelle Beschreibungen von Heimat einfließen. So ist nach Bausinger Heimat ein Begriff, „*bei dem die jahrhundertelange Benützung nicht dazu geführt hat, dass die alten Bedeutungen abgeschliffen wurden und die jetzige Substanz glatt und klar zutage tritt, die vielmehr die Nuancen früheren Gebrauchs als kaum sichtbare Ablagerungen mit sich tragen und deshalb von jeder Seite wieder etwas anders aussehen"* (Bausinger 1984, S. 11).

2.4.1.1 Heimat als Heimatrecht im Mittelalter

Etymologisch ist Heimat die Erweiterung des Wortes „*Heim*". Es hat seinen Ursprung in der indogermanischen Wurzel „*kei*" (= liegen) und bezieht sich auf einen „*Ort, wo man sich niederlässt*" (Neumeyer 1992, S. 6). Auch das althochdeutsche „*heim*" sowie seine mittelhochdeutsche Entsprechung beziehen sich auf „*Haus, Wohnort oder den Grundbesitz*" (ebd.). Das Wort „Heimat" ist seit dem 15. Jahrhundert nachweisbar, z.B. in den Schriften von Martin Luther. Entsprechend bezog sich der Begriff Heimat vom 16. bis ins 19. Jahrhundert - ohne emotionale Aufladung - auf einen Raum, der sich auf den engsten Lebensbereich des Menschen bezog, also auf den "*um das Heim herumliegenden Bezirk*" (Bredow/ Foltin 1981, S. 24).

Heimat war „*keine Erlebniskategorie subjektiv vollzogener Zuordnung zu einem soziokulturellen Raum, sondern die objektive Tatsache des rechtlichen Zuständigkeitsraumes*" (Greverus 1979, S. 64). Durch die Existenz von Besitz gewann man ein „*Heimatrecht*" (Neumeyer 1992, S. 9) und damit ein Recht auf Sicherheit und Versorgung in der Not. Heimat war konkret an einen Ort gebunden, wobei viele Gemeinden allerdings versuchten, sich dieser Verantwortung zu entziehen, in dem sie zunehmend Bedingungen an die Rechte auf Versorgung knüpften. Die wachsende Freizügigkeit mit Beginn der Industrialisierung und die Entwicklung des Nationalstaates im 19. Jahrhundert führten dazu, dass das Heimatrecht in ein Staatsbürgerrecht überging. Dieses regelte Niederlassungsrechte und Versorgungsrechte auf nationaler Ebene.

Daneben existierte der Begriff Heimweh bereits seit dem 16. Jahrhundert in der Schweiz und wurde dort als Krankheit untersucht[7]. Heimweh war der medizinische Fachausdruck für eine psychische Krankheit, die vor allem bei Soldaten festgestellt wurde, die sich in der Fremde befanden und unter Umständen sogar zum Tode führen konnte (vgl. Neumeyer 1992, S. 14).

---

[7] Heimweh wurde lange medizinisch als "Schweizer Krankheit" bezeichnet (siehe u.a. Neumeyer 1992, S. 15ff).

Erst in der Romantik erhält der Begriff eine allgemeine emotionale Bedeutung, die bis heute in der Verwendung des Begriffs ‚Heimat' mitschwingt.

2.4.1.2 Kultivierung der Emotionalität von Heimat

Im 19. Jahrhundert erfährt der Heimatbegriff eine entscheidende Bedeutungsveränderung. Die zunehmende Industrialisierung und die wachsende Mobilität bewirken gravierende Veränderungen in der Gesellschaft. Sozialstrukturen, Werte und Normen ändern sich, die Verbindung von Arbeit und ‚Zuhause' löst sich zunehmend auf, Menschen verlassen ihre Herkunftsorte, um an einem anderen Ort Arbeit zu finden. Gerade das Bürgertum und Künstler reagieren mit Rückbesinnungsversuchen auf eine alte, vermeintlich bessere Welt. Heimat wird zunehmend zur Idylle, zu einem Wunschbild, welches im Gegensatz zu den Folgen der Industrialisierung steht und eine Kritik an der Großstadt beinhaltet.

Immer mehr löst sich dabei der Heimatbegriff von konkreten Ortsbezügen, Heimat war kein „*konkretes, auf einen bestimmten Ort oder einen bestimmten Personenkreis bezogenes Faktum mehr, sondern ein imaginäres Wunschbild, welches sich durch Allgemeinheit, Abstraktheit, Neutralität und Austauschbarkeit auszeichnete"* (Neumeyer 1992, S. 20). Für das Bürgertum wird Heimat in dieser Zeit „*zum Wert schlechthin, zum Gefäß für alle anderen Werte*" (Greverus 1979, S. 40). Die „*verlorene Dorfheimat (wird) zum idealisierten Wunschtraum von Geborgenheit und Sicherheit, des überschaubaren Bereichs, in dessen kleiner Gemeinschaft die eigene Person noch etwas galt, zum Idealbild von schöner und gesunder Landschaft*" (Buchwald 1984, S. 35).

Die Rückbesinnung auf Heimat und Natur lassen auch Heimatbewegungen und -organisationen wie z.B. Trachtengruppen, Heimatmuseen und Heimat- und Naturschutzgruppen entstehen. Das Fach Heimatkunde wird gegründet und wird ein wesentlicher Bestandteil im Schulwesen. Es beginnt jedoch auch hier eine zunehmende Fixierung auf Äußerlichkeiten und Symbole, „*Heimat wird zur Kulisse, hinter der sich ganz anderes abspielt*" (Bausinger 1984, S. 18).

2.4.1.3 Gleichsetzung von Heimat und Nation

Mit der Jahrhundertwende und dem sich verstärkenden Nationalismus wird der Begriff Heimat zunehmend mit ‚Nation' und ‚Vaterland' verknüpft; Heimatliebe wird immer stärker mit Vaterlandsliebe gleichgesetzt. Heimat erhält eine „*staatstragende Bedeutung und gerät zunehmend in das Fahrwasser politisch-ideologischer Manipulation*" (Neumeyer 1992, S. 29). Zunehmend wird eine „*Ideologie verbreitet und verfestigt, in der die Linie Heimatliebe, Hei-*

mattreue - Vaterlandsliebe, Vaterlandstreue dem Individuum Identität versprach, sofern es sich affirmativ dem System einordnete“ (Greverus 1979, S. 9).

Gleichzeitig wird der Heimatbegriff immer mehr von der Gegenwart und realen Gegebenheiten abgelöst; lokale Bezüge gehen verloren. Heimat wird zu einem fiktiven Bild einer (heilen) ländlichen Umgebung, basierend auf dem Wunsch nach geordneten und überschaubaren Lebensverhältnissen. Das Fach Heimatkunde übernimmt, geprägt durch die Schrift „*Bildungswert der Heimatkunde*“ von Spranger (1923), diese Ausrichtung von Heimat. Kern der Heimatkunde ist eine seelische Verbundenheit mit der Landschaft; das reale Leben der Landbevölkerung spielt kaum eine Rolle. Heimat wird „*über faktisch existierende Räumlichkeit hinaus im Wesentlichen als eine Größe des emotionalen Erlebens der Umwelt definiert*“ (Neumeyer 1992, S. 34).

Die Tendenz zur ideologischen Aufladung des Begriffs ‚Heimat‘ verstärkt sich zwischen den Weltkriegen und ist verknüpft mit einer weiteren Mystifizierung und gefühlsmäßigen Aufladung des Begriffs. In der Nazi-Ideologie wird der ländlich-mystifizierende Aspekt von Heimat übernommen, die Kleinräumigkeit des Begriffs jedoch abgelehnt. Die "*Konstruktion der Reihung von Heimat, Volk und Vaterland ist neben der Mystifizierung als Kernpunkt des faschistischen Heimatbegriffs zu sehen*" (ebd., S. 38).

2.4.1.4 Vermarktung von Heimat

Der Heimatbegriff in den 1950er und 1960er Jahren hängt mit den Folgen des 2. Weltkrieges zusammen: ‚Heimat-Vertriebene’ lassen Heimat wieder realer, an ein bestimmtes Gebiet gebunden erscheinen. Die Forderung nach Heimat wird jedoch schnell wieder emotional aufgeladen und interessenhaft besetzt. Es entsteht ein Diskurs um ein ‚Recht auf Heimat’, der insbesondere in der Flüchtlingsliteratur aufgegriffen wird; eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Begriff finden jedoch kaum statt. In der Politik gibt es ebenfalls kaum inhaltliche Vorstellungen von Heimat. Häufig wird eine „*symbolische Diskussion*“ (ebd., S. 40) geführt, da die reale Rückgewinnung der Regionen, aus denen die Flüchtlinge kamen, nicht möglich ist. Heimat wird aus diesem Grund wieder zunehmend eine Sehnsucht, die „*in retrospektiver Form auf den Geburts- oder Wohnort gerichtet (ist), der durch die Erfahrung der Fremde zum Ausgangspunkt des Nachdenkens über Heimat und damit per definitionem zu ihrer Heimat wurde*“ (ebd., S. 41). Heimat ist das Vertraute von früher und wird benutzt, „*um nach dem erlebten Chaos einen Mittelpunkt des Lebens zu finden, einen Maßstab der Orientierung und ein Wertesystem für eine Wiederbesinnung*“ (ebd., S. 43). Durch den illusorischen Charakter der Heimatsehnsucht wird Heimat (wieder) zunehmend vereinheitlicht und be-

kommt folkloristische Züge. Heimat wird eine *„Ansammlung von Phrasen und Klischees, Idyllen und Wunschbildern*“ (ebd., S.44) und von der beginnenden Kulturindustrie massenhaft verbreitet.

Ab Mitte der 1960er Jahre verliert der Heimat-Diskurs an Bedeutung: den Menschen geht es durch das Wirtschaftswunder wieder besser. Die Verwirklichung realer Ziele in Hinblick auf Konsum, Freizeit etc. stehen im Mittelpunkt des Interesses und lassen idealisierte Wunschbilder verblassen.

2.4.1.5 Heimat als gestaltete Welt in der Moderne

Angeregt durch einige kritische Schriftsteller[8] beginnt in den 1970er und 1980er Jahren eine Wiederentdeckung des Heimat-Begriffs. Basierend auf der Unzufriedenheit und der Angst vor einer technisch sich immer schneller entwickelnden Welt und der großflächigen industriellen Erschließung von Regionen und ländlichen Gebieten entstehen Gefühle von Entfremdung und Orientierungslosigkeit. Der eigene Lebensraum scheint zunehmend bedroht.

Zahlreiche Gruppen richten ab Mitte der 1970er Jahre ihre Aktivitäten auf eine lebenswerte Gestaltung der Region bzw. des persönlichen Nahraumes. Hintergrund ist ein „*Bedürfnis, zu Hause zu sein, irgendwo einen Ort zu haben, wo man sich geborgen fühlt, einen Ort zu haben, in den man hineingewachsen ist*“ (Greverus 1979, S. 38). Die Rückbesinnung auf die Bedeutung des Wohnortes bzw. der Region zeigt sich z.B. in Bürgerinitiativen und Stadtteilzeitungen, Ortschroniken, Stadtteilfesten, Dorferneuerungen und einem gestiegenen Interesse an regionaler Kultur.

Das zunehmende Interesse an ökologischer Landwirtschaft, an Modellen alternativen Lebens, in denen Wohnen und Arbeiten wieder stärker zusammengeführt werden, das Interesse an Umweltthemen und regionaler bzw. biologischer Ernährung lassen sich ebenfalls in diesem Zusammenhang sehen und verweisen auf ein gestiegenes Bedürfnis nach einem Leben in einer identitätsstiftenden Umgebung.

Zunächst wird in der Öffentlichkeit und auch in der Wissenschaft der Begriff ‚Heimat‘ sehr vorsichtig verwendet oder sogar abgelehnt. Dies ändert sich ab Ende der 1970er Jahren: Der Begriff ‚Heimat‘ wird wieder gezielt verwendet, so z.B. in mehreren Titelgeschichten der Zeitschrift „Spiegel“ (z.B. Spiegel 30/1979 oder 40/1984), aber auch in wissenschaftlichen

---

[8] Z.B. Amery 1978: Wieviel Heimat braucht der Mensch?, Walser 1968: Heimatkunde, Frisch 1966/1971/1972: Fragebogen: Heimat oder Lenz 1978: Heimatmuseum.

Publikationen und Tagungen. Die Ausstrahlung der Fernsehserie „Heimat“ (ab 1984) von Edgar Reitz fällt ebenfalls in diese Zeit.

‚Heimat‘ wird insbesondere auch von der politischen ‚Linken‘ aufgegriffen. Es wird hier zu einem Begriff, der Offenheit – auch gegenüber Zugezogenen und Migranten - sowie eine aktive Gestaltung verlangt. Betont wird die Kleinräumigkeit von Heimat, da nur hier Möglichkeiten der aktiven Veränderung existieren. Heimat bezieht sich dabei explizit auf den momentanen Wohnort, der die Lebensansprüche der Menschen befriedigen muss.

Heute wird Heimat immer stärker auch in Hinblick auf die Veränderungen durch die Globalisierung und die damit verbundene Flexibilitätserwartung an die Menschen diskutiert. So stellt sich im Zuge der Globalisierung die Frage, „*inwieweit räumliche Nähe notwendig ist, um stabile soziale Beziehungen eingehen und festigen zu können*“ (Kühne/Spellerberg 2010, S. 40). Dies scheint für einige Personen oder Gruppen vor allem durch die Nutzung moderner Kommunikationsmittel nicht mehr notwendig zu sein, so dass der tatsächliche Ort „*nicht länger der Anker unserer Identitätsbildung*“ (ebd.) sein muss. Heimat kann aber gleichzeitig auch als Versuch verstanden werden, der Loslösung von Raumbezügen (z.B. in der Arbeitswelt oder für soziale Kontakte) eine „*Rückverortung*“ (Kühne/Spellerberg 2010, S. 38) an bestimmten Orten entgegenzusetzen. Die Region bzw. der Ort wird dabei zu einem Rückzugsort vor einer komplizierten ‚Außenwelt‘, in der man seine Ruhe (wieder-) finden möchte. Diese Region bzw. dieser Ort können der Herkunftsort bzw. der Wohnort der Herkunftsfamilie sein, aber auch selbst gewählte Orte mit selbstgewählten sozialen Beziehungen. So kommen Kühne und Spellerberg beispielsweise in ihrer Studie zu den Heimaterfahrungen im Saarland zu dem Ergebnis, dass „*regionales Bewusstsein und Heimat (…) sich durchaus als identitätsstiftende Eigenheiten in einer zunehmend differenzierenden Gesellschaft*“ (ebd. S. 173) verstehen lassen. Sie stellen fest, dass Heimatgefühle weit verbreitet sind, jedoch ganz unterschiedliche Ausprägungen haben können. Unter ihren sechs identifizierten Heimattypen sind dabei sowohl Personen, die eine feste und auf Tradition basierende Verankerung an einem bestimmten Ort erleben, als auch andere, für die Heimat nicht mehr zwingend regional verankert sein muss, sondern sich auf „*Netzwerke von Familie, Freunde, Kollegen und/oder Vereine*“ (ebd. S. 174) bezieht. Auch die „*Sehnsuchtsheimat*“ (ebd.), die die Heimat der Kindheit verklärt bzw. utopisch ist, sowie die „*landschaftszentrierte Heimat*“ (ebd.), die sich häufig als „*Restheimatbezug bei Personen (findet), die einer sozialen und kulturellen Fixierung ablehnend gegenüberstehen*“ (ebd.), lassen sich in ihrer Studie finden.

Gleichzeitig gewinnt in Zeiten von schneller Modernisierung und Unsicherheit auch die nostalgische oder romantische Bedeutung des Heimatbegriffs wieder zu. So gibt es auch, wie in der Einleitung beschrieben, eine zunehmende Anzahl von Zeitschriften, die direkt oder indirekt auf den Heimatbegriff Bezug nehmen und eine ländliche Romantik zeigen, die für viele einladend wirkt.

2.4.2 Aspekte eines (post-)modernen Heimatbegriffs

Autoren, die sich mit den Aspekten eines (post-)modernen Heimatbegriffs befassen, gehen in der Regel davon aus, dass Heimat eine identitätsstiftende Bedeutung für den Menschen hat; die Bedeutung von Heimat als Raum ist dagegen umstritten. So betonen einige Autoren die Notwendigkeit eines Raumbezuges für die Entwicklung von Heimat; andere gehen dagegen davon aus, dass Heimat zwar immer (oder oft) an einem Ort/ in einer Umgebung stattfindet, dieser jedoch eher als ‚Rahmen' für sozio-kulturelle Prozesse dient. Für andere wiederum ist Heimat eine Utopie, die jedoch nie wirklich erreicht werden kann.

2.4.2.1 Heimat als sozio-psychologische Kategorie

Erste soziologische Schriften zum Thema Heimat wurden in den 1950er Jahren von Brehpol und von König verfasst. König entwickelt 1959 erste soziologische Definitionsansätze von Heimat, wobei er insbesondere die Bedeutung der Gemeinde, in der ein Mensch aufwächst, herausstellt. Er geht davon aus, dass die *„gesamten Vorstellungen, die ein Mensch vom Leben der Gesellschaft hat, notwendigerweise von jenen Vorstellungen beeinflusst sein müssen, die er einmal in seiner Heimatgemeinde entwickelt hat*" (König 1959, S. 24).

Für Brepol ist dagegen die Sprache ein wesentlicher Aspekte von Heimat, da Sprache der „*Baustoff (ist), in dem die Lebenserfahrungen von Jahrtausenden weiterwirken und aus dem die Weltanschauung gebaut wird, ja in dem sie schon enthalten ist, und schließlich das Denkmittel, mit dem der einzelne über sich selbst klar wird und sich anderen verständlich machen kann*" (Brehpol 1958, S. 360).

Eine empirische Studie aus den 1960er Jahren zum Thema Heimat, die auch heute noch oft zitiert wird, verfasste Endres. Er befragte Jugendliche zu ihren Heimatvorstellungen, wobei er – wie sonst oft üblich - darauf verzichtete, nur räumliche Antwortkategorien vorzugeben. Als Ergebnis erhält er deutliche Aussagen zur Bedeutung von sozialen Beziehungen für Heimatvorstellungen. Heimat wird von den befragten Schülern als Ort definiert, an dem Einstellungen gefahrlos vertreten werden können, an dem sich die Persönlichkeit entwickeln kann, wo man Freunde und Familie um sich hat, wo der/die Partner(in) lebt und wo man sich wohl fühlt

(vgl. Endres 1967, S. 28/29). Darüber hinaus stellt er fest, dass sich Jugendliche dem aktuellen Wohnort stärker verbunden fühlen als dem Herkunftsort, auch nach Migrationserfahrungen. Die Bedeutung von Heimat wird auch in einer von Emnid für den Spiegel durchgeführten Umfrage deutlich. So hat für 56% der Befragten Heimat durch die Globalisierung wieder an Bedeutung gewonnen, über 30% der Befragten nennen dabei ‚Familie' oder ‚Freunde' ihre Heimat (Spiegel 06/1999, S. 6).

Seit den 1970er Jahren haben sich zahlreiche Autoren mit der Bedeutung und den Aspekten des Heimatbegriffs befasst. Zusammenfassend lassen sich vor allem folgende sozio-psychologische Kennzeichen von Heimat identifizieren:

- Heimat bedeutet Vertrautheit: Heimat wird häufig als der Bereich bezeichnet, in dem sich der Mensch auskennt, in dem er die Umgebung und die Menschen, aber auch die Bräuche, Rituale, Traditionen und Gewohnheiten kennt (vgl. z.B. Bollnow 1984, Bausinger 1961, Greverus 1972). Heimat wird dabei durch Symbole repräsentiert, so z.B. durch bestimmte Gebäude, Straßen, Plätze, Farben, Lichter; Speisen oder Musik, Gerüche oder Geräusche. So stellt sich nach Neumeyer Heimat als „*eine unmittelbare, alltäglich erfahrene und subjektive Lebenswelt (dar), die durch längeres Einleben in ihre sozialen, kulturellen Bestandteile Vertrautheit und Sicherheit, emotionale Geborgenheit und befriedigende soziale Beziehungen bietet*" (Neumeyer 1992, S. 127).

- Heimat bietet Anerkennung und Zugehörigkeit und damit Sicherheit: Die Vertrautheit mit der Umgebung, den Menschen und Gewohnheiten bietet dem Menschen Sicherheit:„*Heimat ist das schöne Gefühl zu wissen, wo man hingehört, ist ein Ort, an dem man sich nicht rechtfertigen und erklären muss, ein Ort der Selbstverständlichkeit, ein Ort des Ausatmens und Aufatmens*" (Hofmeister/ Bauerochse 2006, S. 8).

- Heimat ist ein Stück heile Welt: Für viele ist „*In der Heimat (...) die Welt in Ordnung!"* (Greverus 1979, S. 64); real empfunden, im Rückblick idealisiert oder auch für die Zukunft gewünscht. Heimat orientiert sich „*rückwärts oder vorwärts gewandt - an eine bessere, „heilere" Ordnung des Lebensraumes als ‚Heimat'*" (ebd.).

- Heimat ist subjektiv: Die subjektiven Eindrücke und die zugeschriebenen Bedeutungen und Interpretation der Umwelt prägen das Heimatbild, nicht die Umwelt selber (vgl. auch Greverus 1972, Brehpol 1952, Bausinger/Braun/Schwedt 1959, Moosmann 1980). Heimat ist „*nicht groß und überhöht, scharf abgegrenzt und exklusiv. Sie ist*

klein, subjektiv und individuell, und sie darf sich wandeln. Heimat hat jeder und jeder für sich" (Schmitt – Roschmann 2010, S. 189). Und auch Brehpol hält die Heimat „*in ihrer Wesensart nach subjektiv, d.h. jeweils an jeden Menschen in bestimmter Weise gebunden*" (Brehpol 1952, S. 12). Diese Bindungen können vor allem in der Kindheit und Jugend entstehen, sich jedoch auch für Erwachsene entwickeln.

- Heimat ist eine Verlusterfahrung/ist Vergangenheit – oder doch Zukunft?: Für viele ist Heimat in der Vergangenheit verortet. So meint z.B. auch Hecht: „*Heimat entsteht erst im Blick zurück, im Augenblick des Innewerdens des Verlusts eines Ortes. Ohne diesen erlebten Verlust gibt es keine Heimat*" (Hecht 2000, S. 17). Für andere kann Heimat gleichzeitig Vergangenheit und Zukunft sein, so z.B. für Moosmann: „*In unseren Vorstellungen von Heimat schwingt Vergangenheit und Zukunft mit. In die Zukunft gerichtet heißt Heimat die Sehnsucht nach einem Zustand, wo wir bei uns selber sind, im Einklang mit der Umgebung und sinnvoll in ihr etwas gestaltend. Auf unsere eigene Lebensgeschichte bezogen bedeutet Heimat die Rückerinnerung an ein vergangenes Glück, die selbstverständliche Einbettung in einen Ort, in den wir hineinwachsen, die Erfahrung, ineins zu sein mit den Dingen und Menschen, die einen umgeben (...)*" (Moosmann 1980, S. 37).

- Heimat ist der Gegensatz zu Fremde – oder doch nur die „Kehrseite der Medaille?: Die meisten Heimatdefinitionen stellen Heimat als Gegenpol zur Fremde dar, entweder im Sinne einer absoluten Trennung oder als Beziehungsraum, zwischen dem sich das Leben des Menschen abspielt. Ethni betont dagegen den Dualismus: „*Heimweh überfällt den Menschen in der Fremde: er blickt nach der Heimat. Sein Bestreben ist, in alte Bindungen zurückzukehren. Fernweh überfällt den Menschen in der Heimat: er blickt in die Ferne. Sein Bestreben ist, in die größere Freiheit hinauszuziehen. Der Heimat-Welt-Dualismus präsentiert sich damit unter umkehrbaren Vorzeichen*" (Ethni 1967, S. 49). Ähnlich formuliert Bollnow: „*Heimat und Fremde sind so aufeinander bezogene Gegensätze. Zwischen ihnen spielt sich das Menschenleben ab*" (Bollnow 1984, S. 28).

- Heimat ist Kontinuität – oder doch Veränderung?: Insbesondere konservative Autoren betonen den Kontinuitätsaspekt bzw. den Traditionsaspekt von Heimat. Eng damit verbunden ist der Begriff der ‚Prägung', so z.B. bei Heiffner: „*Heimat ist etwas, was in der Vergangenheit begonnen hat und bis heute, real oder transitiv, als bleibende*

Prägung der eigenen Person fortdauert“ (Heiffner 1995, S. 64). Daneben existiert jedoch ein anderer Heimatbegriff, der sich seit den 1980er Jahren entwickelt hat und der die Notwendigkeit zur Gestaltung und Veränderung von Heimat betont, so z.B. bei Huber: „*Heimat kann nur in der eigenen Zeit der kulturellen Erfahrungen entstehen. Sie stellt sich immer genau dann ein, wenn wir uns mit diesen Fragen (...) auseinandersetzen bzw. ihnen hingeben. Dann stellen sich jene oft unverhofften, manchmal blitzartigen, manchmal auch lange anhaltenden Glücksmomente ein, von denen ich sagen kann: Heimat.*“ (Huber 1999, S. 259).

2.4.2.2 Heimat als Raum

Die meisten Autoren verbinden ‚Heimat‘ mit einem Ort, an dem sich eine Person ‚beheimatet‘. Bis in die 1970er/1980er Jahre hinein gilt dabei oft der Geburtsort als Heimatort: wer diesen verließ bzw. verlassen muss, verliert aus dieser Sicht (für immer) seine Heimat. Mit der Bedeutungsveränderung des Heimatbegriffs in den 1970er/1980er Jahren gewinnt dagegen die Auffassung an Bedeutung, die zwar der Lokalisierung von Heimat eine große Bedeutung beimisst, Heimat jedoch stärker mit einem aktiven, dynamischen und zukunftsorientierten Begriff verknüpft und entsprechend dem tatsächlichen Wohnort eine große Bedeutung für die Erfahrung und Konstruktion von Heimat beimisst. So formuliert z.B. Bollnow: „*Entscheidend ist mir im gegenwärtigen Zusammenhang, dass Heimat nicht notwendig an den Geburtsort gebunden ist, dass es auch möglich ist, eine neue Heimat zu gewinnen“* (Bollnow 1984, S. 31).

Die Frage nach der Bedeutung des Raums für ein Heimatgefühl wird auch heute noch konträr diskutiert. Für die einen ist Heimat immer an einem bestimmten Raum gebunden. Nur an diesem Ort hat der Mensch das Gefühl der Zugehörigkeit und Vertrautheit. So manifestiert sich z.B. für Brehpol im Raum die „*Aufeinanderfolge der Generationen, in der Vererbung der Gewissheit, die zum geistigen Bestand eines Volkes gehören. – Sprache, Kultur, Sitte, Recht und Brauch, Arbeit und Feier, Verwandtschaft und Versippung – dies alles in einer Landschaft auf eine unsichtbare, aber mächtige Weise ausgebreitet – geben dem einzelnen das Gefühl des Dazugehörens und verleihen ihm Selbstbewusstsein...*“ (Brehpol 1958, S. 364). Für Hartlieb besitzt der Heimat-Begriff ebenfalls eine klare räumliche Dimension. Er geht davon aus, dass Heimat „*nicht einfach Vorhandenes, sondern allmählich Gestalt Annehmendes*“ (Hartlieb 2004, S. 9) ist und lokalisiert den Beginn dieser Entwicklung in der Kindheit. Ein ähnliches Raumverständnis haben die Befürworter des ‚Territorialität‘-Begriffs wie z.B. Greverus (siehe hierzu den nächsten Abschnitt).

Andere Autoren messen dem Raum bzw. dem Ort ebenfalls eine große Bedeutung für die Entwicklung von Heimat bei, gehen jedoch davon aus, dass sich Heimat nicht mehr auf einen bestimmten Ort lokalisieren lässt. Diese Auffassung vertritt z.B. Buchwald, der davon ausgeht, dass Heimat nur in einer Umgebung entstehen kann, in der der Mensch sich emotional sicher und verbunden fühlt, betont aber: „*Für den mobilen modernen Menschen, der in immer größerer Zahl in großen Städten lebt oder zu leben gezwungen ist, kann „Heimat" nicht beschränkt werden auf eine Stadt oder einen Stadtbezirk, es gehören vielmehr die immer wieder als Ausgleichsraum aufgesuchte Wahlheimat oder die Wahlheimaten bevorzugter Urlaubsziele dazu*" (Buchwald 1984, S. 43).

Noch einen Schritt weiter gehen z.B. Moosmann (1980) oder Huber (1999), die fragen, ob der moderne Mensch Heimat überhaupt noch an bestimmten Orten findet oder nur noch (bzw. vor allem) in sozialen Beziehungen. So fragt z.B. Moosmann: „*Ist Heimat immer mit bestimmten Orten verknüpft, oder kann Heimat auch erfahren werden im Prozess der Herstellung und Auflösung sozialer Beziehungen? In Wohngemeinschafteten, in Liebes- und Freundschaftsbeziehungen? Wäre Heimat denkbar als Vertrauen, produktive Spannung mit anderen Menschen herzustellen: ich bin überall dort zu Hause, wo mir dies gelingt?*" (Moosmann 1980, S. 71). Huber warnt ebenfalls vor einer Mystifizierung von Heimat als Raum: „*Heimat ist für mich nicht primär eine tatsächliche Lokalität, wo man zu Hause ist, wo man sich wohlfühlt, sondern lediglich die utopische bzw. nostalgische Idee davon: die entweder in die Zukunft oder in die Vergangenheit gerichtete Sehnsucht nach Geborgenheit, Aufgehobensein und Einssein-mit-sich-selbst"* (Huber 1999, S. 24).

Eine interessante Studie zum Thema Bedeutung des Raums für den Menschen haben Läufer und Müller (1995) durchgeführt. Sie und andere Studierende haben 180 Geschichten von Menschen aus dem Vogelsberg dokumentiert. Mit Hilfe von Fragebögen und Feldtagebüchern wurden Persönlichkeitsprofile entwickelt und in sieben unterschiedliche Typen der Raumnutzung bzw. Raumbeziehung beschrieben, darunter der „*Lokalpatriot*", für den der Wohnort und die direkte Umgebung der Lebensmittelpunkt ist, oder die „*Regionalisten*", die die gesamte Region zum Leben, Wohnen und Arbeiten nutzen. Sie unterscheiden sich von den „*Regionnutzern*", die sich zwar viel in der Region bewegen, für die die Region aber eine „*Nutzungslandschaft*" (Läufer/ Müller 1995, S.249) bleibt. „*Mehrörtler*" leben und arbeiten dagegen an mehreren Orten/Regionen, zwischen denen es keine direkte Verbindung gibt. Sie haben jedoch auch Personen gefunden, die sie als „*Ortslose*" bezeichnen, da sie nicht an realen Orten, sondern an „*imaginären Orten*" (ebd., S. 248) ihren ‚Raum' haben wie z.B. am Ge-

burtsort oder an Orten der Vergangenheit und haben kaum reale Bezüge zum Ort oder „*Insulaner*“, die in ihrer Wohnung/Haus „*wie auf einer Insel*“ (ebd.) leben und wenig Bezug zu Außenräumen haben.

2.4.2.3 Territorialität des Menschen

Da die Literatur zur Territorialität des Menschen in der Heimat-Literatur eine besondere Stellung einnimmt, soll dieses Konzept an dieser Stelle noch einmal vertieft werden. Die bedeutendste Vertreterin dieses Heimatbegriffs ist die Anthropologin Greverus, die in ihren Schriften zur Territorialität die Raumbedürfnisse des Menschen analysiert. Ausgangspunkt ist für Greverus die Frage, ob *„Beheimatung ein Bedürfnis (ist), das als primär bezeichnet werden kann“* (Greverus 1972, S. 16), der Mensch also ein angeborenes Bedürfnis nach einem Raum hat, der seine Anforderungen nach Sicherheit, Aktivität und Stimulation erfüllt.

Zur Beantwortung der Frage vergleicht sie das Raumbedürfnis des Menschen aus anthropologischer Sicht mit dem Territorium von Tieren. Für diese ist der Lebensraum der Raum höchster Sicherheit, er ist Nahrungsraum und gewährleistet Aktivität und Stimulation (vgl. Greverus 1979, S. 56). Beim Menschen muss der Lebensraum ebenfalls Aktivität und Stimulation bieten, er ist vor allem aber „*Identitätsraum*“ mit einer „*kulturellen Ordnung*“, da der Mensch „*in einer bestimmten Weise die Menschen und Dinge um sich erfährt und mit ihnen interagiert und kommuniziert*“ (ebd., S. 57).

Grundlage dieser Identitätsdefinition ist also die „Selbst“-Erkennung und die Anerkennung durch andere: „*Unsere Identität oder unser Selbstbewusstsein entwickelt sich in der Interaktion mit den Anderen. Meine Identitätsformel dafür heißt: Sich Erkennen, Erkannt- und Anerkanntwerden*“ (Greverus 1995b, S. 1).

Sie wählt den Begriff Territorialität, da der Begriff Heimat ihrer Ansicht nach auf Gefühle und Ideologien festgelegt ist, Territorialität dagegen neutraler ist und die Verhaltensdimension in den Vordergrund rückt. Heimat möchte sie als Lebensraum verstanden wissen, „*in dem die Bedürfnisse nach Identität (dem Sich-Erkennen, Erkannt- und Anerkanntwerden), nach materieller und emotionaler Sicherheit, nach Aktivität und Stimulation erfüllt werden, ein Territorium, das sich die Menschen aktiv aneignen und gestalten, das sie zur Heimat machen und in dem sie sich einrichten können.*“ (Greverus 1995a, S. 24).

Sie geht dabei von der Subjektivität von Heimat aus, da jeder unterschiedliche Bedürfnisse in Hinblick auf Heimat hat. Territorialität bedeutet somit für sie die „*emotionale Bezogenheit der*

Subjekte auf einen soziokulturellen Raum, in dem (…) Identität, Sicherheit und aktive Lebensgestaltung möglich ist oder scheint. Und dieser Raum ist eben nicht für alle Bürger der gleiche, sondern ist objektiv nur Heimat in der Satisfaktion der Subjekte" (Greverus 1979, S. 13).

Heimat kann – und muss sich – also verändern und kann neu gewonnen werden. Migranten kommen zum Beispiel als Fremde in eine neue Umgebung und müssen sich Heimat erst wieder schaffen: „*Diese Fremde zu „Heimat" zu machen, d.h. sie sich so anzueignen, dass sie zum Satisfaktionsraum der territorialen Bedürfnisse nach Identität, Stimulation und Sicherheit wird, bedarf einer Aktivität, die dem gewohnheitsmäßigen Handeln nach erlernten Mustern in einem Erfahrungsraum entgegensteht*" (ebd., S. 98).

Die Suche nach Identität und die Suche nach Heimat sind damit für sie „*parallele Suchen nach einem Ort des Vertrauens, einer gelebten Welt oder einer Lebenswelt, in der die Identitätsfrage ‚Wer bin ich? Wohin gehöre ich?' wieder eine Antwort findet. ‚Ich bin' als Selbstdefinition der Identität bedarf des ‚Dorthin gehöre ich*'" (Greverus 1995a, S. 25).

Bartels geht ebenfalls von einer Territorialität des Menschen aus. Er sieht das Heimatbedürfnis als ein menschliches Grundbedürfnis, „*nicht nur in einem ‚Ruheraum' Halt zu haben, sondern überhaupt in einer überschaubaren heilen Welt, insbesondere in einer integren Gesellschaftsformation, zu Hause zu sein*" (Bartels 1981, S. 9). Auch er betont dabei, dass Heimat subjektiv ist und einer aktiven Gestaltung bedarf.

2.4.2.4 Die Bedeutung von Heimat für den Identitätsprozess

Die Bedeutung von Heimat für die Entwicklung von Identität untersuchen auch Mitzscherlich und Keupp. So hat Mitzscherlich im Rahmen ihrer Dissertation u.a. eine qualitative Studie zu subjektiven Heimatkonzepten durchgeführt. Ein zentrales Ergebnis der Studie ist es, dass es heute „*keine eindimensionale Erklärung von Heimat mehr*" gibt (Mitzscherlich 2000, S. 10), bzw. sich „d*ie Komplexität der Heimaterfahrung (…) in der Komplexität subjektiver Konzepte (wiederspiegelt)*" (ebd., S. 10).

Heimat wird dabei am häufigsten „*mit einem meist positiv beschriebenen Gefühlszustand assoziiert*", also mit Gefühlen von „*Geborgenheit, Aufgehobensein, Zugehörigkeit, Vertrautheit oder aber das Gefühl von Sehnsucht nach einem solchen Zustand*" (ebd., S. 10). Dieses Gefühl wird überwiegend in „*gelingenden sozialen Beziehungen gefunden*" (ebd.) und ist vor allem auf Familie und Freunde bezogen. Der geographische Ort spielt dagegen eine untergeordnete Rolle. Auch Erfahrungen in der Kindheit, häufig mit sinnlichen Erinnerungen asso-

ziiert, also z.B. mit einem Geruch, einem Geschmack oder mit selbst eroberten Räumen, spielen eine wichtige Rolle. Assoziationen von Heimat und Nation sind zwar häufig, aber eher im Sinne eines negierenden Zusammenhangs; eine Gegenüberstellung von Heimat und Fremde ist ebenfalls häufig zu erkennen.

Eine zentrale Erkenntnis ist für sie, dass es in erster Linie nicht um Heimat als Ergebnis, sondern vor allem um den Prozess der Beheimatung geht. Dieser Prozess wird aber in der globalisierten und sich immer schneller verändernden Welt für den Menschen immer komplexer, der Prozess der Beheimatung erfordert dadurch immer stärker „*aktive Beziehungs- und Gestaltungsarbeit, es erfordert kommunikative Kompetenz, Ambiguitäts- und Frustrationstoleranz*“ (ebd., S. 13). Wesentliche Faktoren für den erfolgreichen Aufbau von Heimaterfahrungen sind das Gefühl, in eine Gruppe oder Gemeinschaft eingebunden zu sein und Anerkennung zu erfahren, das Gefühl, handlungsfähig zu sein, also Vorgänge und Abläufe steuern bzw. kontrollieren zu können und das Gefühl, einen Sinnzusammenhang im eigenen Leben sehen bzw. aufbauen zu können.

Keupp et al. sehen ebenfalls einen wichtigen Zusammenhang zwischen dem Gefühl der Beheimatung und der Identitätsentwicklung, da soziale Anerkennung Handlungsfähigkeit und Kohärenz erst ermöglicht. Gleichzeitig führen Heimaterfahrungen „*zur Einbettung und Verknüpfung von individuellen Identitätsprojekten und –entwürfen in einen Kontext (...), der nicht nur soziale Anerkennung und Unterstützung sichert, sondern auch ethische Orientierung und Sinnstiftung ermöglicht*.“ (Keupp et al. 2006, S. 180).

Sich mit der Herkunft und Heimat auseinanderzusetzen ist auch für Hofmeister/ Bauerochse ein wichtiger Schritt im Identitätsprozess: „*Heimat und Identität sind zwei Seiten einer Medaille. Menschen brauchen Heimat, um Identität entwickeln zu können, um sich über alle Veränderungen hinweg als derselbe oder dieselbe wahrnehmen zu können. Wer bin ich? Was bedeute ich anderen? Wo gehöre ich hin? Bin ich immer noch die, die ich einmal war?*“ (Hofmeister/ Bauerochse 2006, S. 83).

2.4.2.5 Heimat als Utopie

„*Wer sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns?*“ (Bloch 1959, S. 1) – mit diesen Fragen beginnt der Philosoph Ernst Bloch das Vorwort zum „Prinzip Hoffnung“, seiner philosophischen Abhandlung zum Thema Hoffnung und dessen Bedeutung für den Menschen. Im Zusammenhang mit dem Thema Hoffnung kommt Bloch auch immer wieder auf den Begriff ‚Heimat‘ zu sprechen und auf die Bedeutung von

Utopien für den Menschen. Wie oft zitiert, beendet er sein „Prinzip Hoffnung“ mit den Worten: „*Hat er (der Mensch) sich erfasst und das Seine ohne Entäußerungen und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat*“ (ebd., S. 1628).

Blochs Heimatbegriff trug entscheidend dazu bei, dass der Heimatbegriff „*entlastet*“ (Hartlieb 2004, S. 19) wurde und sich zu einem Protestbegriff entwickeln konnte. Obwohl Blochs Heimatbegriff als Utopie gedacht ist, fordert er dazu auf, Heimat wieder ‚vor Ort‘ zu suchen und eröffnet damit die Möglichkeiten für einen aktiven Heimatbegriff. Heimat wird hier als etwas aus der Gegenwart heraus in der Zukunft zu Verwirklichendes, als ein Idealzustand des Glücks verstanden, das eine Identifikation mit Umwelt und Gesellschaft erlaubt (vgl. z.B. Greverus 1979, Bausinger 1980 oder Bartels 1981).

Für den Juristen und Schriftsteller Bernhard Schlink ist Heimat ebenfalls eine Utopie, da Heimat keinen wahren Ort hat, sondern ein Nicht-Ort: „*So sehr Heimat auf Orte bezogen ist, Geburts- und Kindheitsorte, Orte des Glücks, Orte, an denen man lebt, wohnt, arbeitet, Familie und Freunde hat – letztlich hat sie weder einen Ort noch ist sie einer. Heimat ist Nichtort (...). Heimat ist Utopie*“ (Schlink 2000, S. 32).

2.4.3 Der Heimatbegriff dieser Arbeit

Angesichts der Komplexität und Bedeutungsvielfalt des Heimatbegriffs erscheint mir der Versuch einer eindeutigen Heimatdefinition für diese Arbeit nicht sinnvoll. Es erscheint mir stattdessen vielversprechender, zentrale Aspekte zu definieren, die ein moderner Heimatbegriff umfasst. Diese sind aus meiner Sicht:

- Heimat kann sich auf einen Raum (z.B. ein Stadtviertel, einen Ort, eine Region) beziehen, sie kann sich möglicherweise aber auch (nur) soziale Beziehungen beinhalten.

- Eine ‚Territorialität‘ des Menschen, also das Bedürfnis des Menschen nach einen konkreten, abgegrenzten (Lebens-) Raum erscheint mir fragwürdig, da dies eine klare Grenzziehung zwischen heimatlichen und fremden Lebensräumen verlangt. Es erscheint mir vielmehr – gerade im Kontext von deutsch-französischen Partnerschaften – möglich, dass heimatliche Beziehungen zu verschiedenen Räumen existieren oder sich sogar für einige Menschen ganz von Räumen lösen.

- Heimat beinhaltet Gefühle von Vertrautheit, Geborgensein, Anerkennung und Zugehörigkeit zu einem Raum bzw. zu einem Personenkreis.

- Heimat ist eine subjektive und individuelle Erfahrung; sie basiert auf Interpretationen der Umwelt und nicht auf Prägungen.

- Heimat kann auch eine (idealisierte) Erfahrung der Kindheit bzw. der Vergangenheit sein, sie bleibt aber nur dann heimatlich, wenn diese Erfahrungen einer Person auch in seiner aktuellen Lebenssituation durch das Wissen um Vertrautheit, Anerkennung und Zugehörigkeit Halt gibt.

- Heimat kann verloren gehen – sei es durch Migration oder durch die Veränderung der Umgebung – sie kann aber auch neu geschaffen werden.

- Heimat und Identität hängen zusammen: Gefühle von Anerkennung, Geborgenheit, Sicherheit und Zugehörigkeit sowie die Möglichkeit zur ethischen und kulturellen Orientierung in einem als gesichert empfundenen Rahmen unterstützen bzw. tragen den Identitätsprozess.

Zu berücksichtigen ist bei einer Arbeit zum Thema Heimat jedoch auch, dass in den Eigendefinitionen der Befragten die zahlreichen möglichen Bedeutungsebenen mitschwingen können bzw. das Risiko besteht, dass bei der direkten Frage nach ‚Heimat' stereotypisierte Antworten gegeben werden. Diese Heimatdefinitionen entsprechen jedoch möglicherweise nicht den tatsächlichen Erfahrungen der Befragten. Die Bedeutung dessen, was Heimat für eine Person ist, ergibt sich deshalb aus meiner Sicht aus einer Kombination der verbalen Definition von Heimat und der Analyse der oben genannten Aspekte für die jeweilige Person.

3 Binationale Ehe als Thema der Forschung

Binationale Ehen sind kein exklusives Phänomen moderner Gesellschaften. Binationale Eheschließungen gibt es „*seit Jahrhunderten in allen Bevölkerungsschichten und in nahezu allen Ländern*“ (Scheibler 1992, S. 49). Die Anzahl der binationalen Ehen hat allerdings seit der Gründung in der BRD entsprechend der öffentlichen Statistiken[9] zugenommen. Die Frage ist allerdings, wie weit diese Statistiken überhaupt den tatsächlichen Umfang von binationalen Ehen bzw. Partnerschaften wiedergeben können. So sind in den Statistiken grundsätzlich nur gesetzlich verheiratete Paare berücksichtigt, zudem werden nur Paare berücksichtigt, die zum Zeitpunkt der Heirat zwei verschiedene Staatsangehörigkeiten besessen haben[10]. Auch nicht dokumentierte Veränderungen durch Auswanderung mit dem Partner nach der Eheschließung haben deutliche Einflüsse auf die Statistik. Die Berücksichtigung öffentlichen Statistiken erscheint mir deshalb im Kontext dieser Studie für nicht relevant, da deren Daten wenig aussagekräftig in Bezug auf die Selbstwahrnehmung von Zugehörigkeiten sind.

Selbstwahrnehmungen sollen auch im Fokus stehen, wenn es um die Frage geht, inwieweit eine Ehe überhaupt als ‚kulturell gemischt‘ wahrgenommen wird oder ob der Aspekt des Aufwachsens in verschiedenen kulturellen Kontexten hinter Gemeinsamkeiten in anderen Bereichen wie sozialer Status, Bildungsstand oder Interessen und Werte zurücktritt.

Bevor diese Frage jedoch weiter vertieft wird, soll hier zunächst ein Überblick über den Forschungsstand zum Thema binationale Ehen gegeben werden, um die unterschiedlichen Begrifflichkeiten, Ansätze und Studienergebnisse in diesem Kontext darzustellen und um diese auf ihre Bedeutung und Relevanz hinsichtlich der gewählten Thematik zu hinterfragen.

3.1 Homogenität bzw. Heterogenität von Ehe bzw. Partnerschaften

Soziologen verwenden oft die Begriffe ‚Homogamie‘ und ‚Heterogamie‘, um die soziale Nähe bzw. Distanz zwischen den Ehepartnern zu beschreiben.

Homogamiekonzepte basieren auf der Beobachtung, dass Partner in einer Ehe in vielen Bereichen Ähnlichkeiten aufweisen: „*Homogamie in sozialen Merkmalen, Ähnlichkeit in Werten*

---

9 Vgl. Statistisches Jahrbuch des Statistischen Bundesamtes

10 Personen, die in Deutschland geboren wurden, aber einen anderen Pass besitzen gelten hier als „Ausländer“, wohingegen Deutsche, die nicht in Deutschland aufgewachsen sind, als Deutsche gelten. Es besteht also die Möglichkeit, dass die Ehe als deutsch-ausländisch bezeichnet wird, wenn z.B. ein Partner gerade die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen hat, der andere nicht, beide aber ursprünglich aus dem gleichen Dorf stammen.

und Interessen sowie wahrgenommene Rollenkompatibilität scheinen die Partnerwahl zu begünstigen, diese vollzieht sich vermutlich als ein Filterprozess, in dem die entsprechenden Charakteristika der potentiellen Partner in den einzelnen Phasen mehr oder weniger bewusst geprüft werden" (Thode-Arora 1999, S. 236). Homogame Beziehungen werden in der Gesellschaft als die Norm angesehen. Und auch wenn es zahlreiche weitere Erklärungsansätze für das Zustandekommen und Gelingen von Partnerschaften gibt,[11] gilt auch heute eine (gewisse) Homogamie als Ausgangsbedingung für eine Partnerschaft bzw. als Indikator für die Stabilität einer Beziehung. Heterogame Eheschließungen werden dagegen tendenziell als Abweichung von der Norm verstanden und mit (vermehrten) Problemen und Konflikten assoziiert.

Binationale Partnerschaften werden in der öffentlichen Wahrnehmung in der Regel als heterogame Partnerschaften verstanden, da sich die Ehepartner in ihrer nationalen Herkunft unterscheiden. Die Herkunft aus zwei verschiedenen Staaten wird dabei direkt oder indirekt mit einer kulturellen Heterogamie gleichgesetzt. Nicht nur in der öffentlichen Wahrnehmung, sondern auch aus Sicht einiger Wissenschaftler ist diese Einschätzung mit der Annahme eines erhöhten Konfliktpotenzials verbunden (vgl. beispielsweise Inci 1985; Hecht El-Minshawi 1990; Gomez Tutor 1995).

Eine für diese Arbeit relevante Frage ist jedoch, inwieweit sich die deutsch-französischen Paare selbst als heterogam oder ‚gemischt' wahrnehmen bzw. welche Relevanz diese wahrgenommenen kulturelle Unterschiede im Alltag des Paares tatsächlich besitzen. So betont beispielsweise Lesbet: „*Die Partner eines ‚gemischten' Paares können, wie unterschiedlich sie auch scheinen mögen, durchaus andere Merkmale gemeinsam haben: bestimmte Zielvorstellungen, eine Lieblingsbeschäftigung, eine Ideologie oder, weniger bestimmt, den Wunsch nach Unabhängigkeit (...), den Nonkonformismus, das Gefühl, über gesellschaftlichen Vorschriften zu stehen, usw.*" (Lesbet 1997, S. 55). Nave-Herz führt darüber hinaus an, dass die Wahrscheinlichkeit einer Begegnung schon zwischen „*Personen ähnlicher soziokultureller Merkmale (= Homogamiethese), die also in der gleichen Gegend wohnen, die gleiche Ausbildung absolvieren, den gleichen oder einen ähnlichen Beruf ausüben und die gleichen Hobbys haben*" (Nave-Herz 2004, S. 40), höher ist als zwischen Partnern mit einer sehr unterschiedlichen Lebenswelt.

---

[11] Z.B. Heterogamie- bzw. Komplementaritätskonzepte, Phasen– bzw. Stufenmodelle, Ausgleichstheorien, vgl. hierzu die Darstellungen von Nave-Herz 2004, S. 38ff. oder Kienecker 1993, S. 31ff.

Beck-Gernsheim sieht es dagegen als Kennzeichen der individualisierten Gesellschaft, dass sich bei der Partnerwahl zwei Fremde begegnen, die „*qua Herkunft oft weit voneinander entfernt (sind)*“ (Beck-Gernsheim, 1994, S. 126). Dies bedeutet für die Ehepartner, dass die Partner ihre Gemeinsamkeiten selber finden müssen. Dies gilt für mononationale Paare ebenso wie für binationale Paare; letztere müssen jedoch darüber hinaus Entscheidungen treffen, die für mononationale Paare vermutlich oft selbstverständlicher sind. Insbesondere die Wahl des Wohnlandes lässt hier Fragen nach den jeweiligen Verständigungsmöglichkeiten, den beruflichen Chancen der Partner im jeweils anderen Land, aber auch hinsichtlich der Gestaltung des Alltags entstehen.

Varro und Gebauer stellen dagegen die „*Existenz einer hypothetisch nicht-gemischten (und damit ‚normalen') Ehe*“ (Varro/ Gebauer 1997, S. 9) überhaupt in Frage. Und auch Barbara fragt: „*Ist nicht jede Heirat gemischt? Sind es nicht nur die Natur und die Intensität der Unterschiede zwischen Eheleuten die eine stärkere oder schwächere Gemischtheit bestimmen“* (Barbara 1993, S. 77 – im Original auf Französisch, Übersetzung durch die Autorin).

Betrachtet man diese Aussage vor dem Hintergrund der zunehmenden Mobilität im Zuge der Globalisierung und der steigenden Zahl von Personen, die für eine längere Zeit im Ausland leben und dort wahrscheinlich auf Personen mit einer ähnlichen Ausbildung oder Beruf treffen, so lässt sich mit Nave-Herz in Bezug auf die gewählte Thematik fragen: „*Homogen in Bezug auf was?*“ (Nave-Herz 2004, S. 39)

3.2 Begrifflichkeiten und Definitionen im Kontext binationaler Ehen

Ehen zwischen zwei Partnern aus verschiedenen Ländern oder Kulturen werden in der Literatur mit sehr unterschiedlichen Begrifflichkeiten beschrieben. Die einzelnen Begriffe schließen dabei jeweils bestimmte Formen der „*Zwischenheirat*“ (Thode-Arora 1999, S. 24) ein, jeweils andere dagegen aus. Häufig verwendete Begriffe sind beispielsweise ‚binationale Ehe', ‚bikulturelle Ehe', ‚interethnische Ehe' ‚Mischehe' oder ‚gemischte Ehe'. Auch die französischen Begriffe ‚mariage mixte' oder der englische Begriff ‚Intermarriage' werden zum Teil in der deutschsprachigen Literatur verwendet. Gemeinsam ist allen Begriffen, dass sie versuchen, eine ‚besondere' Form der Ehe zu beschreiben. Sie fassen (scheinbar) heterogene Beziehungen zwischen Partnern aus verschiedenen Nationen, Kulturen, Ethnien, Rassen oder Religionen ins Auge, bei denen abgrenzbare und beschreibbare ‚kulturelle' Unterschiede existieren. Selten werden (vor allem in Studien der 1970er und 1980er Jahre) die angenommenen

Unterschiede zwischen Angehörigen unterschiedlicher Nationen, Kulturen oder Ethnien hinterfragt.

Berücksichtigt werden muss jedoch auch, dass Begriffe wie ‚mariage mixte', ‚Mischehe' oder ‚gemischte Ehe' einem Bedeutungswandel unterliegen. Beispielhaft sei hier nur genannt, dass sich der Begriff ‚gemischt' lange auf die Mischung der Geschlechter bezog (z.B. in ‚gemischte Schule'). Der Begriff ‚Mischehe' bezog sich dagegen zunächst auf Ehen mit verschiedenen Konfessionen (und im speziellen auf protestantisch-katholische Ehen), bezeichnete dann jedoch im Nationalsozialismus in den Rassengesetzen die Ehe von Ariern mit Juden (vgl. Pusitz/Reif 1996, S. 5/6). In beiden Bedeutungen ist der Begriff jedoch mit negativen Konnotationen und dem Eindruck des Ungehörigen oder Verbotenen verbunden. Diese Bedeutungen schwingen auch heute noch mit, wenn von einer ‚Mischehe' die Rede ist, wohl aber auch generell, wenn der Eindruck einer ‚Mischung' zwischen Kulturen, Ethnien oder Religionen entsteht.

Relativ ist in Bezug auf die wahrgenommene ‚Mischung' aber auch die räumliche Entfernung, mit der eine Fremdheit zwischen Ehepartnern verbunden wird. So wurden bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts - und zum Teil bis heute - bereits Ehen von Partnern aus Nachbarorten bzw. Nachbarstädten als Heirat zwischen ‚Fremden' angesehen und galten entsprechend als problematisch. Aus heutiger Sicht gelten dagegen Ehen zwischen Europäern als weitgehend kulturell homogen – im Gegensatz z.B. zu Ehen zwischen Deutschen/ Europäern und Afrikanern und Asiaten.

Ohne näher auf die angenommen Grenzen zwischen ‚monokulturellen' und ‚bi- oder multikulturellen' Partnerschaften eingehen zu wollen, sollen die genannten Beispiele verdeutlichen, dass Grenzen zwischen kulturell homogenen und heterogenen Ehen in Anhängigkeit von gesellschaftlichen Verhältnissen definiert werden, also veränderbar und nicht statisch sind. Dies bedeutet, dass „*der Begriff der Mischung (...) sich immer auf eine bestimmte Zeit, eine bestimmte Gesellschaft und auf ein bestimmtes soziales Milieu* (*bezieht)*" (Schnapper 1998, S. IX, im Original in französischer Sprache – Übersetzung durch die Autorin).

In der Literatur gibt es insofern zahlreiche Bemühungen, die existierenden Begriffe zur Bezeichnung von Ehen zwischen Partnern aus verschiedenen Nationen, Kulturen oder Ethnien genau zu definieren[12] Mit den Bemühungen um eine exakte Beschreibung der Form der Hete-

[12] vgl. z.B. Inci 1985; Kienecker 1993; kritisch auch Philippe/Varro/Neyrand 1998; Pusitz/Reif 1996.

rogenität bzw. Besonderheit der Ehen steigt jedoch aus meinem Empfinden die Gefahr von Kulturalisierungen und Zuschreibungen bzw. der Fixierung von angenommenen Unterschieden schon bei der Hypothesenbildung.

Da in dieser Studie bewusst Paare ausgewählt wurden, die (zumindest laut Pass) zwei verschiedene Staatsangehörigkeiten haben, habe ich mich entschlossen für die vorliegende Arbeit den Begriff ‚binationale Ehe' zu verwenden bzw. wenn möglich konkret von ‚deutsch-französischen Partnerschaften' zu sprechen. Die Wahl der unterschiedlichen Nationalität als Ausgangspunkt erscheint mir dabei am neutralsten und erlaubt offen zu lassen, ob und inwiefern die Paare kulturelle Unterschiede in ihrer Partnerschaft wahrnehmen bzw. inwiefern der andere Partner als ‚fremd' oder gerade aufgrund von Homogamie in anderen Bereichen als ‚ähnlich' wahrgenommen wird.

3.3 Studien zur binationalen Ehe

Die meisten Studien zum Themenbereich binationale Ehe konzentrieren sich auf die Frage, wie und warum binationale Ehen zustande kommen, wie sie sich entwickeln und welche Konflikte in diesen Partnerschaften bewältigt werden müssen.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Thematik binationale bzw. bikulturelle Ehe beginnt in den 1920er Jahren in den USA, dort wurde auch die überwiegende Anzahl der Studien durchgeführt. In Deutschland wächst das Interesse an diesem Thema in den 1970er Jahren vor allem durch Veranstaltungen und Publikationen der IAF (Verband binationaler Partnerschaften und Familie) bzw. durch ihr nahe stehender Wissenschaftler und/oder Betroffener. So erscheinen in den 1980er Jahren in Deutschland zahlreiche Publikationen zum Thema binationale Ehe. Ohne auf die Fülle der einzelnen Publikationen einzugehen, möchte ich mich hier auf einige Schwerpunkte der Diskussion konzentrieren. Einen detaillierten Überblick über Analysen und Studien liefern beispielsweise Kienecker (1993) oder Thode-Arora (1999).

Methodisch basieren die meisten Studien aus dem deutschsprachigen Raum auf Befragungen mit leitfadengestützten, meist biographischen Interviews. Sie wurden oft von ‚Betroffenen' durchgeführt, also vor allem von Frauen, die Erfahrungen mit binationalen Ehen haben bzw. aus dem Umfeld der IAF kommen. Statistische Analysen von binationalen Ehen wurden dagegen überwiegend in den USA durchgeführt.

Studien, die sich mit den Motiven und Hintergründen einer binationalen/ bikulturellen Partnerwahl beschäftigen, analysieren beispielsweise unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen (verstärkt) binationale Partnerschaften geschlossen werden oder fokussieren demographische Faktoren, die diese Form der Ehe begünstigen (vgl. z.B. Hecht-El Minshawi 1990). Hierbei werden auch biographische und lebensgeschichtliche Hintergründe als Motive zur binationalen Ehe analysiert, so z.B. von Wießmeier (1993), die bei denen von ihr befragten Personen eine verstärkte Abstammung aus disharmonischen Familien festgestellt hat. Auch Hecht-El-Minshawi verweist darauf, dass die von ihr befragten Frauen sich vom Leben ihrer Herkunftsfamilie distanzieren möchten bzw. unter „*geringer elterlicher Kontrolle*“ (Hecht-El-Minshawi 1990, S. 162) aufgewachsen sind.

Darüber hinaus identifiziert Thode-Arora eine Reihe von Studien, die untersuchen, inwieweit kulturelle Unterschiede an sich zum Heiratsmotiv werden können (Thode-Arora 1999, S. 171ff). Vermutet wird beispielsweise, dass Marginalitäts- bzw. Fremdheitserfahrungen in der eigenen Familie/ Gruppe/ Gesellschaft den Wunsch nach einem ‚anderen‘ Partner stärken können (so z.B. bei Hecht-El-Minshawi 1990, S. 252f.). Auch „*für erhoffte Statusmaximierung und Vorteile in der Rolle des Ehepartners oder Schwiegerkindes in der anderen Kultur*“ (Thode-Arora 1999, S. 237) lassen sich Hinweise finden. Insgesamt ist jedoch laut Thode-Arora auffällig, dass sich viele Studien auf bestimmte Einzelmerkmale zur Erklärung der Motive für eine binationale Ehe konzentrieren, für die sich auch jeweils Gegenbeispiele finden lassen, es dagegen kaum multikausale Erklärungsansätze gibt.

Kienecker befasst sich in ihrer Studie zu „Interethnischen Partnerschaften“ (1993) ebenfalls mit den Heiratsmotiven und den Reaktionen auf binationale Partnerschaften. Sie stellt ausgehend von Theorien zur Partnerwahl (u.a. die Theorien von Davis 1941 und Merton 1964 zur „intermarriage“) fest, dass eine einzelne Theorie alleine als Erklärung für die Entstehung binationaler Ehen nicht ausreicht, sondern Faktoren wie „*Außenseitertum in der eigenen Kultur*“, „*Solidarität mit anderen Ausländern*“, „*Wunsch nach Ergänzung und Erweiterung der eigenen kulturellen Erfahrungen*“ und die „*Möglichkeit zum wechselseitigen kompensatorischen Austausch und das bewusste oder unbewusste Bedürfnis danach*“ (Kienecker 1993, S. 105) die Wahl eines Partners aus einem anderen Land/einer anderen Kultur begünstigen. Sie geht dabei davon aus, dass bei binationalen Partnerschaften „*zwei Welten (...) aufeinandertreffen*“ (ebd., S. 4), also ein besonderer Erklärungsbedarf für das Zustandekommen und Gelingen der Partnerschaft existiert.

Ein weiterer Schwerpunkt der Studien über binationale Ehen liegt in der binationalen Eheführung bzw. insbesondere auf der Analyse von Konflikten aufgrund der unterschiedlichen kulturellen Herkunft und deren Bedeutung für das Gelingen der Ehe (vgl. z.B. Inci 1985; Hecht El-Minshawi 1990; Gomez Tutor 1995). Ausgangspunkt der Studien ist dabei oft die Annahme, dass unterschiedliche Rollenwahrnehmungen und unterschiedliche Kommunikationsmöglichkeiten bzw. Kommunikationsstile zu Konflikten führen, also die Partner einer binationalen Ehe „*mehr Anpassungsprobleme zugleich zu lösen hätten als in einer intraethnischen Ehe*" (Thode-Arora 1999, S. 247). So geht beispielsweise Gomez-Tutor davon aus, dass bikulturelle Ehen *„interpersonelle Beziehungen (sind), in denen zwei Personen aus verschiedenen Lebenswelten interagieren, die stärker voneinander abweichen als Lebenswelten von Paaren aus einer Kultur*" (Gomez-Tutor 1995, S. 54). Es bedarf somit aus ihrer Sicht gewisse Anstrengungen, „*Barrieren durch kulturelle Fremdheit*" (ebd. S. 24) zu überwinden. Neben Schwierigkeiten, die durch unterschiedliche Sprachen, Kommunikationsstile, kulturspezifische Vorstellungen über Ehe – und Familienkonzepte und kulturelle Unterschiede in der Lebensführung entstehen können, sieht sie eine weitere Schwierigkeit darin, dass auch „*Empathie eine kulturspezifische Fähigkeit (ist)*" (ebd., S. 57), die nur so lange funktioniert, „*wie sich das Individuum in diesem Umfeld aufhält*" (ebd.).

Analysiert werden in den entsprechenden Studien auch Schwierigkeiten, die an das Paar von außen herangetragen werden, z.B. durch Behörden, aber auch durch Druck oder Kritik von Familie oder Freunden (vgl. z.B. Inci 1985; Hecht-El-Minshawi 1990; Scheibler 1992; Gomez-Tutor 1995). Diese können die eheliche Anpassung von binationalen Paaren erschweren oder zum Teil unmöglich machen. Darüber hinaus müssen in der binationalen Ehe (verstärkt) Alltagsgewohnheiten wie z.B. die Organisation von Arbeit oder Familienleben, die Gestaltung von Festen bzw. die Essensgewohnheiten ausgehandelt werden. Nicht zu vergessen sind aber auch Fremdheitsvorstellung und Stereotype, die sowohl in der Partnerschaft als auch in der Gesellschaft bzw. in der eigenen Gruppe über die jeweils andere Kultur existieren (vgl. Thode-Arora 1999, S. 287f). Genannt werden aber auch Probleme durch die Migrationssituation selbst, da mindestens ein Partner das Aufenthaltsland dauerhaft wechselt und somit zumindest zu Beginn der Partnerschaft erhebliche Anstrengungen zur Neuorganisation seines Lebens erbringen muss.

Einige Autoren verweisen allerdings darauf, dass kulturelle Erfahrungen von den Personen interpretiert und verändert werden können, also in der Ehe eine „*neue interkulturelle Lebenswelt"* (Hardach-Pinke 1988, S. 136f) entstehen kann. Barbara betont zudem, dass die Bedeu-

tung der in der Partnerschaft wahrgenommenen Unterschiede auch vom sozialen Milieu bzw. dem verfügbaren Einkommen abhängen. Auch können ein höherer Bildungsstand (und nicht nur die Sprachkenntnisse an sich) Gespräche mit Behörden, Institutionen oder Arbeitgebern erleichtern und zum subjektiven Gefühl sich zurechtzufinden beitragen. Insgesamt stellt er fest, dass Distanzen relativ sind und ihre empfundene Intensität zwischen den Paaren variiert und sich auch in Abhängigkeit vom Moment und Ort unterscheiden können (vgl. Barbara 1993, S. 91f. – im Original auf Französisch).

Wießmeier untersucht ebenfalls nicht nur trennende, sondern auch das Paar verbindenden Aspekte und betont den Prozesscharakter der Anpassung in der Ehe. Sie identifiziert typische Strukturen und Rollenerwartungen von bestimmten Paarkonstellationen (z. B. deutsch/ lateinamerikanisch, deutsch/ asiatisch, deutsch/ orientalisch und deutsch/ europäisch), betont aber auch den Prozesscharakter von Kultur. In den von ihr durchgeführten Leitfadeninterviews mit offenen und geschlossenen Fragen mit 63 Interviewpartnern stellt sie u. a. fest, dass die Bereitschaft für eine binationale Ehe auch von den Erfahrungen im Elternhaus und der Geschwisterkonstellation beeinflusst ist. Wießmeier kommt zudem zu dem Ergebnis, dass die Kulturunterschiede im Alltag der befragten Personen relativ bedeutungslos sind und somit den Aussagen der problemorientierten Literatur widersprechen. Kulturelle Unterschiede haben zudem oft eine stellvertretende Bedeutung für andere Einflussgrößen wie z.B. geschlechtsspezifische Kommunikation oder Verhaltensweisen, individuelle Eigenschaften oder gesellschaftliche Einflüsse.

Darüber hinaus identifiziert sie sechs typische Paarkonstellationen in Bezug auf die Bedeutung von Fremde in der Partnerschaft (vgl. Wießmeier 1993, S. 55ff):

a) Das Fremde als einzige Möglichkeit: Aufgrund von negativen Erfahrungen wird gezielt nach einem Partner aus einem anderen Herkunftsland gesucht bzw. Fremde wird als Chance zur Weiterentwicklung gesehen.

b) Das Fremde als Herausforderung und Klärung: Gewünscht wird von mindestens einem Ehepartner Unabhängigkeit und Freiheit bzw. eine Distanz zu Problemen der Herkunftsfamilie.

c) Das Fremde als Ergänzung: Der/die Fremde ergänzt das eigene Leben in zentralen Aspekten und ermöglicht dadurch eine „*Ent-fremdung*“ (ebd., S. 121) des eigenen Lebens.

d) Das Fremde als Rettung: Das Fremde wird als Möglichkeit gesehen, gewünschte Ziele umzusetzen. Das „*Anders-sein*“ (ebd. S. 126) ist hier ein Schutz und ermöglicht eine gewisse emotionale Distanz zum Partner.

e) Das Fremde als Traum: Das Fremde wirkt als „*lockende Ferne*“ (ebd. S. 130) und bietet Schutz vor der Auseinandersetzung mit sich selbst bzw. vor den Erwartungen der Herkunftsfamilie oder sozialen Umwelt.

f) Das Fremde als Lebensidee: Auseinandersetzung mit eigener erlebter Fremdheit kann hier den ‚fremden‘ Partner ähnlicher wirken lassen, als den „*vertraute(n), ähnliche(n) Nachbar*“ (ebd. S. 138).

Daftari geht davon aus, dass die „*Partner in verschiedenen Wirklichkeiten sozialisiert wurden*“ (Daftari 2000, S. 16). Sie betont aber, „*dass der Prozess der Sozialisation durch seine Offenheit vielfältige Möglichkeiten lässt, sich in dem Vorgegebenen zu entfalten, damit nicht zwei verschiedene Kulturen, sondern zwei verschiedene Individuen unterschiedlicher kultureller Herkunft aufeinander reagieren*“ (ebd.). „*Kulturelle Verschiedenheit im wohlgemeinten ‚Wir sind alle gleich‘ leugnen zu wollen, wäre allerdings genauso falsch wie einer spezifischen Konstellation anderskultureller Partner typische Reibungspunkte zuschreiben zu wollen*“ (ebd., S. 184). Sie vertieft in ihrer Analyse besonders den Aspekt der Kommunikation und Sprache, da dieser in binationalen Partnerschaften eine besondere Bedeutung hat, identifiziert aber auch Probleme, die durch den verstärkten Zwang zu Entscheidungen, z.B. der Wahl des Aufenthaltslandes entstehen können. Die Migrationssituation selbst kann zudem als schwierig empfunden werden, wobei sie feststellt, dass auch der nicht migrierte Partner durch die binationale Ehe möglicherweise eine „*Ablehnung aus seinem Umfeld*“ (ebd., S. 150) erfährt und er sich zudem verpflichtet fühlen kann, Diskriminierungserfahrungen des Partners aufzufangen bzw. sich in verstärktem Maße für seinen Partner aus einem anderen Land verantwortlich zu fühlen. Sie legt bei der Identifikation von Problemen jedoch Wert darauf, Kulturalisierungen zu vermeiden und betont, dass zwischen den Partnern ähnliche Wahrnehmungen existieren können, die „*wesentlich intensivere Bindungen schaffen, als die nationalen und kulturellen Zugehörigkeiten*“ (ebd., S. 183).

Der Frage nach dem Kultur- und Fremdheitsverständnis geht auch Molnár in ihrer Studie zur ‚Kulturdifferenz‘ von binationalen Paaren nach. Interessant ist, dass sie für die Analyse ihrer narrativen Interviews auch auf moderne Kulturdefinitionen eingeht und sie Kultur „*nicht mehr als homogenes Ganzes, sondern (…) als kontextspezifische und kontextabhängige Praktiken*

und Formen der Partizipation“ versteht (Molnár 2004, S. 17). Sie geht zudem nicht grundsätzlich von einer kulturellen Differenz in binationalen Partnerschaften aus, sondern fragt, was ihre Gesprächspartner selber unter Kultur verstehen bzw. ob und auf welche Weise ihre Gesprächspartner eine kulturelle Differenz ihrer Partnerschaft wahrnehmen. Sie stellt im Ergebnis fest, dass gerade zu Beginn einer Partnerschaft die ‚fremde‘ Kultur des Partners oft idealisiert wird, im Zusammenleben die problematischen Seiten der ‚fremden‘ Kultur aber deutlicher werden. Der Umgang bzw. die verwendeten Deutungsmuster von Kultur sind jedoch sehr unterschiedlich, sowohl hinsichtlich des Verständnisses als auch der Relevanz von Kultur als Erklärungsmuster für Konflikte.

3.4 Studien und Analysen im Kontext deutsch-französischer bzw. europäischer Partnerschaften

Einer der ersten Autoren, die sich mit dem Thema deutsch-französische Partnerschaften befassen ist Guérand: 1974 veröffentlicht er einen Aufsatz, in dem er sich mit der Geschichte und der Entwicklung deutsch-französischer Partnerschaften beschäftigt. Eine Besonderheit ist für ihn (aus dem Blickwinkel von 1974), dass bei deutsch-französischen Ehen die Heirat oft Auslöser für die (dauerhafte) Immigration ist und nicht wie bei vielen anderen Paaren in dieser Zeit, binationale Partnerschaften aufgrund von Migration entstehen (vgl. Guérand 1974, S. 136ff.). Er verweist zudem darauf, dass heute deutsch-französische Paare nicht aufgrund von Katastrophen und Kriegen entstehen, sondern durch Gastaufenthalte und der zunehmenden Kommunikation zwischen den beiden Ländern. Interessant ist, dass er bereits 1974 davon ausgeht, dass die Paare im Zusammenleben eine „*andere kulturelle Einheit*“ (ebd. S. 140, im Original: „*un autre ensemble culturel*“) entsteht. Er stellt auch fest, dass die Homogamieregeln für die von ihm betrachteten Paare im Prinzip gültig sind, da selten soziale Grenzen überschritten werden, sondern nur nationale Grenzen.

Scheibler befasst sich ebenfalls mit der Lebenssituation von europäischen Partnerschaften. Befragt wurden hier u.a. einige deutsch-französische Ehepaare. Scheibler geht davon aus, dass die Partner einer binationalen Ehe über „*unterschiedliche Definitionen der Wirklichkeit*“ verfügen, da sie aus „*unterschiedlichen Kultur- und Gesellschaftssystemen stammen*“ (Scheibler 1991, S. 50). Dadurch existieren für diese Paare „*erhöhte Anforderungen an das gegenseitige Verständnis für die ‚Andersartigkeit‘ des Partners*“ (ebd. S. 50). Damit geht auch Scheibler von einem erhöhten Konfliktpotenzial bei binationalen Paaren aus, betont allerdings, dass die meisten Paare ihre Lösungen für diese Konflikte finden. Die Annahme kultureller Unterschiede zwischen den Herkunftsländern bzw. Nationalitäten zeigt sich auch in ihrer Vermutung,

dass sie von größeren kulturellen Unterschieden von Deutschen zu Italienern und Spaniern als z.B. zu Franzosen oder Engländern ausgeht. Interessant ist allerdings, dass sie feststellt, dass Probleme vor allem zu Beginn der Partnerschaft durch das Ungleichgewicht der Ressourcen (wie z.B. Nähe zur Familie/Freunden, berufliche Integration, finanzielle Sicherheit oder Sprachkompetenz) entstehen, die für beide Partner ein Belastung sein können. Insgesamt betont sie, dass die Paare weniger in einem „*Spannungsfeld zweier Kulturen leben, sondern vielmehr in einem gesellschaftlichen Spannungsfeld*", die Selbstwahrnehmung der Partnerschaft also auch von der Akzeptanz des ausländischen Partners durch das soziale Umfeld abhängt.

Barbara geht in seiner Analyse der „*couple mixte*" (dt.: „*gemischten Paare*") auch auf deutsch-französische Ehen ein. Er verweist darauf, dass heute diese Ehen aus juristischer und gesellschaftlicher Sicht als relativ unproblematisch gelten, man jedoch nicht vergessen sollte, dass sie noch während des 2. Weltkrieges verboten waren und erst nach dem Krieg wieder möglich wurden (vgl. Barbara 1993, S. 51). Auch heute noch treffen jedoch deutsch-französische Paare auf behördliche und juristische Schwierigkeiten, z.B. hinsichtlich der Nichtanerkennung von Abschlüssen, die zur beruflichen Abwertung eines Partners führen können.

Eine weiter empirische Studie, die sich explizit auf die binationale Ehe zwischen Deutschen und Franzosen bezieht, wurde von Varro und Gebauer durchgeführt. Mit ihrem Forschungsteam analysierten sie in themenzentrierter Workshops das Leben von Familien aus verschiedenen Kulturen am Beispiel Frankreichs und Deutschlands. Ausgehend von der Metapher der ‚deutsch-französischen Ehe' für das Verhältnis Deutschland – Frankreich fragen sie, wann es in diesem Kontext „*gerechtfertigt erscheint, von einer ‚gemischten Ehe' zu sprechen*" (Varro/ Gebauer 1997, S. 16). Basierend auf ihrem methodischen Ansatz der themenzentrierten Workshops mit binationalen Paaren (nicht nur deutsch-französische Ehepaare, aber überwiegend) bemühen sich die Autoren, die Einschätzung, ob es sich um eine ‚gemischte Ehe' handelt, den Gesprächspartnern selbst zu überlassen.

Im Ergebnis stellten sie fest, dass deutsch-französische Paare oft am „*Mythos*" (Lesbet in Varro/Gebauer 1997, S. 66) eines gemischten Paares festhalten und dies überwiegend mit einer positiven Begründung:

- Die Paare empfinden sich außerhalb der Norm und haben „*ihre Freiheit gegenüber den sozialen Konventionen bewiesen*" (ebd., S. 66).

- Sie empfinden die ‚gemischte' Beziehung als tatsächliche Bereicherung ihres Lebens und als eine Besonderheit ihres Lebens.

- Die Annahme einer ‚gemischten Ehe' bietet, insbesondere in Konfliktsituationen in der Partnerschaft, einen Schutz der eigenen Persönlichkeit: Binationalität liefert hier „*ein leichtes Alibi, indem sie ihnen gestattet, sich einzubilden, dass ihre Ehekonflikte eher auf kollektive als auf persönliche Antagonismen zurückzuführen sind*" (ebd., S. 67). Dies mag zwar eine Vermeidungsstrategie sein, kann jedoch helfen, Konflikte zu bewältigen.

Die nationale Identität spielte bei den meisten Gesprächspartnern eine wichtige Rolle. Eine besonders starke Fokussierung auf die nationale Identität entsteht dann, „*wenn sich einer der Ehepartner im Netz der Alltagsabläufe des Landes des Anderen verfängt und die materiellen Probleme der Verpflanzung unüberwindlich scheinen*" (Varro/ Gebauer 1997, S. 25) oder „*wenn die verpflanzte oder mit einem Ausländer bzw. einer Ausländerin lebende Person die Erklärung für die Konflikte, in die sie in der Beziehung und mit anderen Menschen gerät, in den unterschiedlichen Zugehörigkeiten sucht*" (ebd.). Auch Ehepaare, die am Anfang der Beziehung die ‚nationalen Unterschiede' als Thema der Beziehung ausgeklammert haben, werden später oft doch von der Frage berührt, z.B. wenn sie Kinder haben.

Die 2000 erschienene Studie von Kirsten Ricker analysiert Migrationsprozesse von Französinnen in Deutschland mit Hilfe von narrativen Interviews und fragt nach der „*Entstehung, Entwicklung und Veränderung von Identität in einem Migrationsprozess*" (Rieker 2000, S. 2). Sie fokussiert zwar nicht direkt deutsch-französische Partnerschaften, die dargestellten Fälle beziehen sich jedoch auf Französinnen, die einen deutschen Partner haben.

Ausgangspunkt ihrer Untersuchung ist eine Kritik an Studien zur Migrationsthematik, in denen „*Kultur als ein monolithischer Block verstanden und der Kontakt der unterschiedlichen kulturellen Lebenswelten und Erfahrungen als ein Zusammentreffen hermetisch voneinander abgeriegelter Kulturen gedeutet wird*" (ebd., S. 46). Migration wird oft noch grundsätzlich als ein negativer Lebenseinschnitt angesehen. Sie geht dagegen davon aus, dass Menschen „*in ihrer je individuellen Art und Weise bereits in der Ausgangsgesellschaft gelernt (haben), auf unterschiedliche Erwartungshaltungen, Normvorstellungen, Bedeutungssetzungen zu reagieren und Antworten auf schwierige Lebenslagen zu finden*" (ebd.).

Die von ihr für die Darstellung ausgewählten Fälle zeigen im Ergebnisse, dass „*Migration (...) ein Phänomen (ist), das im biographischen Prozess der jeweiligen Erzählerin angelegt ist*

und gestaltet wird. Dies impliziert, dass der Migrationsschritt je nach individueller Lebenskonzeption und biographischen Ressourcen als eine logische, in der Biographie verankerte Erscheinung und Entscheidung gelten muss und auf keinen Fall generalisierend (...) nur auf der Ebene eines dramatischen Lebensereignisses definiert und untersucht werden darf" (ebd., S. 294). Und weiter: „*Wie der Input ‚Migration' verarbeitet wird und wie er in den Momenten der Sinnkonstruktion und Konstruktion der Biographie kommuniziert wird, verläuft selbstreferenztiel, oder anders ausgedrückt, auf der Grundlage der biographisch erzeugten Wahrnehmungs- und Deutungsschemata, also der jeweiligen ‚inneren Struktur' der Lebensgeschichte*" (ebd. S. 316).

In den drei ausführlich dargestellten Lebensgeschichten von migrierten Französinnen stellt sie beispielsweise fest, dass für eine Befragte die Migration gar nicht als solche wahrgenommen wird, sondern die als wenig relevant angesehen wird. Für eine andere Teilnehmerin ist die Migration nach Deutschland eine Art Flucht vor dem bisherigen Leben bzw. eine Suche nach dem, was ihr bisher im Leben fehlte. Im dritten ausführlich dargestellten Interview ist dagegen die Verortung zwischen Bildung/ Beruf und Beziehung/ Familie wichtiger als die „*Verortung zwischen den Sprache und Kulturen*" (ebd., S. 284).

Migration muss also kein kritisches Lebensereignis sein. Interessant wäre jedoch zu wissen, wie die Migration in den anderen, von ihr nicht genauer beschriebenen Fällen, dargestellt wird. Denn auch die Wahrnehmung von Migration als Bruch in der Lebensgeschichte lässt sich möglicherweise durch biographische Hintergründe erklären. Doch auch wenn Rieker auf die Darstellung konflikthafter Migrationsgeschichten verzichtet, erscheint mir ihr Verständnis von Migration als ein Aspekt der biographischen Geschichte als viel versprechend. Interessant ist auch, dass sie die Verweise auf nationale oder kulturelle Identitäten in ihren Interviews als Ergebnis einer *„momenthaften, situativ bedingten Selbstbeobachtung und –beschreibung*" interpretiert (ebd. S. 321).

3.5 Mögliche Problemfelder binationaler Ehen

Auch wenn in dieser Studie die Kulturalisierung von Unterschieden zwischen den Partnern vermieden werden soll, lassen sich in der Literatur dennoch einige Problemfelder identifizieren, die möglicherweise in deutsch-französischen Partnerschaften relevant sind. Diese sollen im Folgenden kurz dargestellt werden.

3.5.1 Sprache und Kommunikation

Dass in binationalen Partnerschaften mit verschiedenen Sprachhintergründen die Kommunikation zwischen den Partnern erschwert sein kann, ist wahrscheinlich. Dies betrifft zum einen die Sprachfähigkeit an sich, also die Möglichkeit, sich in einer gemeinsamen Sprache auszudrücken. In der Regel bedeutet eine binationale Partnerschaft, dass sich die Ehepartner in einer Sprache verständigen, entweder der Mann oder die Frau in seiner oder ihrer Muttersprache spricht, wohingegen der andere sich in einer ‚fremden' Sprache ausdrücken muss. Sofern nicht die Migration des Partners lange vor der Partnerschaft stattgefunden hat, bedeutet eine binationale Partnerschaft aber auch, dass in der Regel ein Partner in einem Land lebt, dessen Sprache er ‚nur' gelernt hat bzw. erst lernen muss. Zusätzlich betonen viele Autoren, die Problematik von kulturell bedingten Kommunikationsstilen, also die Art und Weise wie miteinander gesprochen wird oder auch Probleme aufgrund der kulturspezifischen Verwendung und Interpretation von Begriffen (vgl. z.B. Daftari 2000, S. 36f, Ricker 2000, S. 25f., Reif 1996, S. 31f., Wießmeier 1993, S. 83f). Auch eine geringere emotionalen Bindung an die Zweitsprache und die damit möglicherweise verbundenen Einschränkungen, z.B. beim Ausdruck von Gefühlen, werden als Problemfelder genannt (vgl. z.B. Daftari 2000, S. 39f.).

Sicher ist, dass in der Regel in einer binationalen Partnerschaft Aspekte der interkulturellen Kommunikation zum Tragen kommen. Laut Auernheimer lassen die „*unterschiedlichen lebenspraktischen Kontexte*" (Auernheimer 2004, S. 108) und die damit zusammenhängenden Vorstellungswelten sowie bisherige Erfahrungen mit den ‚Anderen' in einer interkulturellen Kommunikation unterschiedliche Kommunikationserwartungen entstehen, die zu Störungen der Kommunikation führen können. Basierend auf der Entdeckung der ‚Doppelbödigkeit' jeder Kommunikation durch Watzlawick identifiziert Auernheimer vier Faktoren, die eine interkulturelle Kommunikation beeinflussen bzw. stören können: Machtasymmetrien, Kollektiverfahrungen, Fremdbilder (Stereotype/ Vorurteile) und Differenz der kulturellen Codes bzw. der kulturellen Muster. Auernheimer betont jedoch, dass die „*unterschiedliche(n) Codes, für sich genommen, nicht zu folgenreichen Kommunikationsstörungen führen*" (ebd.), dagegen Machtasymmetrie und Fremdbilder bzw. die Beziehungsebene meist problematischer wirken.

Schulz von Thun und Kumbier betonen ebenfalls, dass eine Kommunikation auf mehreren Ebenen wirkt. Diese bezeichnen sie mit Sachinhalt, Selbstkundgabe, Appell und Beziehung (vgl. Schulz von Thun/ Kumbier 2006, S. 12). Es kann dabei vorkommen, „*dass die vier Botschaften, die der Sender gemeint hat, und die vier Botschaften, die beim Empfänger ankommen, unterschiedlich sind, auch wenn die Verständigung akustisch einwandfrei ist*" (ebd., S.

13). Dies gilt für jede Art der Kommunikation bei der interkulturellen Kommunikation kommt jedoch aus ihrer Sicht die Schwierigkeit hinzu, „*das verschiedene Kulturen die vier Seiten höchst unterschiedlich gestalten*“ (ebd., S. 13) bzw. interpretieren. Damit können die Unterschiede zwischen dem, was der Sprecher gemeint hat und dem, was der Empfänger versteht, noch größer werden. Sie vermuten, dass diese kulturellen Unterschiede bei Konflikten „*zum Motor von Teufelskreisen*“ (ebd. S. 22) werden können, das dazu führen kann, dass sich die angenommen kulturellen Unterschiede zwischen den Kommunikationspartnern im Laufe der Zeit vergrößern können und kulturelle Verhaltensmuster immer stärker zum Tragen kommen.

Sowohl Auernheimer (2004) als auch Schulz von Thun/Kumbier (2006) betonen jedoch, dass diese Mechanismen der Kommunikation auch innerhalb einer Kultur wirken, dass also immer „*wenn Menschen miteinander in Kontakt treten, (...) Welten aufeinander (prallen)*“ (Schulz von Thun/Kumbier 2006, S. 9) bzw. zwei Individuen mit unterschiedlichen Hintergründen aufeinander treffen. Dies bedeutet jedoch auch, dass es in binationalen Partnerschaften sehr schwierig ist, zu identifizieren, inwieweit Kommunikationsprobleme sprachlich oder kulturell bedingt sind, zumal hier auch geschlechtsspezifische Kommunikationsstile zum Tragen kommen und diese Kommunikationsprobleme auch schon in ‚monokulturellen‘ Partnerschaften wirken.

3.5.2 Migrationserfahrungen

Das Eingehen einer binationalen Partnerschaft ist in der Regel für einen der Partner mit einer Migration verbunden. Selbst wenn er oder sie zum Zeitpunkt der Partnerschaft oder Ehe schon im ‚anderen‘ Land gelebt hat (und möglicherweise auch die ‚andere‘ Sprache schon gut beherrscht), bedeutet doch in den meisten Fällten das Eingehen einer festen Partnerschaft die Vorstellung einer dauerhaften Versetzung des Lebensmittelpunktes in das ‚andere‘ Land. Durch diesen Ortswechsel in das ‚andere‘ Land erleben die Personen Veränderungen in entscheidenden Lebensbereichen, beispielsweise hinsichtlich ihres Verhältnisses zur Herkunftsfamilie und ihrem sozialen Umfeld, ihrer Arbeitsmarktchancen bzw. ihrer Einkommenssituation, aber auch hinsichtlich kultureller Traditionen und Lebensweisen.

Eine im Zusammenhang mit diesen migrationsbedingten Veränderungen diskutierte These ist die des Kulturschocks, der bewältigt werden muss. Gemeint sind damit Gefühle von Unsicherheit, Verlorenheit und Entwurzelung im neuen Aufenthaltsland, die durch Zurückweisungen und Rassismuserfahrungen verstärkt werden können. Diese entstehen laut Kulturschock-

Thesen auf der „*Wahrnehmung der kulturellen Unterschiede, begleitet von Gefühlen der Überraschung, der Unbehaglichkeit, der Angst, der Entrüstung und des Ekels, das Gefühl der Ohnmacht*“ (Mecheril 2004, S. 60). Die Folgen sind Verunsicherungen der eigenen Rolle bzw. ein Infragestellen der eigenen Identität. Auch aus psychoanalytischer Sicht wird Migration oft als kritisches Lebensereignis oder Trauma verstanden, das durch den Verlust des Gewohnten entsteht und verarbeitet werden muss.

Einige neuere Autoren betonen dagegen, dass Migrationserfahrungen nicht pauschal als Krise oder Bruch gesehen werden sollten. So betont beispielsweise Mecheril, dass eine „*angemessenere Beschäftigung mit Migration (...) einen Beitrag zur Identifikation der potenziell belastenden Merkmale der Lebenssituation von Migranten (leistet), ohne damit ihre Erfahrungen und Umgangsweisen pathologisierend festzuschreiben*“ (Mecheril 2004, S. 61). Und auch Gültekin fordert eine „*differenzierte Betrachtung der unterschiedlichen Herkunftsbedingungen der Wanderung, einschließlich individueller Motive, Erwartungen und Familientraditionen*“ (Gültekin 2003, S. 10). Migration kann in diesem Sinn also Verlusterfahrungen bedeuten, sie kann aber auch mit positiven Erwartungen verknüpft sein beziehungsweise als Chance oder Lebensprojekt verstanden werden.

Der Verlauf der Migration hängt zudem von biographischen Erfahrungen ab, also beispielsweise mit früheren Erfahrungen der Person in Bezug auf sichere Beziehungen oder Trennungen, von den familiären Bedingungen wie z.B. die Stabilität der Familienbindungen, die Entfaltungsmöglichkeiten der Familienmitglieder in der Familie, aber auch von geschlechtsspezifischen und sozialen Konstellationen (vgl. Hettlage-Varjas 2002, S. 163). Hinzukommen Faktoren wie die Wahrnehmung der eigenen Handlungsfähigkeit und die Bewertung der Chancen im neuen Lebensumfeld, z.B. auch in sozialer und beruflicher Hinsicht sowie Gefühle der Akzeptanz bzw. Ablehnung durch das soziale Umfeld.

Dieser Migrationsprozess betrifft im Fall einer binationalen Partnerschaft jedoch nicht nur die migrierte Person selber, sondern auch den Ehepartner, der den Migrationsprozess begleitet. Erwähnt wird in diesem Zusammenhang beispielsweise die Absicherung der Existenz (wenn der migrierte Partner noch nicht oder nicht ausreichend finanziell abgesichert ist), aber auch Unterstützungsleistungen bei der Integration in das soziale Umfeld. Gerade zu Beginn des Migrationsprozesses kann das Gefühl eines ‚Heimvorteils‘ auch zu Abhängigkeitsgefühlen oder Schuldgefühlen führen. Darüber hinaus erlebt auch der nicht-migrierte Partner möglicherweise Veränderungen in seinem sozialen Umfeld oder sogar Ablehnung durch Familie oder Freunden, die auch bei ihm zu Fremdheitserfahrungen führen können. Auch die nicht-

migrierten Partner teilen möglicherweise „*bis zu einem gewissen Grad die diskriminierenden Erfahrungen ihres Partners und machen dadurch erstmals selbst die Erfahrung, sich in ihrem eigenen Land kulturell und sozial verunsichert zu fühlen*“ (Nöstlinger 1996, S. 20). Gleichzeitig haben viele jedoch den Wunsch den Partner vor diesen diskriminierenden Erfahrungen zu schützen, was zu einer Belastungssituation führen kann, aber auch die Notwendigkeit zur Auseinandersetzung mit den eigenen Vorurteilen beinhaltet (vgl. ebd., S. 21).

Aus meiner Sicht findet diese Begleitung jedoch auch in anderer Hinsicht statt. So ist zu vermuten, dass der im Land gebliebene Partner durch die Migrationserfahrungen seines Ehepartners auch seine eigenen Gewohnheiten und Verhaltensweisen reflektiert bzw. auch hier biographische Faktoren für den Umgang mit dem Migrationserfahrungen des Partners eine entscheidende Rolle spielen. Dies betrifft nicht nur die Fähigkeiten zur Begleitung und Unterstützung des Migrationsprozess des Partners, sondern möglicherweise auch die Auseinandersetzung mit eigenen Erfahrungen von z.B. Sicherheit, Trennungen und familiären und sozialen Konstellationen.

3.5.3 Gestaltung des Alltags

Wie oben beschrieben bedeutet eine Migration – auch wenn sie nicht krisenhaft verläuft – Veränderungen in entscheidenden Lebensbereichen. Zu diesen Veränderungen zählen alltägliche Gewohnheiten, die in einer binationalen Partnerschaft möglicherweise stärker als in einer mono-nationalen Partnerschaft zwischen den Ehepartnern abgestimmt werden müssen. Kulturelle Traditionen der beiden Lebenspartner müssen reflektiert und diskutiert werden. Als mögliche Problembereiche werden in der Literatur in diesem Zusammenhang beispielsweise Einstellungen zu Arbeit und Beruf, Umgang mit Geld, Krankheitsverständnis, Vorstellungen über die Haushaltsführung, die Bedeutung familiärer Beziehungen, aber auch Essgewohnheiten, das Feiern von Festen oder der Wohn- und Lebensstil genannt (vgl. z.B. Scheibler 1991, S. 82f.; Thode-Arora 1999, S. 286f.).

Auch wenn bei der Definition dieser möglichen Problemfelder oft von einer kulturellen Differenzen auf nationaler Ebene ausgegangen wird, scheint es auch bei dem hier zugrunde gelegten Verständnis von Kultur doch nachvollziehbar, dass es in einigen dieser Bereichen eine Notwendigkeit zur Abstimmung zwischen den Partnern gibt. Ob diese als problematisch empfunden wird oder sich Verhaltensweisen selbstverständlich ergeben, ist dabei sicherlich abhängig von der individuellen Bedeutung, die die Partner den jeweiligen Bereichen zuordnen. So ist es beispielsweise im Fall deutsch-französischer Partnerschaften denkbar, dass es z.B. in

Bezug auf Essgewohnheiten oder dem Feiern von Festen Abstimmungsschwierigkeiten gibt. Es ist jedoch ebenso möglich, dass einer der Partner die ‚fremde' Variante bevorzugt bzw. diesem Aspekt keine große Bedeutung beimisst.

Zu vermuten ist also, dass auch hinsichtlich der Gestaltung des Alltags bzw. des Umgangs mit kulturellen Traditionen, die biographischen Erfahrungen der Ehepartner eine wichtige Rolle spielen, also beispielsweise früherer Begegnungen mit ‚anderen' Kulturen, bisherige Erfahrungen mit ‚fremden' Gewohnheiten allgemein, die Kenntnis und das bisheriges Erleben der kulturellen Gewohnheiten des Partners, aber auch die Wahrnehmung und Bewertung der ‚eigenen' kulturellen Gewohnheiten und Traditionen.

4 Begründung der Arbeit und Forschungsansatz

Ziel dieser Arbeit ist es, die Frage zu beantworten, wie in deutsch-französischen Partnerschaften Identität zwischen Heimat und Fremde konstruiert wird. Entsprechend richten sich die Kernfragen der Studie sowohl auf die jeweilige Konstruktion von Heimat und Fremde, als auch auf die damit zusammenhängende Identitätsarbeit.

In Bezug auf die Wahrnehmung von ‚Fremde' in deutsch-französischen Partnerschaften soll gefragt werden, was die Partner jeweils als ‚eigen' und was als ‚fremd' wahrnehmen und wie sie jeweils mit ihren Heimat- und Fremderfahrungen umgehen. Wichtig ist jedoch auch, welche Rolle Zuschreibungen von außen (z.B. durch die Familie oder Freunde) spielen und welchen Einfluss diese auf die Wahrnehmung von Fremde in der Partnerschaft haben. Darüber hinaus soll jedoch auch gefragt werden, welche biographischen Faktoren die jeweilige Wahrnehmung von Fremde und Eigenem beeinflussen. In die Analyse einfließen sollen dabei die Ordnungsmuster im Umgang mit Fremdheit (vgl. Schäffter 1991, Nestvogel 1994) bzw. die unterschiedlichen Bedeutungsebenen von Fremdheit (vgl. Reuter 2002), also die Funktionen und Bedeutungen, die das Fremde in Bezug auf das Eigene einnimmt. Diese soziologischen bzw. beziehungsorientierten Ansätze zur Erklärung der Bedeutung von Fremdheit möchte ich jedoch mit biographischen bzw. (ethno-)psychoanalytischen Analyseansätzen zur Wahrnehmung von Fremdheit verbinden (vgl. Erdheim 1988, 1992, Boesch 2003, Kast 1994). Interessant erscheint mir in diesem Zusammenhang vor allem die Frage, wie möglicherweise frühere Erfahrungen mit Fremde die heutige Wahrnehmung von Fremde in der Partnerschaft beeinflussen bzw. welche biographischen Erfahrungen in der Kindheit und vor der Partnerschaft diese Wahrnehmungen mit erklären können. Darüber hinaus soll aber auch die Entwicklung der Fremdheits- und Eigenerfahrungen während der Partnerschaft hinterfragt werden, also die Prozesshaftigkeit von Fremdheits- und Eigenerleben berücksichtigt werden. Gefragt werden soll in diesem Zusammenhang auch, wann und unter welchen Umständen Fremde als Bedrohung oder auch als Chance wahrgenommen wird, bzw. wie sich diese Wahrnehmungen verändern und welche Rolle hierbei biographische und/oder soziale (z.B. Familie, Freunde, Arbeit etc.) Entwicklungen und Ressourcen spielen (vgl. Rommelspacher 2002). Eine Annahme ist in diesem Zusammenhang, dass Erfahrungen und Umgang mit Fremdheit in der Kindheit und Jugend Einflüsse auf das Erleben von Fremdheit in der Partnerschaft bzw. durch die Migration haben.

Auch Heimat soll in dieser Arbeit als ein subjektives Erleben verstanden werden. Die Suche nach Heimat ist laut Greverus (1979, 1995a) und auch Mitzscherlich (2000) eng mit der Su-

che nach der eigenen Identität verknüpf. Entsprechend Keupp et al. (2006) soll zudem davon ausgegangen werden, dass es einen engen Zusammenhang zwischen dem Gefühl eine Heimat zu haben und der Identitätsentwicklung gibt, also das individuelle Erleben von Heimat auch zu Erfahrungen einer kohärenten Identität bzw. als Basis bei der Verarbeitung von Veränderungen beitragen kann.

Gefragt werden soll also entsprechend, was für die befragten Personen heimatlichen Charakter hat bzw. womit Gefühle von Heimat verknüpft sind. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, ob und an welchem Ort Heimat empfunden wird bzw. ob diese in der Gegenwart oder der Vergangenheit verortet sind. Möglich erscheint es mir dabei, dass Heimat an mehreren Orten empfunden wird bzw. dass sich Heimatempfindungen auch ganz von Orten lösen können. Hinterfragt werden sollen aber auch die Prozesse der Beheimatung: wann gelingt es den Befragten Heimat zu erfahren und wann nicht – und vor allem, von welchen Faktoren könnte dies abhängen. Auch hier erscheint mir die Verknüpfung von biographischen und sozialen Erfahrungen wichtig, um zu analysieren, welche Faktoren eine Beheimatung unterstützen und auf welche Ressourcen dabei zurückgegriffen wird. Die Prozesshaftigkeit von Heimat bedingt aus meiner Sicht auch, dass Heimat verloren gehen kann, aber auch, dass sie neu geschaffen werden kann.

Es erscheint mir dabei weniger wichtig, direkt danach zu fragen, was als Heimat empfunden wird. Zum einen könnten hier sprachliche Faktoren eine Rolle spielen – so existiert das Wort Heimat als solches nicht im französischen Sprachraum. Zum anderen befürchte ich jedoch auch, dass in den direkten Äußerungen zum Thema Heimat eher auf ‚übliche' Begriffsbedeutungen zurückgegriffen wird, also z.B. auf eine Gleichsetzung von Heimat mit Herkunft. Interessanter erscheint es mir deshalb, zunächst nach den emotionalen Dimensionen von Heimat zu fragen, also zu hinterfragen, wann und wo die Befragten Gefühle von Vertrautheit, Geborgenheit, Anerkennung und Zugehörigkeit zu einem Raum bzw. zu einem Personenkreis empfinden. Folglich soll zwar auch die Eigendefinition von Heimat in die Analyse einfließen. Diese soll jedoch in Bezug gesetzt werden, zu den in den Interviews identifizierten Bedeutungsebenen von Heimat.

Die Erfahrung von Fremdheit bzw. Heimat scheinen mir also eng mit der Frage nach der eigenen Identität verknüpft. Heimat – und auch Fremdheitserfahrungen - tragen zur Entwicklung der eigenen Identität bei, sowohl in der Kindheit als auch bei den Erfahrungen bzw. dem Miterleben von Migration und in der binationalen Partnerschaft. Besonders fruchtbar für die Frage nach den Konstruktionen von Identität in deutsch-französischen Partnerschaften er-

scheinen mir somit Ansätze, die Identitätsarbeit als einen offenen Prozess verstehen, bei dem sich Identität kontinuierlich verändert und entwickelt (vgl. Hall 1994, Mecheril 2003, Keupp et al. 2006). Wichtig erscheint mir insofern im Kontext von deutsch-französischen Partnerschaften die Frage, wie sich Identität während der Partnerschaft entwickelt, welche Spannungsfelder entstehen und wie die Teilnehmer nach Lösungen für innere und partnerschaftliche Konflikte suchen. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, wie mit Differenz umgegangen wird bzw. ob und wie die Befragten es schaffen, diese Differenzen in ihre Identität zu ‚integrieren'. Auch hier erscheint es mir wichtig, nach biographische und sozialen Faktoren bzw. Ressourcen zu fragen, die möglicherweise dazu beitragen, dass Spannungen und Konflikte besonders gut gelöst werden können – oder eben Konfliktlösungen erschweren. Heimat- und Fremdheitserfahrungen beeinflussen dabei aus meiner Sicht die Identitätsarbeit und sind insofern ebenfalls als Faktoren oder Ressourcen bei der Konstruktion von Identität in deutsch-französischen Partnerschaften zu verstehen.

Gefragt werden soll in dieser Arbeit auch, wie sich die Befragten kulturell verorten. Wie bereits betont möchte ich mich hierbei an einem offenen Kulturbegriff orientieren, Kultur also als „*eine Art historisches Reservoir*" (Leiprecht 2004, S. 16) verstehen, „*das Menschen aufgreifen, transformieren und weiterentwickeln, aber auch verdrängen und uminterpretieren können*" (ebd.). Ich gehe zudem davon aus, dass Menschen zu unterschiedlichen Zeiten Kultur unterschiedlich interpretieren bzw. dass sich Menschen auch zwei oder mehreren Kulturen zugehörig fühlen können, also hybride Identitäten möglich sind. Entsprechend soll in der vorliegenden Arbeit auch der Frage nachgegangen werden, welcher Kultur bzw. welchen kulturellen Elementen sich die Befragten nahe fühlen und welchen möglicherweise nicht (mehr). Diese Frage erscheint beim jeweils migrierten Partner nahe liegend – stellen möchte ich sie aber auch für den nicht migrierten Partner, da es mir möglich erscheint, dass auch der jeweils nicht-migrierte Partner durch die partnerschaftliche Bindung und das intensive gemeinsame Erleben von beiden Kulturen eine (gewisse) hybride Identität entwickeln kann.

Deutsch-französische Partnerschaften stellen aus meiner Sicht eine interessante Konstellation da, um diese Konstruktionen von Identität im Kontext von Heimat und Fremde zu analysieren: So werden in einer Partnerschaft „*viele Lebensbereiche gebündelt, sie fungiert als Brennglas für die Wahrnehmung von Handlungsperspektiven, Interessen, Erwartungen und Bedürfnissen*" (Molnár 2004, S. 4). In binationalen Partnerschaften wird diese „Brennglas"-Funktion noch verstärkt (vgl. z.B. Barbara 1993, Varro 1998), so dass hier soziale Wirklichkeiten im Kontext von Migration, interkultureller Kommunikation und kultureller Differenz besonders

gut aufgedeckt werden können. Partner in binationalen Ehen/Partnerschaften müssen – vermutlich stärker als andere Paare – Entscheidungen zu ihrer gemeinsamen Lebensführung treffen (z.B. hinsichtlich des Wohnlandes, der sprachlichen Verständigung, der Erziehung der Kinder etc.). Hierdurch werden sonst oft unbewusste Entscheidungsmuster kommunizierbar und damit auch der Analyse in stärkerem Maße zugänglich.

Gleichzeitig sind sich Partner einer binationalen/ bikulturellen Ehe ihrer Unterschiedlichkeit möglicherweise bewusster als vermeintlich homogame Ehen. Differenzen werden – auch wenn sie möglicherweise kulturalisiert werden – als Teil der Persönlichkeit des Andern wahrgenommen und in einer funktionierenden Partnerschaft wohl auch akzeptiert. Unterschiede in vermeintlich homogamen Ehen treten dagegen möglicherweise erst in Krisensituation offen zu Tage und sind dann ohne einen geübten Umgang mit Differenz schwieriger zu lösen. Binationale Partnerschaften können also auch als Beispiel für den Umgang mit Differenz angesehen werden.

Deutsch-französische Partnerschaften sind in diesem Zusammenhang insofern auch eine interessante Konstellation, da seit den europäischen Verträgen von Maastricht sich die Mobilitätsprozesse verstärkt auch auf die europäischen Nachbarländer ausdehnen und eine Migration zwischen Frankreich und Deutschland auf politischer und juristischer Ebene erheblich erleichtert wurde. Migration basiert in diesem europäischen Kontext also seltener auf politischer oder wirtschaftlicher Notwendigkeit, sondern ist (überwiegend) Ergebnis persönlicher Entscheidungen.

Die meisten Studien zum Themenbereich binationale Ehe konzentrieren sich jedoch auf die Fragen, wie und warum binationale Ehen zustande kommen, wie sie sich entwickeln und welche Probleme hieraus entstehen. Viele Autoren haben dabei einen konflikt- bzw. problemzentrierten Ansatz, stellen also oft die Konflikte durch Kulturdifferenz und deren mögliche Lösungsansätze in den Vordergrund. Hier soll dagegen der Gedanke der binationalen Ehe bzw. der damit verbundenen Migration auch als Chance wahrgenommen werden. So kann Fremde für migrierte Personen in binationalen Partnerschaften auch als Ergänzung, Rettung, Herausforderung, Traum oder Lebensidee existieren (vgl. Wießmeyer 1993) bzw. Binationalität gerade in Konfliktsituationen der Partnerschaft auch als entlastendes „*Alibi*“ (Varro/Gebauer 1997, S. 67) dienen. Darüber hinaus möchte ich auch der Ansicht einiger Autoren folgen, dass kulturelle Unterschiede nur ein möglicher Differenzfaktor in einer Ehe sind, es also folglich auch in binationalen Ehen stärkere verbinden Faktoren geben kann, so z.B. ähnliche familiäre oder soziale Herkunft oder ähnliche Werte und Lebenseinstellungen (vgl. z.B. Daftari 2000).

Gerade vor diesem Hintergrund erscheint es mir interessant zu fragen, wie und auf welche Weise deutsch-französische Paare ihren Alltag gestalten, wie Migrationserfahrungen eingeordnet werden und welche Erfahrungen die Paare mit interkultureller Kommunikation machen.

Zusammenfassend möchte ich somit folgende Hypothesen in Bezug auf die Konstruktion von Identität zwischen Heimat und Fremde in deutsch-französischen Partnerschaften aufstellen:

1. Erfahrungen und Bewertungen von Heimat und Fremde beeinflussen die Wahrnehmung der eigenen Lebenssituation und der deutsch-französischen Partnerschaft und damit auch Identitätsprozesse in deutsch-französischen Partnerschaft.

2. Die Unterschiede im Erleben von Heimat und Fremde lassen sich auch auf unterschiedliche biographische und soziale Erfahrungen und Ressourcen zurückführen: der Umgang mit Migration und Differenz ist individuell und veränderbar.

3. Nicht nur die jeweils migrierten Partner setzen sich mit (kultureller) Differenz auseinander, auch nicht migrierte Partner erleben diese Differenz. Diese Differenz muss jedoch nicht krisenhaft erlebt werden, sondern kann auch als Chance wahrgenommen werden. Die Entstehung von positiv erlebten hybriden Identitäten ist in diesem Kontext möglich.

5 Forschungsprozess

Um die Konstruktion und Entwicklung von Identitäten zwischen Heimat und Fremde analysieren zu können, ist es naheliegend, methodisch einen biographischen Ansatz zu wählen. Hierbei können alle relevanten persönlichen Lebenserfahrungen von der Kindheit an über die verschiedenen Lebensphasen hinweg bis heute im Detail beleuchtet werden. Der biographische Ansatz berücksichtigt zudem die „*Komplexität des ganzen Falles, die Zusammenhänge der Funktions- und Lebensbereiche in der Ganzheit der Person und (den) historische(n), lebensgeschichtliche(n) Hintergrund*“ (Mayring 1995, S. 28). Durch den erzählerischen Freiraum dieses Ansatzes, der den Prinzipien der qualitativen Forschung folgt (Offenheit, Kommunikativität, Naturalistizität und Interpretativität - vgl. Lamnek 1995, S. 17ff), soll ermöglicht werden, dass die Teilnehmer ihre persönlichen Vorstellungen und Erfahrungen mit Heimat und Fremde bzw. einer binationalen Ehe berichten können und hierbei ihre „*Wirklichkeitsdefinition*“ (Lamnek 1995, S. 61) vermitteln.

Ziel ist es durch die Analyse des empirischen Materials zu neuen bzw. modifizierten Konzepten von Identitätsentwicklungen zwischen Heimat und Fremde zu kommen, d.h. durch die Analyse von Einzelfällen zu verallgemeinerungsfähigen Aussagen in diesem Forschungsbereich zu kommen.

Im Folgenden sollen die methodischen Grundlagen der Studie sowie die einzelnen Schritte der Durchführung der Studie genauer erläutert werden.

5.1 Methodischer Ansatz der Studie

5.1.1 Biographischer Ansatz

Als Beginn der biographischen Forschung wird die Studie von Thomas und Znaniecki über polnische Bauern in Polen und den USA angesehen, die erstmals 1918 veröffentlicht wurde. Das Konzept, von subjektiven Lebensbeschreibungen auf soziale Phänomene zu schließen, wird später von der Chicagoer Schule übernommen und methodisch verändert. Griffen Thomas und Znaniecki noch überwiegend auf existierende persönliche Dokumente zurück (z.B. Briefe, Akten, Leserbriefe etc.), so wird in der Chicagoer Schule dazu übergegangen, autobiographische Materialien für die Studie selber zu erzeugen, insbesondere durch Beobachtungen und Interviews. Nach 1945 lässt das Interesse an der biographischen Methode jedoch stark nach, in den Sozialwissenschaften rücken quantitative Methoden in den Vordergrund. Lediglich in den Geschichtswissenschaften der USA entwickelt sich die Biographieforschung

im Rahmen der Oral History Forschung weiter. Erst in den 1970er Jahren werden biographische Methoden wieder verstärkt in den Sozialwissenschaften eingesetzt und ab den 1980er Jahren auch zunehmend in Deutschland aufgegriffen und angewendet.

Einer der ersten, der den biographischen Ansatz in Deutschland aufgreift, ist Kohli, der in einem Aufsatz von 1974 dazu auffordert, Lebensgeschichte und gesellschaftliche Geschichte in einem Zusammenhang zu sehen. Lebensgeschichten verlaufen aus seiner Sicht unterschiedlich und sind abhängig davon „*in welche Lebensphase bestimmte einschneidende historische Ereignisse und Entwicklungen fallen*“ (Kohli 1974/1979, S. 113). In einem späteren Aufsatz weist er zudem darauf hin, dass sich nicht nur Personen „*in der Auseinandersetzung mit Aufgaben, der Definition und Lösung von Problemen und dem reflektierten Umgang mit ihrer materiellen und sozialen Umwelt (entwickeln und verändern)*“ (Kohli 2002, S. 308), sondern sich auch die Strukturen von Lebensläufen durch gesellschaftliche Entwicklungen verändern, beispielsweise im Bereich Arbeit oder Familie.

Die Abhängigkeit von Lebensläufen von sozialen und historischen Prozessen ist heute in der qualitativen Sozialforschung allgemein anerkannt. So betonen beispielsweise auch Völter et. al., dass in der sozialwissenschaftlichen Betrachtung Biographie „*nicht als individuell-psychologische Kategorie, sondern als soziales Konstrukt verstanden (wird), das Muster der individuellen Strukturierung und Verarbeitung von Ereignissen in sozialen Kontexten hervorbringt, aber dabei immer auf gesellschaftliche Regeln, Diskurse und soziale Bedingungen verweist, die ihrerseits u.a. mit Hilfe biographischer Einzelfallanalysen strukturell beschrieben und re-konstruiert werden können*“ (Völter et al. 2005, S. 7). Die Analyse biographischer Daten beinhaltet somit immer eine Doppelperspektive: die Identifikation von Besonderheiten des Einzelfalls sowie die Rekonstruktion gesellschaftlicher und sozialer Entwicklungen.

Für die Generierung aussagefähiger Verallgemeinerungen ist ein kontrastiver Vergleich mehrerer Fälle bzw. die „*Einbettung (der Einzelfälle) in soziale Kontexte*“ (Rosenthal 2005, S. 50) erforderlich. Rosenthal fordert deshalb dazu auf, auch bei der Rekonstruktion von Migrationsprozessen „*die Lebensphase und –erfahrung der Migration im gesamt-biographischen und damit zugleich auch im kollektivgeschichtlichen Zusammenhang zu begreifen*“ (ebd.). Welche Handlungen und Vorstellungen „*positiv oder negativ bewertet werden, was akzeptabel oder unakzeptabel erscheint, hängt ebenfalls von der gegebenen gesellschaftlichen Realität ab*“ (Spohn 2002, S. 155).

Biographische Erzählungen beinhalten somit grundsätzlich mehrere Ebenen und Perspektiven. Sie sind sowohl von den heutigen als auch von den in der Vergangenheit gültigen sozialen und gesellschaftlichen Regeln beeinflusst. Dabei ändert sich mit „*jeder Veränderung meiner Lebenslage und meines Selbstverständnisses (…) auch meine Auffassung von der Vergangenheit, verschieben sich Strukturierungsprinzipien, kommen andere Ereignisse in den Vordergrund meine Erinnerung, werden andere vergessen*“ (Fuchs-Heinritz 2005, S. 53).

Einen Einfluss auf die erzählte Lebensgeschichte haben auch die mit einer Episode oder einem Ereignis verbundenen Gefühle. Je stärker Erinnerungen mit negativen oder positiven Emotionen verbunden sind, desto genauer können sie abgerufen werden. Eher vergessen werden dagegen „*Erlebnisse, denen keine hohe Bedeutung zugemessen wird oder die kaum mit emotionaler Beteiligung verbunden waren*“ (Hartlieb 2004, S. 25). Das Vergessen hat jedoch auch eine „*Schutzfunktion*“ (ebd.), d.h. auch besonders schmerzhafte oder peinliche Situationen werden oft verdrängt und vergessen.

Gleichzeitig sind jedoch biographische Erzählungen immer auch von der Interviewsituation selbst beeinflusst, da die Interviewpartner dem Forscher (wie bei jeder Kommunikation) ein Bild von sich vermitteln möchten, welches seinem Selbstbild und den vermuteten Erwartungen des Gegenübers entspricht. Biographische Erzählungen sind somit immer Konstrukte, sie „*werden von konkreten Subjekten in konkreten Situationen konstruiert und rekonstruiert, sie bedürfen bestimmter Anlässe, haben bestimmte individuelle und kollektive Funktionen, orientieren sich (…) an normativen Vorgaben, ohne sie abbildhaft zu reproduzieren, und sie verwenden verschiedene Medien der Rekonstruktion*“ (Dausien 1996, S. 4). Ziel kann es deshalb nicht sein, objektive Wahrheiten oder Unwahrheiten in den Interviews zu identifizieren. Vielmehr sollte es bei der Analyse von biographischen Erzählungen darum gehen, die Gründe und Motivationen zu hinterfragen, warum eine Situation so und nicht anders geschildert wird, bzw. welche Rückschlüsse die gewählte Erzählweise auf den zu analysierenden Themenbereich erlaubt. Hierdurch erhält man Informationen darüber, „*welche Aspekte bei der Gestaltung individuellen Lebens besonders wichtig sind, nach welchen Gesichtspunkten biographische Kontinuität hergestellt wird (und) welche Werthaltungen lebensgeschichtlichen Orientierungen zugrunde liegen*“ (Lamnek 1995, S. 343).

Die biographische Methode ermöglicht damit im Zusammenhang dieser Arbeit Rückschlüsse auf die unterschiedlichen individuellen Umgangsweisen mit Migration und binationaler Ehe sowie auf die diesen Umgangsweisen zugrunde liegenden biographischen Erfahrungen. Gleichzeitig eröffnet sie jedoch auch die Möglichkeit, durch die Analyse der unterschiedli-

chen Umgangsweisen mit diesen Erfahrungen, Rückschlüsse auf allgemeine soziale und gesellschaftliche Entwicklungen bzw. auf allgemeine Konstruktionen und Entwicklungen von Identitäten im Kontext von Heimat und Fremde zu ziehen.

5.1.2 Interviewform

Als Interviewform für die Datenerhebung wurde ein offenes Leitfadeninterview mit einer narrativen Eingangsfrage gewählt. Diese Herangehensweise schien für die Beantwortung der gewählten Forschungsfrage am sinnvollsten, da sie die Vorteile des narrativen Interviews mit denen des Leitfadeninterviews verknüpft.

Das narrative Interview ist eine Sonderform des qualitativen Interviews bei dem die Befragten aufgefordert werden, frei zu erzählen. Vorteil dieses Vorgehens ist, dass „*die Erzählungen (...) in ihrer Struktur den Orientierungsmustern des Handelns am nächsten (kommen)*“ und das das Erzählen „*eine retrospektive Interpretation des erzählten Handelns (beinhaltet)*“ (Lamnek 1995, S. 71). Die Methode des narrativen Interviews ist für die Biographieforschung besonders geeignet, weil hier „*die subjektiven Systematisierungen und strukturierenden Konzepte der Handelnden von vergangenem Handeln*“ (ebd., S. 73) im Vordergrund stehen. Im Idealfall geht dabei der Forscher möglichst ohne wissenschaftliche Vorannahmen in die Datenerhebung. Das wissenschaftliche Konzept ergibt sich erst im Nachhinein durch die Interpretation der Interviews.

Im Fall dieser Studie habe ich mich dafür entschieden, Elemente des narrativen Interviews mit einem offenen Leitfadeninterview zu kombinieren. Nach einer Erklärungsphase, in der die Teilnehmer über die allgemeine Thematik und die Vorgehensweise informiert wurden, wurden die Teilnehmer zum freien Erzählen ihrer Lebensgeschichte aufgefordert. Diese Phase dauerte in der Regel ca. 15 bis 30 Minuten. Die Vertiefung der Lebensgeschichte erfolgte dann in einem offenen und flexiblen Leitfadeninterview, das auf einem Katalog mit anzusprechenden Themen und Fragen erstellt worden war, jedoch in Abhängigkeit von der Befragungssituation variiert wurde. Thematisch wurden im Sinne des biographischen Ansatzes alle für die Biographie wichtigen Lebensphasen angesprochen, jedoch auch Gefühle, Einstellungen und Verhaltensweisen in der binationalen Ehe vertieft. Die Teilnehmer wurden auch bei den Leitfadenfragen zum Erzählen aufgefordert und um Detaillierungen gebeten. Die *Bedeutungsstrukturierung der sozialen Wirklichkeit*“ (ebd., S. 75) wurde damit den Gesprächspartnern überlassen.

5.1.3 Themenbereiche des Leitfadens

Der Leitfaden für die biographischen Interviews orientierte sich an den unterschiedlichen Lebensphasen der Interviewpartner und umfasste folgende Themenbereiche:

- Narrative Eingangsfrage: Ich möchte Sie zu Beginn dieses Gespräches bitten, mir aus Ihrem Leben zu erzählen, also wie Ihre Kindheit war, Ihre Ausbildung, wie Sie Ihren Partner kennen gelernt haben und was Sie heute machen?

- Kindheit und Jugend: u.a. Lebenssituation in dieser Phase, Beziehungen zu Orten und Menschen, wichtige Erfahrungen und Bindungen, Zukunftswünsche und Zukunftsvorstellungen, Erfahrungen mit Fremde

- Erwachsenwerden und Ausbildungszeit: u.a. Lebenssituation in dieser Phase, Ausbildungen und Berufserfahrungen, Beziehungen zu Orten und Menschen, wichtige Erfahrungen und Bindungen, Zukunftswünsche und Zukunftsvorstellungen, Erfahrungen mit Fremde

- Kennenlernen des Partners: u.a. frühere Partnerschaften, Kennenlernen des jetzigen Partners, Reaktionen von Freunden/Familie, Vorstellungen über die Kultur des Partners, Entscheidungsprozesse beim Zusammenziehen und der Wohnortwahl, Zukunftswünsche und Zukunftsvorstellungen, Veränderungen der persönlichen Lebenssituation/ Berufssituation, ggf. Migrationserfahrungen

- Heimaterfahrungen heute: u.a. Beziehungen zu Orte und Menschen, Verhältnis zur sozialen Umwelt, Bedeutung von Deutschland und Frankreich, Kontakte zu Familie und Freunden

- Leben in der Partnerschaft: u.a. sprachliche Verständigung mit dem Partner, Konflikte und Lösungsversuche, Gewohnheiten in der Partnerschaft und im Familienleben, Entscheidungsprozesse im Alltag der Partnerschaft, Wahrnehmung von deutschen und französischen Kulturelementen, ggf. Kindererziehung

- Bilanz und Zukunft: u.a. Bewertung des eigenen Lebens heute, Wünsche, Pläne und Vorstellungen für die Zukunft, Ängste und Sorgen

- Schlussfragen: u.a. Eigendefinition von Heimat, Wahrnehmung von Deutschland und Frankreich

5.2 Anlage der Untersuchung

5.2.1 Einzelbefragung vs. Paarbefragung

Eine weitere wesentliche Frage war die Entscheidung hinsichtlich der Art der Befragung. Möglich waren im Sinne der Fragestellung dieser Arbeit sowohl eine Einzelbefragung von Partnern in einer deutsch-französischen Ehe als auch eine gemeinsame Befragung beider Ehepartner. Die Vorteile einer Paarbefragung liegen in der Möglichkeit zur Stellungnahme des anderen Partners bei angesprochenen Themen bzw. in der gemeinsamen Rekonstruktion der Vergangenheit als Paar. Außerdem kann die gemeinsame Wirklichkeitskonstruktion analysiert bzw. die Verhaltensweisen und die Beziehungsdynamik in der Partnerschaft beobachtet werden. Nachteile einer gemeinsamen Befragung liegen dagegen in der möglichen Vermeidung von kritischen Aussagen zur Partnerschaft und zum Partner, der Vermeidung von Konfliktthemen bzw. der Dominanz eines Partners bei der Strukturierung und Erzählung der Lebensgeschichte. Auch Machtverhältnisse zwischen den Ehepartnern bzw. die Demonstration von gegenseitiger Loyalität spielen bei einer gemeinsamen Befragung eine wichtige Rolle, nicht zu vergessen auch die möglicherweise unterschiedlichen sprachlichen Kompetenzen in der Befragungssprache. Hinzu kommt, dass die gemeinsame Lebensgeschichte bzw. die vermeintlich interessantere Lebensgeschichte in den Vordergrund rückt und individuelle Erfahrungen und Gefühle möglicherweise in den Hintergrund treten.

Da es Ziel dieser Arbeit ist, Erkenntnisse zu den individuellen Möglichkeiten und Formen der Konstruktion von Identität zwischen Heimat und Fremde zu erlangen, erscheinen Einzelbefragungen als die sinnvolle Variante der Befragung. Da jedoch auch sich deckende oder widersprechende Vorstellungen innerhalb der Partnerschaft bzw. gemeinsame Konstruktionen von Heimat identifiziert werden sollen, wurden jeweils beide Ehepartner in separaten Einzelinterviews befragt. Ziel ist es zudem, Heimatvorstellungen in Deutschland und Frankreich, aber auch von migrierten und im Land gebliebenen Personen zu vergleichen. Mit dieser Untersuchungsanlage kann zudem geprüft werden, ob oder gerade nicht es in dieser Gruppe kulturell bedingte Vorstellungen von Heimat und Fremde gibt, ob Mobilitätsprozesse für Heimat- und Fremdheitsvorstellungen eine Rolle spielen oder ob sich ein geschlechtsspezifischer Umgang mit Heimat feststellen lässt.

Insgesamt sollten qualitative Interviews mit 6 in Deutschland und 6 in Frankreich lebenden Paaren durchgeführt werden, also jeweils mit 12 Personen deutscher Herkunft und mit 12 Personen französischer Herkunft bzw. mit 12 migrierten Ehepartnern und 12 nicht migrierten

Ehepartnern. Die Interviews sollten mit beiden Ehepartnern getrennt und ohne gegenseitige Anwesenheit geführt werden.

5.2.2 Auswahl der Interviewpartner

Bei der Auswahl der zu befragenden Paare standen mehrere Gedanken im Raum. Zum einen sollten nur zusammenlebende Paare (verheiratet oder nicht) befragt werden, die möglichst Kinder haben oder zumindest den Wunsch haben, in naher Zukunft eine Familie zu gründen. Paare in dieser Familienphase müssen besonders oft Entscheidungen treffen, die die Partner voneinander abhängig machen, so z.B. die längerfristige Wohnortwahl, Gewohnheiten, die in der Familie gepflegt werden sollen, wie die Kinder erzogen werden sollen, aber auch Entscheidungen darüber, wie gemeinsame oder eigene Wünsche oder Ziele verwirklicht werden können. Es ist anzunehmen, dass in diesen Zusammenhängen auch Aspekte wie kulturelle Erfahrungen und der Umgang mit Heimat und Fremde im Alltag verstärkt diskutiert und damit leichter kommunizierbar sind.

Im Sinne eines theoretischen Samplings sollten für die Studie möglichst unterschiedliche Paare mit differenzierbaren Erfahrungen von Heimat und Fremde ausgewählt werden. Aus diesem Grund sollten sowohl Paare in Deutschland als auch in Frankreich befragt werden. Angestrebt wurde zudem, dass Frauen und Männer zu gleichen Teilen ins jeweils ‚fremde' Land migriert waren. Angestrebt wurde außerdem, Paare mit unterschiedlichem sozialem Status zu befragen. Als Kriterium für den sozialen Status sollten der Schulabschluss und der erlernte und der ausgeübte Beruf beider Ehepartner herangezogen werden. Durch die Art und Weise, wie die Paare kennen gelernt und für das Interview gewonnen wurden, war es in den meisten Fällen jedoch vor dem Interview kaum möglich, Schulausbildung und Beruf zu erfahren. Hinzu kam die Schwierigkeit, dass sich deutsche und französische Bildungswege und -Abschlüsse in ihrer Bedeutung unterscheiden: so haben fast alle der befragten Personen französischer Herkunft ein ‚Bac', das jedoch nicht in jedem Fall eine ‚allgemeine Hochschulreife' wie das deutsche Abitur beinhaltet. Außerdem wurde bei einigen der Frauen und Männer durch Heirat oder Umzug ins Nachbarland ein vollständiger Berufswechsel notwendig. Das Auswahlkriterium ‚sozialer Status' wurde deshalb eher zurückgestellt. Insgesamt befinden sich im jetzigen Sample etwas überdurchschnittlich Akademiker; unter den befragten Personen sind jedoch auch ein LKW-Fahrer, eine selbstständige Friseuse, eine Kinderpflegerin und mehrere technische und kaufmännische Angestellte ohne universitäre Ausbildung.

Geographisch sollten die Partner in Räumen leben, die aufgrund der Einwohnerzahl und der sozialräumlichen Einbettung vergleichbar sind. Aus pragmatischen Gründen wurde jeweils eine Region in Norddeutschland und eine Region in Westfrankreich als Befragungsregion ausgewählt.

5.2.3 Kontaktaufnahme

In Deutschland entstanden die Kontakte zu den deutsch-französischen Paaren überwiegend über ein Schneeballsystem. Über berufliche und private Beziehungen konnten erste Kontakte zu deutsch-französischen Paaren geknüpft werden. Nach den Interviews wurden dann die Paare nach anderen deutsch-französischen Paaren gefragt. In Frankreich entstanden erste Kontakte durch eine Anzeige in der regionalen Zeitung und die regionale deutsch-französische Vereinigung; dann wurden auch hier über ein Schnellballsystem weitere Kontakte gefunden. Bei diesen empfohlenen Kontakten handelte es sich jedoch in beiden Ländern um eher flüchtige Bekanntschaften zwischen den Paaren, nur in einem Fall bestand zwischen den Frauen eine Freundschaft. Mir als Forscherin war kein Interviewpartner vor dem Interview persönlich bekannt.

In Deutschland fand die Befragung von Juni 1997 bis Dezember 1997 statt, in Frankreich im Oktober 1998 im Rahmen eines Studienaufenthaltes in der gewählten Region. Fast alle angesprochenen Paare waren sofort zu einem Interview bereit, so dass die 12 Paare, die befragt werden sollten, ohne größere Schwierigkeiten gefunden werden konnten. Etwas problematischer gestaltete sich lediglich die Suche nach Paaren, in denen der männliche Ehepartner den Landeswechsel vollzogen hatte. Es konnten jedoch auch hier Paare gefunden werden, die bereit waren, Einblick in ihr Leben zu geben.

Insgesamt wurden Interviews mit 12 Paaren durchgeführt. Leider waren die Interviews mit einem Paar in Frankreich nicht verwertbar, da beide Ehepartner sich nicht wirklich auf das Gespräch einlassen konnten oder wollten. Ersatzinterviews konnten leider nicht mehr durchgeführt werden, da die Aufenthaltsdauer in Frankreich zu Ende ging. Letztendlich flossen damit 22 Interviews in die Auswertung ein. Für die Fallkonstruktionen und Typisierungen wurden letztendlich 20 Interviews verwertet, da sich zwei Interviews aufgrund der Lebensgeschichten der beiden Ehepartner als zu komplex für eine Darstellung und Einordung erwiesen.

5.2.4 Sprache der Interviewdurchführung

Da wie beschrieben Befragte und Interviewer Teil der Interviewsituation sind und somit auch das Verhältnis und die Kommunikation zwischen beiden Personen einen Einfluss auf die

biographische Erzählung haben, spielt der Sprachaspekt eine wichtige Rolle bei der Durchführung der Interviews. So wirkt in der Interviewsituation, wie bei jeder Kommunikation, Sprache auf mehreren Ebenen. Gleichzeitig ist auch davon auszugehen, dass in einer Interviewsituation beide Interviewteilnehmer Vorstellungen vom Gegenüber einbringen, die auf persönlichen Erfahrungen basieren, sich aber auch „*aus den unterschiedlichen Diskursen zusammen(setzen), zu denen Zugang besteht"* (Spohn 2002, S. 176).

Zudem befinden sich bei dieser Studie Interviewer und Befragte in einem interkulturellen Kontext, der aufgrund von kulturspezifischen Begriffsverwendungen, Interpretationen und Vorstellungswelten, mögliche Störfaktoren bei der Kommunikation zwischen Menschen noch verstärken kann (vgl. z.B. Auernheimer 2004 oder Schulz von Thun/Kumbier 2006). Dies bedeutet, dass die Unterschiede zwischen dem, was der Sprecher gemeint hat und dem, was der Empfänger versteht, noch größer als bei einer intrakulturellen Kommunikation sein können.

Im konkreten Fall gilt es jedoch auch zu berücksichtigen, dass sich Positionierungen zwischen Heimat und Fremde vermutlich am besten in der Muttersprache bzw. der gelebten Sprache ausdrücken lassen. Es erscheint somit sinnvoll, dass der Interviewte sich in ‚seiner' Sprache ausdrücken kann und der Interviewer sich der Sprachsituation anpasst. Möglich wäre es sicherlich auch, einen Übersetzer in die Interviews einzubeziehen. Die Kommunikationsprobleme können sich jedoch durch Übersetzungen bei der Interviewführung noch verstärken, da hier nicht nur zwei sondern ggf. drei Kommunikationsteilnehmer, ihre jeweils eigenen Hintergründe, Ausdrucksweisen und Interpretationen in die Kommunikation einbringen. Die Gefahr von Missverständnissen, Verzerrungen wird somit durch einen Übersetzer eher größer.

Eine Patentlösung für die Interviewführung im interkulturellen Kontext gibt es wohl nicht. Als sinnvollste Lösung erschien jedoch unter den gegebenen Bedingungen, dass die Interviewteilnehmer die Interviewsprache frei wählen konnten. Hierdurch sollten sprachliche Unsicherheiten möglichst vermieden und spontane, emotionale und unreflektierte Äußerungen ermöglicht werden. Da ich aufgrund meines persönlichen Hintergrundes ausreichend Französisch spreche und verstehe, wurden die Interviews ohne Übersetzer durchgeführt. Sprachliche Unsicherheiten während des Interviews von meiner Seite traten zwar auf, wurden aber durch die Interviewten aufgrund ihrer interkulturellen Erfahrung und Kompetenz ausgeglichen. Die französischsprachigen Interviews wurden von einer französischen Muttersprachlerin transkribiert, bei Unklarheiten oder Unsicherheiten bei der Auswertung und Interpretation der Interviews wurde ebenfalls auf französische Muttersprachler als Hilfe zurückgegriffen.

Letztendlich wählten nur die sechs in Frankreich lebenden französischen Ehepartner Französisch als Interviewsprache, die in Deutschland lebenden Franzosen bevorzugten es, sich in Deutsch auszudrücken, da Deutsch für sie zur ‚normalen' Sprache geworden war und eine Verständigung auf Französisch in Deutschland für sie unnatürlich schien. Kurzfristige Sprachwechsel fanden dagegen in vielen Interviews statt, sowohl von Interviewteilnehmern mit deutschem als auch mit französischem Sprachhintergrund.

5.2.5 Durchführung der Interviews

Die Interviews wurden bis auf ein Interview in der Wohnung der Befragten durchgeführt. Das Gefühl selber Gastgeber des Gespräches zu sein und sich in einer vertrauten Umgebung zu befinden, sollte den Interviewteilnehmern helfen, sich frei und möglichst unbefangen auszudrücken.

Die Kontaktaufnahme zu den Interviewpartnern erfolgte über ein oder mehrere Telefonate, in denen die Teilnehmer kurz über die Untersuchungsziele und Hintergründe aufgeklärt wurden. Waren sie zu einem Gespräch bereit, wurde ein Interviewtermin vereinbart.

Das Interview begann jeweils mit einem kurzen Vorgespräch, in dem die Hintergründe der Befragung und das Vorgehen noch einmal erläutert wurden. Auch offene Fragen der Interviewpartner wurden in diesem Rahmen angesprochen. Anschließend wurde das eigentliche Interview durchgeführt. Das Gespräch endete wiederum mit einem kurzen Abschlussgespräch, bei dem die Interviewpartner häufig noch einmal auf meinen persönlichen Hintergrund und das Thema der Untersuchung zurückkamen.

Zur Dokumentation der Kontaktaufnahme, der Rahmenbedingungen des Interviews und der Interviewsituation an sich machte ich mir nach dem Interview ausführliche Notizen. Ziel dieser Aufzeichnungen war es, die Interviewsituation und die Rolle des Interviewers (also meine eigene) und der Interviewpartner im Nachhinein nachvollziehen und reflektieren zu können. Auch Unklarheiten, erste Eindrücke und spontane Interpretationsmöglichkeiten wurden dokumentiert und bei der Auswertung der Interviews berücksichtigt. Dieses Vorgehen erlaubte es zudem, auch Jahre nach dem Interview die Interviewsituation wieder vor Augen rufen zu können.

Alle Interviews wurden auf Audioband aufgezeichnet und im Anschluss Wort für Wort transkribiert. Ziel der Transkription war es, die verbalen und nonverbalen Äußerungen in den Interviews so genau wie möglich zu erfassen. Um eine Vergleichbarkeit der Transkripte si-

cher zu stellen, wurden entsprechende Regeln für die Transkription festgelegt, die auch den Umgang mit parasprachlichen (z.B. ähm“, „hm“, „äh“ etc.) und nonverbalen Äußerungen z.B. Lachen, Räuspern, aber auch mit Pausen in verschiedener Länge umfassten. Ausdrücke und Satzbau wurden in der Transkription exakt übernommen und nicht korrigiert. Eine Anonymisierung von Personen und Orten wurde in einem zweiten Schritt durchgeführt.

5.2.6 Auswertung der Interviews

Die Auswertung der Interviews erfolgte in zwei Schritten. Ziel des ersten Analyseschrittes war es, die Aussagen und Erfahrungen im Gesamtzusammenhang der Biographie zu verstehen und zu interpretieren, also nicht nur die konkreten Erfahrungen und Entwicklungen im Zusammenhang von Migration und binationaler Partnerschaft zu analysieren, sondern auch frühere Erfahrungen und heutige Sichtweisen der Befragten zu berücksichtigen. Ein besonderes Augenmerk lag dabei auf der Identifikation von zentralen Themen im Lebenslauf bzw. auf der Überprüfung der Durchgängigkeit oder des Wechsels von Themen, Erfahrungen und deren Bewertung. Hierbei wurde ein besonderer Augenmerk auf die Identifizierung von Brüchen und auf die Bewertung und Selbstinterpretation von Veränderungen durch die Teilnehmer gelegt. Berücksichtigt wurden für die Interpretation der Interviews dabei nicht nur die verbalen Äußerungen an sich, sondern auch die Art und Weise der Kommunikation: so wurde z.B. insbesondere auf ausweichende Äußerungen, längere Pausen oder spontane Themenwechsel geachtet.

Die Kodierung der Interviews erfolgte mit Hilfe des qualitativen Datenanalyseprogramms ATLASti. Das Programm bietet wie auch andere qualitativen Datenanalyseprogramme den Vorteil, dass Texte, Kategorien, Anmerkungen zu den Interviews und erste Interpretationsideen leichter organisiert, verwaltet und miteinander verglichen werden können. Der Gesamtkontext der Originaltexte bleibt dabei erhalten, so dass die „*vergleichende Analyse des Datenmaterials stets ‚eng‘ an den Daten (bleibt)*“ (Kluge/Kelle 1999, S. 74), also jederzeit die kodierten Interviewpassagen in ihrem Kontext betrachtet werden können. Die entwickelten Kategorien dienen dabei sowohl der Strukturierung und Vergleichbarkeit der biographischen Lebensabschnitte der Interviews (Kindheit, Jugend, Kennenlernen des Partners, ggf. Migration, Leben in der Partnerschaft etc.) als auch der Identifikation von Themenschwerpunkten und Auffälligkeiten der einzelnen Interviews.

Das Kategorienschema wurde als ein offenes System verstanden, die einzelnen Kategorien und Dimensionen also im Laufe der Analyse modifiziert und weiterentwickelt. Veränderte

und neu entwickelte Kategorien wurden jeweils wieder auf ihre Relevanz für die weiteren und bisherigen Interviews überprüft.

Für die Auswahl der Fallbeispiele und die Typenbildung wurden anschließend die einzelnen Fälle hinsichtlich ihrer empirischen Ähnlichkeiten und Unterschiede gruppiert. Die Analyse der Zusammenhänge der einzelnen Dimensionen, also beispielsweise der Einfluss von frühen Erfahrungen von Fremdheit auf den späteren Umgang mit Migrationserfahrungen (eigenen oder denen des Partners) und das Erleben der binationalen Partnerschaft, führte dann zur Identifikation von unterschiedlichen Typen der Konstruktion von Identität zwischen Heimat und Fremde. Die genaue Beschreibung der gebildeten Typen und ihrer Merkmalskombinationen und Sinnzusammenhänge bildete den Abschluss der Analyse. Die einzelnen Schritte der Analyse wurden dabei immer wieder am Einzelfall bzw. dem Originalmaterial kontrolliert, bei Unsicherheiten in der Interpretation der Aussagen wurde gezielt die Diskussion mit anderen Forschern gesucht. Grundgedanke der Typenbildung war der Versuch, die verschiedenen Typen aufgrund des Erlebens von Heimat und Fremde bzw. Migration und Partnerschaft aus dem empirischen Material zu identifizieren und vorgegebene biographische Fakten wie Nationalität, Geschlecht, soziale Herkunft oder Wohnland in den Hintergrund zu stellen.

5.3 Die Interviewpartner

5.3.1 Überblick über die Interviewpartner

Folgende Tabelle gibt einen allgemeinen Überblick über die 22 ausgewerteten Interviews[13]:

Beschreibung des Samples

Paar	Vorname	Herkunft	Wohnort	Alter	Soz. Status	Kinder
1	Hanna	D	D	51	Lehrerin	3 (davon 2 gemeinsame)
	Daniel	F	D	44	Lehrer, jetzt Hausmann u. Kurse für Französisch	
2	Claudine	F	D	51	Psychologin	2
	Richard	D	D	53	Jurist	
3	Camille	F	D	49	Lehrerin, jetzt Mitarbeit im Betrieb des Mannes	2 (davon 1 gemeinsames)
	Stefan	D	D	47	Betriebswirt +Metzger	
4	Beate	D	D	53	Friseuse	2
	René	F	D	53	Handwerker, Betriebsleitung	
5	Marie	F	D	39	Kinderpflegerin, jetzt Hausfrau	2
	Andreas	D	D	41	höherer Angestellter	
6	Ines	D	D	50	Krankenpflegerin, jetzt Hausfrau	1
	André	F	D	58	Computertechniker	
7	Katharina	D	F	32	Lehramtstudium, jetzt Angestellte	schwanger
	Alexandre	F	F	31	Technischer Angestellter	
8	Hélène	F	F	50	Büro-Angestellte	Jeweils 2, keine gemeinsamen
	Thomas	D	F	45	Lehrer	
9	Louise	F	F	37	Erzieherin	3 (davon 1 gemeinsames)
	Gerhard	D	F	48	LKW-Fahrer	
10	Natalie	F	F	33	Industriekauffrau, jetzt Hausfrau	2
	Markus	D	F	37	verschiedenes, jetzt Kultur-Angestellter	
11	Karin	D	F	57	Lehramtstudium, jetzt Lektorin	2
	Henri	F	F	59	Universitätsdozent	

5.3.2 Kurzvorstellung der Interviewpartner

5.3.2.1 Paar 1: Hanna und Daniel

Daniel (Franzose, 44) und Hanna (Deutsche, 51)[14] sind seit 13 Jahren verheiratet und haben zwei gemeinsame Söhne (9 und 12). Hanna hat zudem aus erster Ehe eine Tochter, die zum

[13] Alle Angaben beziehen sich auf den Zeitpunkt der Interviews. Nicht in die Falldarstellungen und Typisierung einbezogen wurden die Interviews von Hélène und Thomas, da beide Partner eine sehr komplizierte Lebensgeschichte mit Migrationen in/aus der DDR hinter sich hatten.

[14] Alle Namen sind anonymisiert. Die Altersangaben beziehen sich jeweils auf den Zeitpunkt der Interviewdurchführung.

Zeitpunkt des Interviews bereits 23 Jahre alt ist und nur noch teilweise im gemeinsamen Haushalt lebt. Das Paar lernt sich an der Schule von Hanna kennen, an der Daniel für ein Jahr als Austauschlehrer arbeitet und entscheidet sich nach Ablauf dieses Jahres für ein gemeinsames Leben in Deutschland. Da Daniel aufgrund seiner Berufsausbildung keine Anstellung findet, übernimmt Hanna die Rolle der Hauptverdienerin in der Familie.

Daniel wächst in einem kleinen Ort in Nordfrankreich auf. Er hat fünf Geschwister. Aus dem Interview mit seiner Frau lässt sich ergänzen, dass sein Vater eine Fleischerei besaß und seine Frau ihm im Laden half. Mit elf Jahren kommt Daniel in ein Internat – die Gründe hierfür nennt er nicht. Vermutlich spielen jedoch auch seine schulischen Möglichkeiten am Ort eine Rolle. Während seiner Schulzeit wechselt Daniel mehrmals das Internat. Nach dem Abitur verwirklicht er seinen Berufswunsch Deutschlehrer zunächst über ein Studium an einer Universität im gleichen Departement, dann über ein Referendariat in der Nähe von Paris. Anschließend arbeitet Daniel acht Jahre in Frankreich als Lehrer. Nach dem Scheitern seiner ersten Ehe bewirbt er sich für einen Lehreraustausch nach Deutschland. Während dieser Zeit lernt er seine jetzige Frau kennen. Da seine Ausbildung in Deutschland nicht anerkannt wird, ist er in erster Linie Hausmann und Vater, gibt Französischkurse und dolmetscht gelegentlich. Daniel lebt seit 13 Jahren in Deutschland.

Hanna verbringt ihre ersten Lebensjahre in einem kleinen Dorf in Norddeutschland, seit ihrem 4. Lebensjahr lebt sie in einer mittelgroßen Stadt in Norddeutschland. Als sie 13 Jahre alt ist, bauen ihre Eltern das Haus, in dem sie heute wieder mit ihrem Mann lebt. Während der Schulzeit und ihres Studiums ist Hanna jeweils für ein Jahr in den USA. Kurz nach ihrem Studienaufenthalt in den USA stirbt ihre Mutter. Deshalb gibt sie ihre Pläne für ein weiteres Studium in den USA auf und beendet ihr Studium nach einem Semester Pause in ihrer Herkunftsstadt. Anschließend beginnt sie in einer benachbarten Kleinstadt ihr Referendariat. Sie bleibt als Lehrerin in der Region. Gemeinsam entscheiden sie sich dafür, dass sie die Rolle als Hauptverdienerin der Familie übernimmt.

5.3.2.2 Paar 2: Claudine und Richard

Claudine (Französin, 51) und Richard (Deutscher, 53) sind seit 30 Jahren verheiratet. Sie haben zwei Söhne (28/30), die nicht mehr im Haushalt leben und bereits eigene Familien haben. Claudine und Richard lernen sich in ihrer Studienzeit während eines internationalen karitativen Arbeitslagers kennen. Bei einem gemeinsamen Urlaub im gleichen Jahr stellt Claudine fest, dass sie schwanger ist. Das Paar heiratet und zieht zunächst für ein Jahr in die französischsprachige Schweiz - dieser Auslandsaufenthalt war von Richard bereits zu einem frühe-

ren Zeitpunkt geplant gewesen. Anschließend kehren beide nach Norddeutschland zurück, wo sie auch heute leben.

Richard wächst in einer Stadt in Norddeutschland auf und lebt dort mit zwei wesentlich älteren Geschwistern bis zum Ende seiner Schulzeit. Seine leibliche Mutter stirbt bei seiner Geburt, sein Vater heiratet drei Jahre später eine Bekannte, die als Hilfe in den Haushalt gekommen ist und von Richard als Mutter angesehen wird. Der Vater ist selbständiger Kaufmann, kämpft jedoch immer mit finanziellen Schwierigkeiten. Als Richard 13 Jahre alt ist, stirbt auch der Vater. Nach Abitur und Bundeswehrzeit entscheidet sich Richard für ein Jura-Studium in einer Universitätsstadt, die ca. 150 km von seinem Herkunftsort entfernt liegt. Nach dem Aufenthalt in der Schweiz setzt Richard sein Studium in dieser Stadt fort und beginnt dann seine Berufstätigkeit in verschiedenen Städten der Region. Später geht er als Richter nach Sachsen, um dort Aufbauhilfe zu leisten, mit seiner Familie bleibt er jedoch am Ort wohnen.

Claudine beschreibt ihre Herkunftsfamilie als „großbürgerlich“. Aufgrund des Berufes des Vaters zieht die Familie oft um. Ihre Jugend und Gymnasialzeit verbringt Claudine jedoch durchgehend in einer Stadt in Westfrankreich. Nach dem Abitur beginnt sie ein Psychologiestudium, lernt jedoch bereits nach kurzer Zeit ihren späteren Mann kennen und wird schwanger. Nach dem Aufenthalt in der Schweiz möchte Claudine ihr Studium fortsetzen; sie scheitert zunächst jedoch an der Sprache und den finanziellen Möglichkeiten. Sie jobbt deshalb einige Jahre in verschiedenen Stellen, nimmt dann jedoch ihr Studium wieder auf und beendet es auch. Sie arbeitet heute in ihrem Beruf als Psychologin.

5.3.2.3 Paar 3: Camille und Stefan

Camille (Französin, 49) und Stefan (Deutscher, 47) sind seit 18 Jahren verheiratet und haben ein gemeinsames Kind (14). Außerdem lebt der 22jährige Sohn aus erster Ehe von Camille mit im gemeinsamen Haushalt. Das Paar lernt sich während eines Frankreichurlaubes von Stefan kennen. Einige Monate später folgt sie ihm nach Deutschland in die Stadt in Norddeutschland, in der sie auch heute noch leben.

Stefan wächst in der Stadt auf, in der er auch heute noch mit seiner Familie lebt. Schon früh steht für ihn fest, dass er den Handwerksbetrieb seiner Eltern übernehmen wird. Nach dem Abitur und einem betriebswirtschaftlichen Studium vor Ort steigt er in den Betrieb seiner Eltern ein und übernimmt diesen später.

Camille wächst in einer mittelgroßen Stadt in Nordfrankreich auf. Ihre Eltern sind mit einem kleinen Betrieb selbstständig. Sie macht sehr früh Abitur (mit 16 Jahren) und beginnt ein Sprachenstudium. Durch mehrere schulische Aufenthalte und ein Studiensemester in Deutschland lernt sie Deutschland gut kennen. Sie wird Deutschlehrerin und heiratet in 1. Ehe einen Piloten, der jedoch kurz nach der Geburt des Sohnes ums Leben kommt. Etwa ein bis zwei Jahre später lernt sie ihren jetzigen Partner kennen und folgt ihm nach kurzer Zeit nach Deutschland. Um ‚richtig' in den Betrieb ihres Mannes einsteigen zu können, macht sie eine handwerkliche Ausbildung im Betrieb ihres Mannes und steigt nach Abschluss der Ausbildung in die Geschäftsführung des gemeinsamen Betriebes ein.

5.3.2.4 Paar 4: Beate und René

Beate (Deutsche, 53) und René (Franzose, 53) sind seit etwa 30 Jahren verheiratet und haben zwei gemeinsame Kinder (26/29). Das Paar lernt sich durch die Berufstätigkeit von René in Deutschland kennen und heiratet etwa 1 ½ Jahre später. Sie bleiben am Wohnort von Beate wohnen und leben dort auch heute noch.

Beate wächst in einer mittelgroßen Stadt in Norddeutschland auf. Obwohl es ihre schulischen Ergebnisse erlaubt hätten, muss sie schon früh die Schule verlassen, um ihrer Mutter in ihrem Friseursalon zu helfen. Eine mit 18 Jahren geschlossene Ehe scheitert nach sehr kurzer Zeit und wird später annulliert. Etwa ein Jahr später lernte Beate ihren heutigen Mann bei einer Tanzveranstaltung kennen. Das Paar heiratet und bekommt zwei Kinder. Auch nach der Geburt ihrer Kinder arbeitet Beate weiter bei ihrer Mutter im Friseursalon. Heute hat sie das Geschäft übernommen.

René wird während des Krieges in Deutschland geboren, seine Mutter ist Französin, sein Vater Deutscher. Noch während oder kurz nach dem Krieg ziehen seine Eltern zunächst ohne ihn nach Frankreich, René wächst zunächst bei seinen Großeltern in Deutschland auf. Mit ca. vier bis fünf Jahren kommt er zu seinen Eltern nach Frankreich, geht dort zur Schule und erhält die französische Staatsbürgerschaft. Nach Ausbildung und Militärzeit kehrt er auf Drängen seiner Mutter nach Deutschland zurück, lernt dort nach wenigen Monaten Beate kennen, heiratet und bleibt in Deutschland. Er arbeitet zunächst weiter in seinem Beruf als Techniker in einem Industriebetrieb, nach einer Fortbildung übernimmt er Aufgaben im Vertrieb des Unternehmens. Heute arbeitet er in einem anderen technischen Unternehmen als Vertriebsleiter.

5.3.2.5 Paar 5: Marie und Andreas

Marie (Französin, 39) und Andreas (Deutscher, 41) sind seit ca. 13 Jahren verheiratet und haben zwei Kinder (2/6). Sie lernen sich während eines Frankreichurlaubes von Andreas kennen. Nach etwas zwei Jahren entscheidet sich Marie für eine Migration nach Deutschland. Das Paar lebt zunächst im Rheinland und zieht dann aufgrund der beruflichen Veränderungen von Andreas in eine mittelgroße Stadt in Norddeutschland. Dort lebt das Paar seit etwa 12 Jahren.

Marie wächst im Norden Frankreichs in einer „*großbürgerlichen Familie*“ mit sieben Geschwistern auf. Bis zu ihrem vorletzten Schuljahr lebt sie mit ihrer Familie in derselben Kleinstadt, entscheidet sich jedoch dann, wie eine ihrer Schwestern, das letzte Schuljahr in einem Internat in Italien zu verbringen. Dort mach sie ihr Abitur und kehrt dann in ihre Herkunftsfamilie zurück und beginnt in der benachbarten Großstadt eine therapeutische Ausbildung. Während dieser Zeit lernt sie Andreas im Urlaub kennen und folgt ihm zwei Jahre später nach Deutschland. Nach ihrer Migration beginnt Marie relativ bald Französischkurse zu geben, dann arbeitet sie einige Zeit in verschiedenen Kindergärten. Heute macht sie eine Ausbildung als Heilpraktikerin.

Andreas wächst ist im Rheinland auf und geht dort bis zum Abitur zur Schule. Anschließend beginnt er ein Jurastudium in Süddeutschland, kehrt aber, nachdem Marie nach Deutschland gekommen ist, mit ihr gemeinsam ins Rheinland zurück. Nach einiger Zeit bricht Andreas sein Studium ab und das Paar zieht aus beruflichen Gründen nach Norddeutschland. Dort beginnt er eine Arbeit bei einer internationalen Organisation, für die er auch heute noch arbeitet.

5.3.2.6 Paar 6: Ines und André

Ines (Deutsche, 50) und André (Franzose, 49) sind seit 27 Jahren verheiratet und haben eine gemeinsame Tochter (27), die seit einiger Zeit nicht mehr im Haushalt lebt. Das Paar lernt sich in Norddeutschland kennen, wo André als französischer Soldat an der deutsch-deutschen Grenze stationiert ist. Nach relativ kurzer Zeit wird Ines schwanger, das Paar heiratet und zieht in einen Nachbarort. Nach einigen Jahren zieht das Paar in eine größere Stadt in der Region, wo sie bis heute wohnen.

Ines wächst in einer Kleinstadt in ländlicher Umgebung in Norddeutschland auf. Sie hat zwei wesentlich ältere Geschwister. Ihr Vater verlässt die Familie als sie vier Jahre alt ist, ihre Mutter stirbt als sie zehn Jahre alt ist. Ines wird bei einer wesentlich älteren Tante untergebracht, die dem Alter nach ihre Großmutter sein könnte. Nach dem Abschluss der Hauptschule be-

ginnt Ines eine Ausbildung als Kinderpflegerin. Anschließend arbeitet sie mehrere Jahre in einem Kinderheim ihrer Herkunftsstadt. Auf Initiative einer Freundin hin entschließt sie sich, in Bayern zu arbeiten und bleibt dort etwa zwei Jahre. Während dieser Zeit lernt sie im Urlaub zu Hause ihren jetzigen Mann kennen. Nach der Hochzeit und Geburt des Kindes gibt Ines ihren Beruf auf und bleibt bis heute Hausfrau.

André wächst zunächst bei seinen Eltern in Nordost-Frankreich auf, anschließend lebt er für drei bis vier Jahre bei seinen Großeltern in Nordwest-Frankreich, da es seinen Eltern in dieser Zeit gesundheitlich und finanziell sehr schlecht geht. Mit sieben Jahren kehrt er zu seinen Eltern zurück, die mittlerweile in sehr bescheidenen Verhältnissen in Paris leben. Als André 14 Jahre alt ist, zieht die Familie in einen gerade entstehenden Vorort von Paris. Nach dem Abitur versucht André eine Ausbildung zu bekommen, dies gelingt ihm jedoch nicht und er entscheidet sich aufgrund des Drucks seines Vaters für eine Verpflichtung in der Armee. Nach seiner Ausbildung wird er an die deutsch-deutsche Grenze versetzt. Dort lernt er seine spätere Frau kennen. Nach der Hochzeit und Geburt der Tochter sucht sich André eine zivile Tätigkeit im Computerbereich in der Nähe des Herkunftsortes seiner Frau. Mittlerweile lebt André seit knapp 30 Jahren in Deutschland.

5.3.2.7 Paar 7: Katharina und Alexandre

Katharina (Deutsche, 32) und Alexandre (Franzose, 31) sind zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht verheiratet. Sie leben seit etwa zwei Jahren zusammen und erwarten in einigen Monaten ein gemeinsames Kind. Das Paar lernt sich während eines Lektoriatsjahres von Katharina in Frankreich kennen. Nach etwa einem Jahr suchen sie sich eine gemeinsame Wohnung in der Region, in der ihr Partner lebt. Nach einem Jahr ziehen sie in die Wohnung in einem Nachbarort, in der sie heute leben.

Alexandre wird in einem kleinen Ort geboren, der etwa 50 km vom heutigen Wohnort des Paares entfernt liegt. In seinen ersten Lebensjahren lebt die Familie aufgrund des Berufes des Vaters an zahlreichen unterschiedlichen Orten, jeweils wohl für Zeiträume von 3 bis 12 Monaten, zum Teil auch im Ausland. Als Alexandre ca. acht Jahre alt ist, kehrt die Familie an den Ort zurück, wo Alexandre geboren wurde. Dort verbringt Alexandre den überwiegenden Teil seiner Schulzeit. Anschließend studiert er für ein Jahr Biologie in der nächstgelegenen Universitätsstadt, gibt jedoch das Studium auf und entscheidet sich für eine landwirtschaftliche Fachschule in einer anderen Stadt. Nach der zweijährigen Ausbildung beginnt er erneut ein Biologiestudium, bricht jedoch auch dieses nach kurzer Zeit wieder ab und beginnt stattdessen eine Weiterbildung im Bereich Informatik. Bereits während des Studiums arbeitet

Alexandre wiederholt für eine topographische Firma eines Freundes. In diesem Unternehmen arbeitet er nach Abschluss des Kurses zunächst als Zeitarbeitskraft, dann in Festanstellung.

Katharina wächst in einer größeren Stadt in Norddeutschland auf und macht dort auch ihr Abitur. Zum Studium (Lehramt) zieht sie zunächst nach Süddeutschland, später studiert sie ein Semester in Frankreich. Nach ihrem Auslandsaufenthalt kehrt sie nach Norddeutschland zurück, um dort ihr Studium zu beenden. Da ihr eine Lektoriatstätigkeit in Frankreich angeboten wird, entschließt sie sich, zunächst für ein Jahr nach Frankreich zu gehen. Während dieser Zeit lernt sie Alexandre kennen. Sie verlängert zunächst ihre Lektoriatstätigkeit für ein Jahr, muss dann aber ihre Stelle aufgeben. Sie entscheidet sich in Frankreich zu bleiben und beginnt einige Zeit später eine Zusatzausbildung zur Handelsassistentin. Heute arbeitet sie in diesem Beruf.

5.3.2.8 Paar 8: Hélène und Thomas[15]

Hélène (Französin, 50) und Thomas (Deutscher, 45) sind seit 1981 ein Paar. Seit 1984, also zum Zeitpunkt des Interviews seit 14 Jahren, leben sie gemeinsam in Frankreich in der Region, in der Hélène aufgewachsen ist. Das Paar lernt sich während eines Urlaubs von Hélène bei Freunden in der DDR kennen. Thomas stellt kurze Zeit später einen Ausreiseantrag und kann etwas 3 Jahre später aus der DDR ausreisen und zu ihr nach Frankreich ziehen. Zunächst leben die beiden Kinder aus ihrer ersten Ehe mit im Haushalt (21/24), nach der Wende auch seine beiden Kinder aus erster Ehe (20/22). Heute sind alle vier Töchter aus dem Haus.

Hélène wächst in einer mittelgroßen Stadt in Ostfrankreich auf. Mit 19 Jahren lernt sie auf einer Jugendreise ihren ersten Partner in der DDR kennen. Nach etwa vier Jahren erhält sie die Aufenthaltserlaubnis für die DDR, migriert dorthin und heiratet kurze Zeit später. Nach etwa acht Jahren scheitert diese Ehe und Hélène kehrt mit ihren beiden kleinen Töchtern nach Frankreich zurück. Etwa ein Jahr später lernt sie bei einem Besuch bei Freunden in der DDR ihren zweiten Ehemann kennen. Da sie nicht in die DDR zurückkehren möchte, entscheidet er sich für einen Ausreiseantrag und migriert einige Jahre später nach Frankreich. Hélène ist gelernte Grundschullehrerin, hat in der DDR zunächst in einer Fabrik, dann in einer Frauenorganisation gearbeitet. Nach ihrer Rückkehr arbeitet sie für eine Sozialversicherung, heute hat sie sich zum Teil aus dem Beruf zurückgezogen, um ihr Hobby Malerei besser verfolgen zu können.

[15] Nicht in die Fallbeschreibungen und Typisierung einbezogen

Thomas wächst zunächst in Sachsen auf. Als er sieben Jahre alt ist, zieht die Familie nach Berlin. Einige Jahre später lassen sich seine Eltern scheiden und er wächst weiter bei der Mutter auf. Das Abitur macht er in einem Internat in Sachsen-Anhalt, anschließend studiert er in Russland Mathematik und Physik. Nach dem Studium kehrt er nach Berlin zurück; zu dieser Zeit ist er bereits in erster Ehe verheiratet und hat eine Tochter. Die zweite Tochter wird kurze Zeit später geboren. Das Paar trennt sich einige Jahre später, phasenweise ist er dann alleine für die Erziehung seiner Töchter zuständig. Etwa ein bis zwei Jahre später lernt er Hélène durch eine gemeinsame Bekannte kennen; nach etwa einem weiteren Jahr stellt er einen Ausreiseantrag aus der DDR. Er verliert seine Anstellung und muss sein Promotionsvorhaben an der Universität aufgeben. Nach etwa drei Jahren wird dieser Antrag bewilligt, das Paar heiratet und Thomas migriert nach Frankreich. Nach einigen Sprachkursen und Aufbaustudiengängen (seine Diplome werden nur zum Teil anerkannt) beginnt er eine Tätigkeit als Mathematiklehrer, später macht er eine Fortbildung als Deutschlehrer und arbeitet heute in diesem Beruf. Etwa 1990 ziehen auch seine beiden Töchter aus erster Ehe in die Familie (zu der Zeit etwa 12 und 14 Jahre), da sich die Mutter nicht um sie kümmern kann oder möchte.

5.3.2.9 Paar 9: Louise und Gerhard

Louise (Französin, 37) und Gerhard (früher Deutscher, heute Franzose, 48) sind seit etwa elf Jahren verheiratet und haben eine gemeinsame Tochter (4). Das Paar lernt sich in Nordfrankreich über eine berufliche Begegnung kennen und zieht nach kurzer Zeit zusammen. Nach der Heirat zieht Gerhards damals 8-jähriger Sohn aus zweiter Ehe (heute 20) mit in die Familie. Das Paar zieht in die Region in Ostfrankreich, in der Louise aufgewachsen ist. Dort lebt die Familie auch heute. Aus erster Ehe hat Gerhard noch eine Tochter (27), zu der jedoch nur wenig Kontakt besteht.

Louise wird in Paris geboren und lebt dort die ersten Jahre. Als sie etwa sieben oder acht Jahre alt ist, zieht sie mit ihren Eltern nach Ostfrankreich, dort machte sie auch ihr Abitur. Anschließend beginnt sie eine sozialpädagogische Ausbildung in Mittelfrankreich. Aufgrund von Differenzen mit der Schulleitung bricht sie die Ausbildung nach zwei Jahren ab. In den folgenden Jahren arbeitet sie in verschiedenen sozialpädagogischen Stellen in ganz Frankreich. Ihren Partner lernt sie durch einer ihrer Tätigkeiten in Nordfrankreich kennen. Heute ist Louise in einem großen technischen Betrieb für die Weiterbildung der Mitarbeiter zuständig. Trotz mehrerer Versuche hat sie weiterhin keine abgeschlossene Berufsausbildung.

Gerhard lebt seit etwa 20 Jahren in Frankreich. Er besitzt die französische Staatsangehörigkeit. Aufgewachsen ist Gerhard in einer Kleinstadt am Rande des Ruhrgebiets, dort absolviert

er die Hauptschule und macht eine Ausbildung als Metallarbeiter. Er heiratet früh und bekommt mit seiner ersten Ehefrau ein Kind. Nach dem Scheitern dieser Ehe nach ein bis zwei Jahren verlässt er diese Kleinstadt fluchtartig und entschließt sich spontan, in die Fremdenlegion einzutreten. Gegen Ende dieser Zeit lernt er eine Französin kennen und folgt ihr, da sie schwanger wird, nach Paris. Er heiratet ein zweites Mal und lebt etwa zwei Jahre mit seiner Frau in Paris und arbeitet in dieser Zeit für einen Sicherheitsdienst. Später trennt er sich von seiner Frau und bewirbt sich bei der französischen Armee, die ihn für den Bereich Sicherheit und Ausbildung einstellt. Während dieser Tätigkeit lernt er seine dritte und jetzige Frau kennen. Das Paar heiratet, er verlässt die Armee und sie ziehen in die Region in Ostfrankreich, aus der seine Frau stammt. Heute arbeitet er als LKW-Fahrer.

5.3.2.10 Paar 10: Natalie und Markus

Natalie (Französin, 33) und Markus (Deutscher, 37) sind seit sieben Jahren verheiratet und haben zwei gemeinsame Kinder (3/6). Das Paar lernt sich in Frankreich kennen, wo Markus schon seit einigen Jahren lebt, und heiratet bereits nach einigen Monaten. Sie leben heute an dem Ort, an dem Natalie ihre Jugend verbracht hat.

Markus lebt die ersten Lebensjahre in einer Kleinstadt in Mitteldeutschland. Als er etwa 7 Jahre alt ist, zieht die Familie in eine mittelgroße Stadt, die etwa 150 km von seinem Geburtsort entfernt liegt. Als er 14 Jahre alt ist, lassen sich seine Eltern scheiden und seine Mutter nimmt ihn mit ihrem neuen französischen Partner mit nach Südfrankreich. Mit 18 Jahren verlässt er die Schule und kehrt zunächst nach Deutschland zurück, wo er seinen Wehrdienst ableistet und anschließend eine einjährige Sprachenausbildung absolviert. Nach vier Jahren kehrt er wieder nach Frankreich zurück, um dort im Hotelfach zu arbeiten. In der Wendezeit entscheidet er sich für ein Praktikum in einem Hotel in Berlin und bleibt dort für ein Jahr. Nach seiner Rückkehr nach Westfrankreich lernt er seine jetzige Frau kennen. Heute arbeitet Markus für den Fremdenverkehr.

Natalie lebt die ersten Lebensjahre im Elsass (bis sechs Jahre), dann drei Jahre in Nordfrankreich und schließlich in einem kleinen Ort in Westfrankreich. Nach dem Abitur folgt sie ihrem damaligen Freund für drei Jahre an verschiedene Orte in Frankreich und absolviert in dieser Zeit per Fernstudium eine kaufmännische Ausbildung. Kurze Zeit nach ihrer Rückkehr stirbt ihr Freund bei einem Unfall und sie ‚flieht' für ein Jahr zu ihrem älteren Bruder nach Paris. Anschließend kehrt sie wieder in den Ort zurück, in dem sie ihre Jugend verbracht hat, und lernt einige Zeit später ihren heutigen Mann kennen. Sie heiraten relativ schnell und bekom-

men ihre erste Tochter. Mit der Geburt des Kindes gibt Natalie ihren Beruf auf und bleibt bei ihren Kindern zu Hause.

5.3.2.11 Paar 11: Karin und Henri

Karin (Deutsche, 57) und Henri (Franzose, 59) sind seit 28 Jahren verheiratet. Das Paar hat zwei Söhne (22/28), die nicht mehr im gemeinsamen Haushalt leben. Karin und Henri lernen sich während eines Auslandsstudiums von Henri in Deutschland kennen. Nach der Hochzeit zieht das Paar aufgrund der Lehrertätigkeit von Henri zunächst in eine Stadt in Nordfrankreich, nach etwa zwei bis drei Jahren dann in eine Stadt in Westfrankreich, in der sie auch heute noch leben.

Karin wächst mit drei Geschwistern in Süddeutschland auf. Ihr Vater ist freischaffender Künstler und die Familie wohnt zunächst an verschiedenen Orten auf dem Land, bis sie mit Ende ihrer Grundschulzeit in eine benachbarte Stadt umzieht. Als sie 15 Jahre alt ist, verlässt der Vater die Familie, der Kontakt bricht mit ihm mit der Zeit fast vollständig ab. Karin bleibt bis zum Ende ihrer Schulzeit in dieser Stadt und beginnt hier auch ihr Lehramt-Studium. Später studiert sie ein Jahr lang in Berlin, kehrt dann aber in die Stadt ihrer Jugend zurück. Nach Beendigung ihres Studiums und der Hochzeit folgt sie ihrem Mann nach Frankreich. Dort ist sie zunächst nur gelegentlich berufstätig, hat heute jedoch eine berufliche Tätigkeit, die zwar nicht ganz ihrer Ausbildung entspricht, die ihr aber überwiegend Spaß macht.

Henri zieht aufgrund der Anstellung seines Vaters beim Militär in seiner Kindheit alle ein bis zwei Jahre um, die Familie kehrt dazwischen jedoch immer wieder nach Nordfrankreich zurück. Nach dem Abitur beginnt Henri ein Deutschstudium in einer Universitätsstadt in Nordfrankreich, anschließend entscheidet er sich für einen einjährigen Auslandsaufenthalt in Deutschland. Während dieser Zeit lernt er seine spätere Frau kennen. Er kehrt zunächst alleine nach Frankreich zurück, um dort seine ersten Berufserfahrungen zu sammeln. Als seine Partnerin mit dem Studium fertig ist, heiraten die beiden und ziehen gemeinsam in eine andere Stadt in Nordfrankreich. Nach etwa zwei Jahren wird ihm eine Lektorentätigkeit an einer Universität in Westfrankreich angeboten. Seit dem arbeitet und lebt er mit seiner Familie in dieser Stadt.

6 Fallbeispiele

Bevor im Folgenden acht Fallbeispiele im Detail dargestellt werden, soll hier zunächst ein kurzer Überblick über den Aufbau der Interviewdarstellung gegeben werden. Ziel ist es, mit diesen acht Fallbeispielen die individuellen Erfahrungen und Perspektiven der Teilnehmer in den Fokus zu rücken und an ihrem Beispiel exemplarisch mögliche Konstruktion von Identität zwischen Heimat und Fremde darzustellen. Die weiteren Interviews werden mit Kurzbeschreibungen den ausführlich dargestellten Fällen zugeordnet und dienen als Ergänzung bzw. Vertiefung der typischen Elemente des jeweiligen Fallbeispiels. Die Zitate, die aus den jeweiligen Interviews entnommen sind, wurden dabei soweit wie möglich im Original gelassen, da hierdurch auch die jeweilige Stimmung besser verständlich wird. Etwas ‚geglättet' wurden nur die „ähs" und „ähms", die im Original mit transkribiert wurden, jedoch die teilweise schwer lesbarer machten. Gedankenstriche zeigen in den Zitaten eine zögerliche Sprachweise auf, Pausen werden dagegen direkt markiert.

Der Abschnitt **Kindheit und Erwachsenwerden** geht auf wichtige biographische Grundlagen für die Konstruktion von Identität zwischen Heimat und Fremde ein, d.h. vor allem auf die individuelle Bewertung der Kindheit, die positiven und negativen Erfahrungen von familiärer, sozialer und räumlicher Stabilität sowie den Umgang mit Veränderungen und Brüchen. Desweiteren werden das jeweilige Interesse an der Fremde bzw. am Nachbarland Deutschland/Frankreich analysiert. Die Entwicklungen der befragten Personen im Übergang zum Erwachsensein werden ebenfalls hinsichtlich der Erfahrungen von Kontinuität bzw. Veränderungen (wiederum in individueller, familiärer, sozialer und räumlicher Hinsicht) betrachtet. Der Abschnitt greift zudem die individuelle Bewertung der eigenen Lebenssituation vor dem Kennenlernen des Partners auf.

Im Abschnitt **Migrationserfahrungen** soll das Kennenlernen des Partners und für die migrierten Teilnehmer dieser Studie die (weiteren) Motive der Migrationsentscheidung sowie die persönliche Beurteilung des Migrationsprozesses und der heutigen Lebenssituation dargestellt werden. In der Analyse der Darstellungen der nicht-migrierten Teilnehmer richtet sich der Fokus der Betrachtung auf die Bewertung des Migrations– und Integrationsprozesse des Partners und des eigenen Umgangs mit dieser Situation.

Der Abschnitt **Bewertung der Partnerschaft** zeigt auf, inwieweit Partnerschaft als Heimat bzw. identitätsunterstützender Faktor wahrgenommen wird. Aspekte, die in diesem Zusammenhang näher betrachtet werden sollen, sind die generelle Bewertung der Partnerschaft hin-

sichtlich Erfahrungen von Anerkennung, Geborgenheit, Sicherheit und Zugehörigkeit, die Bewertung von Unterstützungsleistungen des Partners bei der Migration und die Passung der Partnerschaft zu den eigenen Lebenszielen. Als wichtig wird zudem die Bewertung der Kommunikation mit dem Partner angesehen.

Der Abschnitt **Konstruktionen von kultureller Identität** soll verständlich machen, wie die befragten Personen in ihren deutsch-französischen Kontexten ihre (kulturelle) Identität konstruieren. Hierbei wird sowohl auf generelle Einstellungen zum Herkunftsland und zum ‚anderen Land' fokussiert, als auch auf das individuelle Erleben von kulturellen Unterschieden bzw. Gemeinsamkeiten in der Partnerschaft. Berücksichtigt werden soll auch, was in diesem Kontext als heimatlich oder fremd wahrgenommen wird bzw. in wie weit das Erleben von Fremdheit als Belastung oder Chance erfahren wird.

Der Abschnitt **Heimat und Fremde** greift Heimat in den Aspekten geographische Räume, soziale Beziehungen und Familie (eigene und Herkunftsfamilie) auf. Er soll verdeutlichen, was für den Befragten Heimat und Fremde ist bzw. wie sich Heimat und Fremde in der Beschreibung der eigenen Biographie manifestieren und welche Faktoren ein Heimatgefühl unterstützen bzw. schwächen. Es soll zudem dargestellt werden, wie offen das Heimatbild der befragten Person für Veränderungen ist bzw. ob und wie sich das individuelle Heimatempfinden verändert hat.

6.1 Marie: „*Das ist halt beides viel Heimat dann*."[16]

6.1.1 Interviewsituation

Der Kontakt zu Marie entstand über ein anderes deutsch-französisches Ehepaar. Marie und ihre Mann waren sehr an einem Interview interessiert; der Interviewtermin musste aber zunächst verschoben werden, weil sie in den Sommerurlaub nach Frankreich aufbrechen wollten. Das Interview fand in der Küche der Wohnung statt, die von der Möblierung her ‚alternativ' wirkte. Marie hatte Tee gekocht und war neugierig auf das Interview. Während des Interviews waren wir alleine in der Wohnung, es gab keine Störungen. Die Atmosphäre im Interview war angenehm und entspannt.

Marie wirkte zu Beginn etwas zögerlich und unsicher, beides ließ jedoch im Laufe des Interviews nach. Sie beantwortete meine Fragen offen und reflektierte während des Gesprächs ihre

[16] Alle in kursiv markierten bzw. klein gedruckten Textpassagen entstammen den Transkripten der Interviews.

eigene Geschichte. Auch an weiter zurückliegende Ereignisse und Erfahrungen und die damit verbundenen Gefühle konnte sie sich sehr genau erinnern. Auffallend ‚am Rande' thematisierte sie dagegen den Tod ihres Vaters, der starb als sie etwa 13/14 Jahre alt war. Auch auf ihre Beziehung zu ihrem Partner geht sie wenig ein, spricht jedoch offen über die „*Krisen*", die sie bereits durchlebt haben. Marie spricht ein schnelles und flüssiges Deutsch, jedoch mit einem relativ starken französischen Akzent und einigen nicht ganz korrekten Worten oder Satzstellungen.

6.1.2 Zentrale Themen

Ein zentrales Thema in Maries Geschichte, ist ihr Wunsch ‚Anderes' zu erleben und ‚anders' zu sein. In ihrer Kindheit und Jugend richtet sich diese Sehnsucht nach dem Anderen auf *„das Ausland",* das sie vor allem in der Abgrenzung zum „*durchschnittlichen*" Frankreich fasziniert. Sie betont ihre Offenheit gegenüber Andersartigkeit und beschreibt ausführlich ihr Fernweh in der Kindheit, ihren Aufenthalt in einer französischsprachigen Schule in Italien, ihre Reisewünsche als Jugendliche und junge Erwachsene und ihren Wunsch, nach ihrer Ausbildung im Ausland zu arbeiten.

Im Zusammenhang mit ihrer Migration verbindet Marie dagegen das Thema ‚Anders sein' dagegen mit einem alternativen Lebensstil, der sie vom ‚typischen' (bürgerlichen) Franzosen unterscheidet.

6.1.3 Interpretation des Interviews

6.1.3.1 Kindheit und Erwachsenwerden

Kindheit

Ein wichtiges Thema in den Kindheitserzählungen von Marie ist ihr Wunsch, ins Ausland zu reisen. Ihrem Wunsch nach Fremde stellt sie das „*durchschnittliche Frankreich*" (zu dem sie auch ihre Familie rechnet) gegenüber. Sie „*träumt*" sich ins Ausland, wenn die Familie Reisen innerhalb Frankreichs plant und bedauert, dass sie die familiären Möglichkeiten, ins Ausland zu reisen, nicht nutzen durfte. Ihr Interesse an ‚der Fremde' ist für sie in dieser Zeit wohl eine Möglichkeit durch Träume der wahrgenommenen Durchschnittlichkeit ihrer Lebenswelt zu entkommen, aber durch die Auslandsbindungen ihrer Familie gleichzeitig auch eine im Prinzip erreichbare Möglichkeit.

„Ja, das Problem ist also, dass ich immer, also in Bezug auf Ausland immer - in Deutschland, in, in Frankreich geblieben bin. (...) Und sonst - in den Ferien war es immer innerhalb von Frankreich, ich habe aber schon damals immer geträumt, wenn sie sagten, im Frühjahr sollen wir in Auvergne, in die

Bretagne. Ich dachte immer, dass wär Ausland. Es ist Ausland, weil es ist kein durchschnittliches Frankreich (*lacht*).“

„Viele Onkel und Tanten wohnen im Ausland, das ist schon, das ist sehr erstaunlich, finde ich. Mit den Familien in Afrika. Schon immer wieder, wenn Briefe aus Afrika kamen oder Besuch, als denn Cousins aus Marokko (*Pause*) Als ich so ungefähr sechzehn war, sind, sind meine älteren Geschwister nach - ähm - Libanon gefahren (...) und jeder durfte ein Freund mitnehmen, aber sonst... - al, die ganze Familie, bis - auf also ich und meine zwei jüngeren Geschwister, und ich war wirklich traurig, dass ich nicht mitdurfte. - Äh, vielleicht ist da die Lust überfallen und auch so - oder äh - auch meine Geschwister sind da - Und ich war vielleicht zehn und elf - nach Irland, für`n Sprachaus- aufenthalt - gekommen, und ich habe auch einmal geträumt, dass ich das auch mal..., weil meine Mutter sich nicht drum gekümmert hat, dann ist es doch nicht stattgefunden hat. Ich fand das sehr schade.“

Trotz ihres Wunsches zu reisen und dem ‚Durchschnittsfrankreich’ zu entkommen, fühlt sich Marie als Kind und Jugendliche in ihrer Umgebung gut integriert. Die Region, in der sie ihre Kindheit und Jugend verbringt, bezeichnet sie als ihre Herkunft, an die sie sich – auch heute noch – emotional gebunden fühlt und die sie mit allen Sinnen erlebt. Heute muss sie zwar nicht „*unbedingt*“ regelmäßig ihre Herkunftsregion besuchen, es wird jedoch deutlich, dass sie weiterhin eine enge Bindung an diese Region hat.

Interviewerin: „Sie sind ja, in der Nähe von S. groß geworden. Haben Sie sich denn dort zu Hause gefühlt?“
Marie: „Ja. - Ja. Da komme ich her und ich hab`, hmh, nee, nee, das war schon, - ich hab` immer Lust gehabt, also irgendwann dann das Ausland kennenzulernen, so, aber - Ich hab` mich schon sehr zu Hause gefühlt (…). Nicht so, dass ich da - unbedingt da hin - wieder zurück muss, aber wenn ich da hin äh zu Weihnachten oder irgendwann besuchte, da freu` ich mich immer. Einige sagen, die von dort kommen, also das Essen oder Landschaft oder - oder die - Bräuche oder - kann ich immer - dann wieder zurück. Fühlen, spüren, erleben,...“

In ihrer Erzählung zeigt sich auch eine starke Einbindung in familiäre und soziale Strukturen. Sie engagiert sich bei den Pfadfindern und nutzt die Möglichkeit zu reisen, die ihr dadurch geboten werden. Den von ihren Eltern gewünschte Schulwechsel auf eine Mädchenschule in der größeren Stadt scheint sie heute zu belächeln, jedoch als Jugendliche akzeptiert zu haben. Ihre Freundinnen in der Schule erst mal verlassen zu müssen, bedauert sie, kann sich wohl aber gut auf die neue Situation einstellen und pflegt ihre Freundschaften weiter.

„Meine Eltern wollten unbedingt, dass wir eine katholische Mädchenschule und nicht in die gemischte Schule und – vor Ort, ab der elfte Klasse war nur - gemischt, - mit, mit Jungs und dann... - Also meine Freundinnen zu verlassen, war schon dumm, aber ich hab` dann was anderes gemacht, so – am Wochenende mit denen. Und dann - etwas, was wir viel gemacht haben, also alle sind ähm - Pfadfinder (...) und äh - das, ich hab` das auch sehr lange gemacht, ab zwölf ungefähr bis dreiundzwanzig oder so.“

Das Gefühl in „*ihre*“ Gesellschaft integriert zu sein, zeigt sich auch in ihren Zukunftswünschen: So äußert sie aus ihrer Sicht typische Lebensmuster der „*Gesellschaftsordnung*“ ihrer

Eltern als ihre damaligen Zukunftswünsche. Durch die Art, wie sie diese Kindheitserfahrungen schildert, entsteht der Eindruck, als empfinde sie diese heute als amüsante Anekdote.

Interviewerin: „Was waren denn so damalige Zukunftswünsche von Ihnen?“
Marie: „Mutter, als Kind wollte ich Mutter werden (*lacht*).“
Interviewerin: „Nur Mutter? (*lacht*).“
Marie: „Ja, ich könnte aber nicht bei - also, das war - in unserer äh - Gesellschaftsordnung - für Frauen - heiraten und – Kinder haben, und für mich das war ok. Und dann äh beruflich dann hatte ich immer gedacht, mit Kindern zu arbeiten.“

Auffallend knapp kommentiert sie dagegen den Tod ihres Vaters. Dieser war „*nicht angenehm*“ – weiter geht sie auf dieses Thema nicht ein. Sie weicht stattdessen auf kleinere Dinge aus, die sie in ihrer Kindheit als unangenehm empfand. Durch den relativ abrupten Themenwechsel verliert sie jedoch kurzfristig den Faden ihrer Erzählung.

„Mein Vater ist gestorben, als ich zwölf war. Das war für alle nicht angenehm, - Und dann - das sind dann wahrscheinlich kleinere Sachen, (*Pause*) (*lacht*) (…) Das ist (*kurze Pause*) die Strenge in der Schule vielleicht oder, das war zu viel, ich weiß nicht, was ich da erzählen kann, das kann so viel sein (*lacht*).“

Erwachsenwerden

Eine wichtige und im Interview ausführlich dargestellte Erfahrung ist für Marie ihr einjähriger Aufenthalt an einer französischen Schule in Italien. Mit diesem Auslandsaufenthalt folgt sie dem Vorbild ihrer Kusine und ihrer Schwester, die ebenfalls an dieser Schule waren. Ihr Hauptanreiz, an diese Schule zu wechseln, ist die Möglichkeiten im Ausland „*Leute aus aller Welt*“ kennenzulernen. Ihre Offenheit gegenüber neuen Erfahrungen bzw. ihr Interesse an ‚der Fremde’ belegt sie mit ihren freiwilligen Versuchen, Italienisch zu lernen. Deutlich wird in dieser Passage jedoch auch, dass sie zwar offen für Fremdheitserfahrungen ist, sie jedoch hierfür den Anstoß und den Rückhalt ihrer Familie benötigt

„Hätte meine Schwester das nicht gemacht und so weiter, da hätte ich nie diese Idee.... Und wär diese Kusine dann - nicht da in diese Schule gegangen, hätten wir da, da niemals dran gedacht.“

„Also in der Klasse war, waren wir so zehn oder elf Nationalität, Leute aus aller Welt, das hat mich auch sehr gereizt. Ja, das war schön.“

„Sonst habe ich das schon sehr gern gehabt. Und zum Beispiel die anderen Freunde, mit denen ich da hingefahren bin, keiner hat versucht, dann irgend, irgendwie Italienisch zu lernen, ähm. Wir brauchten das nicht, das war alles auf Französisch. Nur auf der Straße, gut, ähm im Abijahr hat man sehr viel zu tun, und dementsprechend habe ich aufgehört, ähm, das zu versuchen zu lernen, aber - die anderen haben das nicht - versucht. Weiß ich. Und ich hab` dann eine andere Frau gefragt, ob die mich das beibringt, und dann sind wir in eine Schulklasse in der Pause gewesen und dann hat sie mir das beigebracht, aber das ging auch nicht so weit, so. (*lacht*) Aber Interesse war schon da.“

Die Zeit in dieser Schule empfindet Marie insgesamt als positiv, sie fühlt sich jedoch in der ersten Zeit isoliert, vor allem, weil sie ihre Familie vermisst. Die Verbesserung ihrer Situation verknüpft sie mit neuen sozialen Kontakten, der besseren Kenntnis von Gewohnheiten und dem Gefühl, ‚Eigenes' vor Ort zu haben.

„Also, da, da hinzufahren - war sehr schön, nachher - als ich auf der Rei, also das waren drei Monate – quasi eingesperrt dann (*lacht*) beziehungsweise drei Monate ohne die Familie, das war ganz schön hart, - die Briefe waren total wichtig."
Interviewerin: „Was hat dazu geführt, dass sie sich - ..."
Marie: „...gut gefühlt habe? (*Pause*) Wahrscheinlich, dass ich dann nachher die Leute gekannt habe, aber - also am Anfang - ist man schon sehr isoliert und in der Zeit dann lernt man, hat man seine Gewohnheit und seine Sachen, die man hat, und so."

Nach dem Abitur entsteht bei Marie der Wunsch, „*weg von zu Hause*" gehen zu wollen. Dies wird ihr jedoch von ihrer Mutter verwehrt. Obwohl sie eifersüchtig auf die Freiheit ihrer älteren Geschwister ist, die weiter entfernt studieren, fügt sie sich „*gehorsam*" den Vorstellungen ihrer Mutter. Deutlich wird, dass Marie heute ihren Gehorsam und ihre gescheiterten Distanzierungswünsche etwas belächelt. Die Gründe, warum ihre älteren Geschwister die Distanz von Zuhause durchsetzen konnten, sie jedoch nicht, vertieft sie aber nicht weiter.

„Und also - während der Ausbildung - war schon mein Wunsch, dann weg von zu Hause zu gehen. Nur - also da, solange man von den Eltern versorgt wurde, dann musste man zu Hause bleiben, da bleibt nichts (*lacht*). Mein Bruder, einer, hat zu gleicher Zeit angefangen in der Nähe von Paris zu studieren, da war ich auch eifersüchtig, dass er das - können durfte oder so und ich nicht. - Oder - es ist nicht, dass ich das nicht durfte, wenn ich irgendwas Ausgefallenes gesucht hätte. Dann aber - war ich gehorsam, wenn es mir gesagt wurde, dann doch in S. zu suchen (*lacht*), habe ich das gemacht."

„Meine Mutter hat dann gesagt, wenn ich was in S. finde, dann (*lacht*) sollte ich das in S. machen. - Und die Ausbildung, die ich machen wollte, war in S. möglich, und entsprechend ... - aber sonst wäre ich gerne nach Paris gefahren. .... Es haben, es hat nur eine Schwester von mir außerhalb von – S. studiert, also nicht sehr weit, aber - weit genug, dass sie dann - selten nach Hause kam, und das hat mich – auch fasziniert, aber meine Mutter fand das keine gute Erfahrung."

Auch in ihrer Ausbildung folgt sie den Empfehlungen und Gewohnheiten ihrer Familie. So interessiert sie sich zunächst für einen kinderbezogenen Beruf (Erzieherin) und beginnt schließlich die gleiche Ausbildung wie ihre Kusine. Obwohl dieses Ausbildungsziel von ihr selber gewählt wurde, zeigt sie eine relativ starke Distanz zu ihrer Ausbildung: Diese war „*ganz gut"*, sie hat das „*auch gern gemacht*", sich aber in ihrem Beruf immer „*ein bisschen unsicher gefühlt",* was sie als persönliches Problem empfindet. Hinzu kommt, dass dieser Beruf mit einer engen Sprachbezogenheit sie einerseits reizt, ihrem Wunsch, im Ausland zu arbeiten, jedoch entgegensteht.

„Zu dem Zeitpunkt hätte ich gern äh - Erzieherin gemacht, (...) also im Kindergarten zu arbeiten.- Aber da habe ich wieder mal eine Kusine getroffen (*lacht*), die mir von dieser Psychomotorikausbildung erzählt hat, und die, die machte das zu dem Zeitpunkt in Paris. Und das es ganz gut war und auch, dass es dann nicht mit so viel Kinder auf einmal..., das hatte mir auch gefallen, dass ich dann da nur zwei, drei Kinder betreuen kann."

„Ja, zu dem Zeitpunkt habe ich das auch gern gemacht. Ich habe mich - aber immer ein bisschen unsicher gefühlt, ob ich das richtig mache oder nicht, äh. - War vielleicht ein Manko, aber, aber zu dem Zeitpunkt hatte ich nicht das Gefühl, erst später, - aber vielleicht lag es ja auch an mir, weiß nicht."

„Ja, dann - da war der Wunsch, dann im Ausland zu arbeiten. Nur diese Ausbildung waren sehr viel, haben wir uns sehr viel mit Psychoanalyse und so be, beschäftigt und da muss man - die Sprache total gut beherrschen. Wenn man nur mit - Ausländern in Fremdsprache, das geht nicht so gut, weil man da Wortspiele macht oder so."

Ihre Kusine, mit der sie in Italien war und mit der sie gemeinsam ihre Ausbildung macht, regt schließlich an, für einige Zeit nach Südamerika zu gehen. Gemeinsam bereiten sie die Reise vor und planen für ein halbes Jahr in Südamerika zu bleiben. Als ihre Kusine ihren Aufenthalt wegen eines Jobangebotes verkürzt, bricht auch sie die Reise ab. Deutlich wird, dass diese Reise auch Maries Wunsch war, sie jedoch für die Umsetzung den Halt bzw. die Unterstützung ihrer Kusine benötigte.

„Eine Kusine, die - auch mit mir in Rom bei dieser Schule war, träumte auch nach ihrer Ausbildung dann, von einem längeren Aufenthalt dann in Brasilien, nachdem unsere Ausbildung zu Ende war. Das war ungefähr die gleiche Zeit, wir haben die eigentlich zusammen gemacht, unsere Ausbildung parallel gemacht. Dann ein Jahr zusammen gelebt, und dann - nachher, um das Geld zu verdienen, um ne Reise zu machen. Wir waren dann ein gutes halbe Jahr nach Brasilien gefahren. Dann bin ich zurück. Also sie hat dann doch ein - Job gekriegt und dann ist sie zurückgefahren, um ihre Sachen auch zu erledigen und um dann wieder hinzufahren. - Und ich habe mich gefragt, ob ich dann die Reise allein fortführe, weil wir gedacht hatten, wir machen eine Reise durch Südamerika, nachdem wir längere Zeit bei meiner Tante waren. Aber dann habe ich mich doch nicht getraut, sondern bin zurückgefahren."

Zusammenfassung

Marie ist als Kind und Jugendliche fest in ihre Familie, ihre soziale und räumliche Umgebung und in ihre ‚Gesellschaftsordnung' integriert. Diese Integration nimmt sie zunächst als gegeben hin, hat jedoch als junge Erwachsene den Wunsch „*weg*" zu gehen, ohne sich jedoch aktiv aus ihren Bindungen und Strukturen zu lösen. Gleichzeitig hat Marie aber seit ihrer Kindheit ein starkes Interesse für „*das Ausland*", das sie dem „*durchschnittlichen*" Frankreich und ihrer familiären Lebenswelt gegenüberstellt. Die Umsetzung ihres Wunsches ‚Fremde' kennen zu lernen, wird ihr durch die Verbindungen bzw. die Unterstützung ihrer Familie zumindest teilweise ermöglicht.

6.1.3.2 Migrationserfahrungen und Integrationsbewertung

Kennenlernen des Partners/ Motive für die Migration

Ihren späteren Mann lernt Marie kurz nach ihrer Rückkehr aus Brasilien kennen. Auffallend ist, welche große Bedeutung sie der Tatsache beimisst, dass ihr Partner ‚anders' bzw. ‚fremd' ist. Sie betont in diesem Zusammenhang sogar, dass sie sich (generell) nur in jemanden verlieben kann, der nicht zu sehr „*von dort*" ist. Mit der ‚Fremde' ihres Partners verknüpft sie die positive Erwartung ‚Neues' kennenzulernen.

„Dann war`s - auch nicht nur, weil er nett und, und lieb war, sondern auch, weil er Ausländer war, glaube ich, dass ich mich verliebt habe (*lacht*). Das war für mich schon ausschlaggebend, irgendwie. Und das, man irgendwie was anderes kennenlernen kann und so."

„Ich glaube schon, dass ich mich sonst nur in jemand anders, der`n bisschen anders wäre, verlieben könnte, der nicht zu sehr - von dort ist. Also sonstig - die - junge Männer, mit denen ich mir Beziehung hätte vorstellen können oder so, - Wo ich nicht unbedingt Beziehung hatte. Das waren also schon - also, wenn sie etwas anderes - mir, was anderes zeigen können als nur das Bekannte - Das war schon wichtig, der Aspekt."

Bereits kurze Zeit nach ihrem Kennenlernen könnte sie sich vorstellen, ihrem Partner nach Deutschland zu folgen. Sie entwickelt die Vorstellung, sich an der deutsch-französischen Grenze eine neue Stelle zu suchen. Die ablehnende Haltung ihres Partners gegenüber dieser frühen Bindung versteht sie auch heute noch nicht richtig. Ihre Verunsicherung zeigt sich sowohl in der Intensität, mit der sie diese Zurückweisung beschreibt (sie fühlt sich „*vernichtet*"), als auch in der sehr zögerlichen Art und Weise, in der sie über seine Reaktion berichtet. Es entsteht zudem der Eindruck, als habe keine längere Diskussion über dieses Thema stattgefunden: Sie glaubt sich nur zu erinnern, dass sie darüber gesprochen haben.

„Schon ziemlich bald hatte ich Lust, nach Deutschland zu kommen. Am Anfang hat es ihn ganz erschr, erschrocken (*lacht*), dass ich so ganz bald. Also ich hatte diesen Job ganz neu angenommen und war nicht gebunden an den Job oder so. Und dachte, ich könnte in der Nähe von L. auf französischer Seite `n Job suchen, und dass wir da so sehen. Das hat ihn schon `n bisschen geschockt, (*lacht*) war für ihn zu viel. Da habe ich das gelassen, und hab` ganz lange - überlegt, fahre ich hin oder nicht. Also meine Lust war schon, ja, `n bisschen vernichtet durch diese Aussage."

Marie: „Vielleicht war ich zu sehr von seinem Spruch am Anfang da verunsichert, was er gesagt hat. - Kommt mir jetzt, dass ich dann da - gut, ich habe auch erwartet, dass er auch Lust hatte, weiß ich nicht (*lacht*). Was er dazu meint, ob er damals Lust hatte oder nicht, ich weiß es nicht."
Interviewerin: „Haben Sie denn mit ihm drüber geredet?"
Marie: „Damals? ...:Ich denke schon. (*kurze Pause*) Ähm, ich glaube, dass der Wunsch und die Lust zusammenzuziehen, war viel, bei mir viel stärker und viel früher als bei er, bei ihm. Deswegen dann auch diese Schwierigkeit zu entscheiden, ob ich dann ihm auf die Füße trete oder nicht (*kurze Pause*). Ich weiß aber nicht mehr, ob wir wirklich - Zu dem Zeitpunkt ist man auch nicht mehr so - bewusst von dem, was man macht und fühlt. Und also - ich weiß auf jeden Fall nicht, - was ich da... – Deswe-

gen hatte ich aber, wegen seinen - Reaktion ganz am Anfang, für mich geblieben. Aber wir haben bestimmt drüber gesprochen, sonst hätte er auch irgendwann gesagt, ja, dass er das nicht will. Dass er das will, weiß ich nicht."

Eine gemeinsame Zukunft in Frankreich kann sie sich dagegen nicht vorstellen, vor allem wegen seines noch nicht abgeschlossenen Studiums. Es entsteht jedoch auch der Eindruck, als habe sich Marie generell ein gemeinsames Leben in Frankreich nicht vorstellen können.

„Zu dem Zeitpunkt war er mit seinem Studium nicht fertig, und das war klar, dass wir da - dass ich nach Deutschland komme. Damals haben wir auch schon überlegt, er wollte, er wollte auch ins Ausland, und wir hatten gedacht, dann in ein drittes Land, wo beide Ausländer sind. Richtig nach Frankreich, nö, ich, kann ich mich nicht erinnern, dass wir das gesagt haben. - Und das haben wir schon lange Zeit, äh, gedacht, dann - in ein drittes Land zu ziehen."

Die Reaktionen auf die Partnerschaft bzw. ihren Umzug nach Deutschland findet sie zum Teil belustigend (ihre Mutter interessiert sich vor allem für die ‚richtige' Religion und das ‚passende' Milieu), zum Teil jedoch auch schockierend (die negative Einstellung ihrer Kollegen zu Deutschland). Die Eindringlichkeit, mit der sie diesen ‚Schock' beschreibt, ist auffällig und zeigt sich in der Häufigkeit, mit der sie diese Aussage wiederholt. Ihr Schock scheint sich jedoch nicht nur auf die Reaktionen ihrer Kollegen zu beziehen, sondern auch darauf, dass sie nicht wusste, dass in der Nazizeit „*so viel gegen Behinderte gemacht wurde"*.

„Ich hab` dann das Foto meiner Mutter gezeigt und sie hat gesagt, sie hätte ihn beim Trampen mitgenommen. Also das war schon `n großer Lob. (*lacht*) Sie hat schon, glaube ich, viel Schlimmeres erwartet. - Dann die zweite Frage war, welcher äh Religion er angehört, ob er auch katholisch ist oder war, das war auch in Ordnung (*lacht*). - Und vom Milieu, das entspricht auch ungefähr. Ja. Ich weiß nicht mehr, ob sie wirklich gefragt hat."

„Als ich gesagt habe, nach zwei Jahren, dass ich dann nach Deutschland gehe, ich hab` da in einem Behindertenheim gearbeitet und da hat mein Kollege gesagt: Was? Du willst nach Deutschland, aber dort gibt`s keine Behinderte mehr, die haben sie alle im Krieg erschossen. - Ich war so - geschockt (*lacht*), vor allem, die Kinder, die er hat, die sind fünf Jahre, die sind acht Jahre, die sind - lange nach dem Krieg geboren, also - ich fand, das hat mich so geschockt. Vor allem, ich wüsste auch nicht, dass es in der Nazizeit dann soviel - gegen Behinderte gemacht wurde. - Ich war so geschockt, dass er so reagiert."

Erste Erfahrungen in Deutschland

Marie entscheidet sich freiwillig dafür, nach Deutschland zu ziehen. Ihren Beruf in Frankreich gibt sie ohne großes Bedauern auf, wohl auch, weil sie „*nicht mehr so richtig Lust*" hatte, in ihrem Beruf zu arbeiten. In ihren Aussagen zeigt sich zudem, welche Bedeutung sie Sprache und Landeskenntnissen zumisst, die sie sich als „*Ausländerin"* erst erarbeiten muss. Gleich-

zeitig empfindet sie ihre Ungebundenheit aber auch als „*Freiheit*“, da sie ihren Aufenthaltsort frei wählen kann.

„Am Anfang, hatte ich gedacht, ich lass, ich lasse mir sowieso Zeit, ich muss die Sprache lernen und so. Und – und dann mit der Zeit, hatte ich nicht mehr so richtig Lust dann, in dem Beruf zu arbeiten. Ich weiß nicht, ob ich mich auch - so richtig - getraut hätte, weil man die Spra, Sprache beherrschen muss (…) Abgesehen von diese Sprache, ja, also mit Kindern muss man eine ganze Menge schon wissen, bis man da – alles richtig versteht und so. Und dann auch die - das Land auch kennt, wenn man Ausländerin ist und versucht dann mit Kindern was zu machen, - ich hatte immer das Gefühl, ich kenne, ich kannte das Land nicht genug - am Anfang. Und dann war es völlig ok., in Frankreich oder Deutschland so zu leben. Also ich war, ich hatte meine Freiheit, ich könnte dann jederzeit sagen, nächste Woche können wir Deutsch lernen (*lacht*), in zwei Wochen fahre ich für zwei Wochen nach Frankreich oder irgendwohin. Und dann, das war viel wert für mich.“

Marie sieht es in dieser Zeit als ihr primäres Ziel an, Deutsch zu lernen und stellt einen engen Zusammenhang zwischen dem Verstehen der Sprache und dem Verständnis für das Land her. Ihre ersten aktiven Integrationsbemühungen richten sich deshalb darauf, die deutsche Sprache zu lernen, auch, um über diesen Weg Deutsche kennenzulernen. Der Sprachkurs alleine erfüllt ihre Erwartungen aber nicht, so dass sie sich auch privat darum bemüht, ihr Deutschlernen zu intensivieren.

„Das - das war auch ganz anders als in der Schule, `n ganz anderes Interesse. Und zweimal in der Woche Unterricht, war schon sehr gut, aber - oder nur ein Mal - ich weiß nicht mehr. Hat mir schon großen Spaß gemacht, aber - das hat trotzdem noch nicht äh - ausgereicht. Und ziemlich bald nach diesem Deutschkurs habe ich dann eine Anzeige, einen Zettel in eine Kneipe aufgehängt, so, wo ich da gern war, so eine alternative Teestube oder so. Und da hat sich dann `ne junge Frau auch gemeldet, um einen Austausch zu machen, Deutsch gegen Französisch. Also, wir haben eine Stunde Deutsch gemacht und eine Stunde Französisch gemacht. - Und – mit der habe ich dann, das war quasi - mein erster richtiger Kontakt dann mit Deutschen.“

Einen engen Zusammenhang zwischen ihrem Wunsch zu verstehen und verstanden zu werden und der Einschätzung ihrer Situation in Deutschland, zeigen auch die folgenden Passagen. So fühlt sie sich gegenüber Freunden ihres Partners „*total unwohl*“, weil diese sie sprachlich isolieren und sie den Eindruck hat, dass sie sich zwischen sie und ihren Partner stellen. Vermutlich spielt Eifersucht auch eine Rolle, deutlich wird aber auch, dass sich Marie hier ‚als Französin‘ ausgegrenzt fühlt. Marie bemüht sich aber schon in dieser Zeit aktiv um eigene Kontakte, die ihr auch gelingen und die ihr das Gefühl geben, (sprachlich) verstanden zu werden.

„Andreas Bruder wohnte in einen Haus und mit den anderen Leute da - Andreas hätte gern Kontakt mit denen gehabt, aber da habe ich mich total unwohl gefühlt, mit diesen Leute. Ja, und auch die Frau, die konnte Französisch, sie hat aber nie ein Wort mit mir Französisch gesprochen. Sie hat sich immer - unheimlich lange mit Andreas unterhalten, wo ich kein Wort kannte, verstand. Ich war eher schüchtern, richtig zurückhaltend in der Zeit, aber - also ich - fand das so – ich mochte das nicht. Also äh –

die Freundin von Andreas Bruder, das war `n ganz anderes Verhältnis, das war ganz gut. - Und mit ihm auch."

„Ich hab da die Song-Gruppe dann mitgemacht und das war auch ganz schön, dass ich da… - Und zufällig auch die erste Frau, mit der ich da telefoniert habe, hatte auch ganz lange mit dem äh - Außenministerium zusammengearbeitet und irgendwo in der Welt und sprach fließend Französisch. Das hat mich auch dann - war ganz gut - dann - `n bisschen Anschluss, dass da, jemand war, der sich freute, der mich kannte."

Trotz dieser aktiven Bemühungen, Deutsch zu lernen und deutsche Kontakte zu bekommen, empfindet sie die ersten Monate als hart, vor allem, weil sie sich zunächst sehr isoliert fühlt, aber auch, weil sie sich in dem gemeinsamen Zimmer eingeengt fühlt. Gleichzeitig entstehen in dieser Zeit auch gewisse Spannungen mit ihrem Partner, die sie jedoch nicht weiter vertieft.

„Am Anfang schon mal sehr einsam schon, weil ich da - weil ich kaum Leute kannte."

„Also ein paar Monate waren wirklich hart. Am Anfang hatten wir in einem Zimmer gewohnt und dann doch `ne Wohnung gefunden, und da - sind wir auch, aber die sind da auch normale Krisen. Weil, vielleicht auch, weil ich kaum ein Mensch kannte, und dann da immer in diesem Zimmer da rumzudrehen."

Erleben der Integration

Ihre Integration in Deutschland schildert Marie überwiegend unter dem Aspekt ihrer beruflichen Entwicklung. Sie beschreibt ausführlich, wie sich ihre berufliche Situation schrittweise verbessert. Jede weitere ‚Stufe' ihrer Berufstätigkeit bewertet sie als positive Entwicklung und sinnvollen Schritt. Ein weiterer wichtiger Aspekt ihrer Integrationsgeschichte sind soziale Kontakte. Auf die Rolle ihres Partners für ihre Integration geht sie dagegen kaum ein.

Marie lebt dabei zunächst von Französisch-Kursen, was sie zu Beginn positiv bewertet, da sie hierdurch viel Freiheit genießt. Die Arbeit an der Volkshochschule ist für sie dann aber dennoch eine „*richtige Steigerung*", weil sich hier finanzielle Sicherheit und Freiheit die Waage halten. Sie bemüht sich auch aktiv um die Anerkennung ihres Berufes in Deutschland, was jedoch erst nach „*viel Druck*" und nicht vollständig gelingt. Obwohl sie dies als „*dumm*" beschreibt, kann sie mit der Enttäuschung über diese Situation wohl ganz gut umgehen.

„Nach 4 1/2 Jahren hatte ich schon die Nase voll von diese Unsicherheit, da wollte ich schon – mein monatlich Einkommen haben und nicht mein Einkommen, nicht so… - Im Grunde gab ich immer so Privatunterricht und die Leute, die haben so fünf Minuten vorher abgesagt, wenn sie überhaupt abgesagt haben (...) Danach - dann hier habe ich relativ schnell meinen VHS-Kurse ausgebucht gekriegt und das - war für mich eine richtige Steigerung (*lacht*). Ich hatte `n bisschen weniger Freiheit, aber trotzdem. Immerhin hatte ich dann nur dreißig Stunden, dreißig Wochen im Jahr arbeitet die Volkshochschule, das sind nur fünfzehn - Wochen im Semester, noch reichlich Zeit. Das war für mich sehr schön."

Ein wichtiger Schritt für ihre Integration ist für Marie das Entstehen eigener sozialer Kontakte, um die sie sich aktiv selber kümmert. Zunächst sind für sie jedoch noch die regelmäßigen Besuche bei ihrer Familie in Nordfrankreich wichtig. Der Kontakt zu einer Französin mit einem deutschen Partner verändert ihre Situation deutlich. Durch die ähnliche Lebenssituation entsteht für sie eine wichtige Austauschmöglichkeit, die ihr ihre Situation deutlich erleichtert.

„Ich bin öfter - für ein Wochenende da von K. aus… - das war möglich, dann für drei Tage nach Nordfrankreich…, also alle zwei Monate, in der ersten Zeit, bin ich immer wieder zurückgefahren. (…) Zu dem Zeitpunkt, da bin ich auch öfter mal hingefahren. Also das ist eher, wenn man sich nicht - eingelebt hat irgendwie. - Aber - als ich diese Französin kennengelernt habe, hat sich doch viel geändert, weil - auch eine Französin, die auch einen deutschen Partner hat. Das war die erste Frau, die ich überhaupt in dieser speziellen Situation kennengelernt habe, und wir haben uns viel ausgetauscht."

Trotz der Bedeutung, die diese Bekanntschaft für sie hat, betont Marie immer wieder, dass sie eigentlich den Kontakt zu Franzosen und zur französischen Sprache zu meiden versuchte. Als ein abschreckendes Beispiel für ‚nicht richtige Integrationsbemühungen' beschreibt sie in diesem Zusammenhang Franzosen, die vor allem unter sich bleiben und sich nicht aktiv darum bemühen, besser Deutsch zu sprechen. Erst am Ende ihrer Zeit in K. intensiviert sie den Kontakt zu Franzosen; hier steht jedoch das gemeinsame Interesse gegen die französischen Atomtests im Mittelpunkt.

„Ich hab` versucht, den Kontakt zu Franzosen zu meiden in den ersten zwei, drei Jahren, ich weiß es nicht mehr. Irgendwann habe ich eine Französin kennengelernt, die eigentlich so alt war wie ich, und, und auch `n deutschen Partner hatte. Mit denen haben wir – so viel Kontakt gehabt (*kurze Pause*)... Aber sonst in K, vor allem mit dem - ich hier bin, vermeide ich auch den Kontakt zu Franzosen."

„Damals war das noch, noch extremer, weil das ein ganz bestimmtes Volk war. Die Leute hatten, die auch kein Interesse in Deutschland zu sein, kein Interesse, das Land kennenzulernen, die wirklich so - typisch Franzosen waren, in Anführungszeichen. Die nach Jahren, wo sie da lebten, überhaupt kein Deutsch könnten, weil sie nur unter Franzosen waren."

„Also am Schluss schon, ich hatte viel Freunde – auch dieses, dieses Jahr, wo ich, wir diese Französin kennengelernt haben, die dann - auch politisch in – der gleichen Richtung waren und wo wir viel an Stände über die Atomtests dann gemacht haben."

Marie und ihr Partner ziehen dann aufgrund des Berufes ihres Partners nach Norddeutschland. Das Entstehen neuer sozialer Kontakte und ihre berufliche Entwicklung sind auch hier wieder zentrale Themen ihrer weiteren Integrationsgeschichte. So ist die erste Zeit in Norddeutschland aufgrund mangelnder sozialer Kontakte wieder sehr schwer für sie. Als verstärkenden Faktor ihrer Isolation empfindet sie das Wetter mit viel Schnee, das sie ihr ‚Fremd-Sein' und ihre Isolation besonders deutlich spüren lässt. Sie beginnt dann auch hier wieder damit Fran-

zösisch-Kurse zu geben, bevor sie über eine neue französische Bekannte eine festere Arbeitsstelle vermittelt bekommt.

„Die erste Zeit hier war - total schwer. Am 19. Januar sind wir gekommen, da war Schnee (...) Bis Anfang April war Schnee. Und ich, ich bin da in einer fremden Stadt, wo man keinen kennt. Und ich hab` nie mit Schnee gelebt in Nordfrankreich. Da gibt`s höchstens zwei Wochen hintereinander Schnee, mehr nicht, also nie. - Und dann mit dem Fahrrad kann man nirgendwo hinfahren mit Schnee. Pff, das ist so, so schrecklich. Alles ist so matschig und uah. Und dann, wenn man nicht, nicht die Stadt kennt, dann scheint alles weit zu sein und sowas. Keinen Mensch zu kennen und jedes Mal, wenn man nach draußen geht in die Kälte, uha, - die erste Zeit war schrecklich."

„Dann gab`s noch eine, die von - von hier weggegangen ist und da hat sie mir dann zwei Jobs, die sie hier hatte, beziehungsweise, zuerst hat sie eine richtige, die hatte eine richtige Stelle gekriegt. Das war nicht, als sie weggezogen ist. Und dann hatte ich die zwei kleinen Jobs, die sie mir dann - abgegeben hatte. Und der erste war bei - an der Uni ähm - Davor habe ich noch als Assistenz da gearbeitet. Das war ähm - irgendwas mit Frankreich. Ich hab` damals viel mit Frankreich hier gemacht."

Auch hier wird ihre ambivalente Haltung hinsichtlich ihrer Kontakte zu anderen Franzosen deutlich. Einerseits sind diese Kontakte für sie eine wichtige Hilfe für die Integration in die Stadt, andererseits möchte sie eine Distanz zu ‚den Franzosen' halten. Interessantere Kontakte sind deshalb für sie Franzosen, die gut vor Ort integriert sind. Diejenigen, die sich ‚nur' als Französinnen präsentieren, sind ihr dagegen suspekt. Deutlich wird, dass sie selber nicht (nur) als Französin wahrgenommen werden möchte, sondern sich ‚richtig' integriert fühlen möchte.

„Ich hatte da eine Gruppe von Kindern, die - kein Französisch konnten, oder kaum, weil die Eltern kaum Französisch gesprochen haben zu Hause. Und entsprechend war das ähm - waren das äh - interessante Leute, weil die waren wirklich integriert in Deu, in B. Sie versuchten nicht, den Kontakt zu Franzosen zu erhalten, die waren dann schon… - Das fand ich schon interessant. Und dann waren die auch von den anderen abgegrenzt, weil die, die haben das nicht geschafft, ihren Kindern (*lacht*) Französisch beizubringen. So eine miese Stimmung war da. Und äh die anderen waren diese – tollen Superfrauen, die da, die sich als Französinnen präsentierten. Ich finde das nicht gut, also, das war nur - wegen meinem Job, dass ich da hinging, aber sonst wollte ich da keinen Kontakt."

Auch hier bemüht sich Marie eine Anstellung zu finden, die ihrer Ausbildung entspricht, und sie wirkt frustriert, weil ihre Ausbildung in Deutschland nicht anerkannt wird. Dennoch entsteht der Eindruck, dass sie sich auch hier kontinuierlich bemüht, ihre Situation zu verbessern, wenn sie auch letztendlich nicht das erreichen kann, was sie gerne möchte.

„Für Kinder Psychomotorikangebote zu machen, das hat mir sehr gut gefallen (…). Das Team war auch super gut, ich hab` mich sehr wohlgefühlt und da zwei Jahre gearbeitet. Eigentlich war es nur frustrierend am Schluss, dass ich so wenig Psychomotorik machen könnte. Ich war da immer abhängig vom Geld, es gab keinen Raum, ich musste das in einer Halle machen und das war`n Durchgangsraum. Die Leute sind da immer durchgegangen und dann… - Wenn man sich vorstellt, dass das normalerweise eine Therapie ist, dann ..., Also das ist - deshalb, man kann keine Therapie machen, wenn das so ist. (*kurze Pause*) Und dann nachher habe ich das erste Kind gekriegt und war nachher – wieder

arbeitslos. Dann habe ich relativ schnell wieder was gefunden, wieder im Kindergarten, aber diesmal mit behinderte Kinder, wo ich dann integrativ oder extra als Heilpädagogin - eine - die Betreuung und die Eingliederung von zwei Kindern gemacht habe. Und danach habe ich das ausgeweitet mit Kindern, die allgemein Schwierigkeiten hatten im Kindergarten. Und da - kam ja irgendwann auch das Problem, dass eine Heilpädagogin eigentlich viel weniger therapiert, sondern vielmehr die Anleitung in der Gruppe macht und das war… - Also ich konnte mich nicht umstellen, oder merkte auch, dass ich diese Ausbildung nicht hatte, in der Gruppe zu arbeiten."

Situation heute

Heute fühlt sich Marie an ihrem Wohnort sehr wohl und möchte die Stadt nicht mehr verlassen. Ihren Traum von einem Leben in einem dritten Land hat sie aufgegeben, zum einen wegen der Kinder, zum anderen empfindet sie eine weitere Migration und die damit verbundene Notwendigkeit (bzw. das „*Risiko*"), eine neue Sprache zu lernen, als problematisch. In Frankreich möchte sie jedoch nicht mehr langfristig leben, ihre Bindungen nach Frankreich und zu ihrer Familie dort sind ihr aber sehr wichtig.

„Ich finde das hier jetzt am besten. - Wenn wir woanders hingehen müssten (*kurze Pause*), möchte ich (*kurze Pause*) - hm - das hängt ab von dem Grund, warum wir umziehen würden. Aber jetzt mit den Kindern ist das auch nicht mehr so gut. Der Traum, den wir am Anfang von unserer Beziehung hatten, in ein anderes Land zu gehen, fand ich schon nicht schlecht.(*kurze Pause*) Aber ich habe keine Lust, noch eine dritte Sprache zu lernen (*lacht*). Das will ich nicht riskieren, dass ich das muss, ne (*lacht*)."

Interviewerin: „Würden Sie denn gerne wieder in Frankreich wohnen?"
Marie: „Jetzt nicht, nee, nee, auf keinen Fall (*lacht*). Gerne im Urlaub und auch, wenn es in Frankreich ganz wo anders ist. - Sonst, ich kann mir auch nicht vorstellen, dass ich da wieder - da hinziehe. Also, die Idee wäre zum Beispiel, für ein Jahr oder so. Das könnte ich mir gut vorstellen, das würde mir gefallen auch, für ein Jahr, um da zu gucken, und dann …. Aber, das ist nicht durchführbar, weil - wer kann Wohnung und Job und Schule für ein Jahr verlassen."

Deutlich wird auch, dass sie sich persönlich vor Ort an der richtigen Stelle fühlt, vor allem aufgrund ihrer beruflichen Interessen und ihrer alternativen Lebensgewohnheiten, die sie aus ihrer Sicht so nicht in Frankreich leben könnte. So ist für sie ihre Heilpraktikerausbildung ein typisch ‚deutscher' Beruf, den sie in dieser Form in Frankreich nicht ausüben könnte. Über diesen Beruf erhält sie zudem Kontakte zu Menschen, die sie interessieren und die für ihre persönliche Entwicklung wichtig sind. Mit ihrer heutigen Lebensweise und ihren heutigen beruflichen Zielen wäre sie dagegen in Frankreich ein „*Außenseiter*". Sie ist damit heute ‚anders' als der „*durchschnittliche Franzose*", was für sie mit positiven Gefühlen verbunden ist.

„Und jetzt habe ich - mich um, äh umorientiert, dass ich die Heilpraktikerausbildung mache. Ja, und dann - hoffentlich in ein, zwei Jahren, `n typisch deutscher Beruf habe, das gibt`s in Frankreich nicht, - das ist sehr gut."

„Also über die Heilpraktikerausbildung hier, lerne ich im Moment total spannende Leute kennen, und - ich kann hier wirklich weiterlernen, also in allen Bereichen, ich kann wirklich …- In - in Frankreich

hätte ich nicht das Gefühl, dass in einer Stadt, die so eine Größe hat, wie B., dass ich da groß, dass ich so schnell also, dass man so viel Angebot auch bekommen könnte. Also das geht schon sehr weit, finde ich. (...) Wir essen viele Sachen aus biologischen Anbau und Milch, Fleisch und ähm fahren mit dem Fahrrad und so weiter - Das ist in Frankreich - da wären wir schon völlige Außenseiter und jetzt, wenn ich dann erzähle, was ich jetzt hier machen will – das darf ich gar nicht erzählen (*lacht*) mit der Heilpraktikerausbildung. Da habe ich auch schon `n Spruch von mein Bruder gehört."

Ihre Zukunft sieht sie klar hier vor Ort: hier möchte sie ihre Ausbildung beenden und sich danach eine eigene Praxis aufbauen.

„Die Heilpraktikerprüfung zu machen und dann irgendwann davon zu leben. Einen Job zu finden, dass ich dann, schon einen Grundstock von Geld verdiene, - Das ich mir ... Dass ich als Heilpraktikerin so schnell (*lacht*) wie möglich eine Praxis aufmachen kann."

Interviewerin: „Haben Sie denn noch mal irgendwie über einen Umzug nachgedacht?"
Marie: „Innerhalb von B., nein (*lacht*). Das wär...Wir sind hier ja her gekommen und es gefällt mir halt. Also im Moment haben wir nicht genug Geld, dass wir irgendwo anders hinziehen können. Und - das wird schwierig, eine preiswerte Wohnung zu finden. Aber langfristig, innerhalb von B. schon (*lacht*), aber woanders im Moment überhaupt nicht."

Zusammenfassung

Marie verknüpft ihren Wunsch, ‚Anderes' kennenzulernen eng mit einer Partnerschaft. Sie erwartet von ihrem Partner, dass er „*anders*" ist und ihr hierdurch die Möglichkeit eröffnet, ‚Fremdes' kennen zu lernen. Eine Migration in ein anderes Land empfindet sie als grundsätzlich positiv und unternimmt aktive Schritte, um dies umzusetzen. Obwohl sie zunächst einige negative Erfahrungen in Deutschland macht, bewertet sie ihre Migration als insgesamt positiv. Sie bemüht sich aktiv um eine ‚richtige' Integration, sowohl in sprachlicher Hinsicht als auch in Hinblick auf soziale Kontakte und ihre berufliche Zukunft. Hierbei zeigt sich ihre ambivalente Haltung gegenüber dem Kontakt zu anderen Franzosen: zwar ermöglichen ihr diese eine soziale und berufliche Integration gleichzeitig präferiert sie aber den Kontakt zu Deutschen, um sich ‚richtig' integrieren zu können. Eine Rückkehr nach Frankreich kann sie sich heute nicht mehr vorstellen, da sie aus ihrer Sicht ihre heutigen Lebensziele besser in Deutschland verwirklichen kann. Insgesamt wirkt Marie stolz auf das, was sie erreicht hat. Die mit einer weiteren Migration bzw. einer Rückkehr nach Frankreich verbundenen Einschränkungen möchte sie nicht mehr in Kauf nehmen.

6.1.3.3 Bewertung der Partnerschaft

Im Interview mit Marie lassen sich verhältnismäßig wenig Aussagen zu ihrer Partnerschaft finden. Direkt nach ihrer Beziehung gefragt, schildert sie mehrere „*Krisen*", die sie hatten und bisher immer wieder in den Griff bekommen haben. Insgesamt bezeichnet sie ihre Partner-

schaft als „*gut*“, gleichzeitig äußert sie jedoch auch Befürchtungen, ob eine deutsch-französische Partnerschaft auf Dauer überhaupt bestehen kann.

Zu Beginn des Interviews verknüpft sie diese Unsicherheit über die Möglichkeit einer deutsch-französischen Partnerschaft insbesondere mit der Tatsache, dass ihr Partner aus einer ihr nicht bekannten Welt kommt. Obwohl sie diese ‚Fremde' eine wichtige Motivation für ihr Interesse an dieser Partnerschaft ist, verunsichert sie das Unbekannte gleichzeitig. Ihre Unsicherheit nimmt jedoch ab, als sie das Lebensumfeld ihres Partners kennenlernt.

„Im Allgemeinen denke ich, haben wir schon eine gute Beziehung, aber - wir haben schon immer wieder - Krisen gehabt. (...) Ein paar Monate, nachdem wir uns kennengelernt haben, da war ich auch sehr unsicher, phh, wir haben uns so schnell kennengelernt und ich hab` mich vielleicht zu früh festgebunden oder so - Und - weil ich ihn auch nur als Andreas kannte, wie er vor mir war, und ich kannte nichts von, von dem, was, - ich war noch nicht in Deutschland und ich habe ihn in Deutschland noch nicht gesehen. Ich wusste nicht, wo er wohnte, oder was. (...) Also, ich war sehr unsicher, ob es äh, weil, wenn man einen Menschen nur - immer nur kennt, aber überhaupt nichts von dem anderes, nicht, von dem, was da drum herum ist, das war - ich war sehr verunsichert.“

„Und als ich zu ihm, nach F., in sein Zimmer kam, war das plötzlich anders, habe ich mehr von ihm gesehen, also, dann habe ich wirklich das, was ich am Anfang bei ihm gesehen hatte, dann wieder getroffen, wieder, also, wieder verstanden, warum äh, - er für mich wichtig war oder so.“

Weitere „*Krisen*“ beschreibt sie im Zusammenhang mit dem Umzug nach B., bei dem eine vorübergehende räumliche Trennung notwendig wurde, aber auch als aktuelle Situation. Obwohl sie Krisen als normal für eine Beziehung ansieht, verknüpft sie auch hier ihre Ängste mit der Befürchtung, dass deutsch-französische Partnerschaften nicht auf Dauer möglich sind.

„Als ich nach ähm B. kam, nachdem wir neun Monate zusammen gelebt hatten, also mit dem Zimmer in K. und die Beziehung... (*kurze Pause*), da war´s oft sehr schwierig. Aber das ist - ich würde sagen normal. Im Moment ist es auch ein bisschen kritisch, aber (*lacht*), aber - auch mit Kindern und Familie, das ist auch immer so. Wenn ich nach Hause komme, habe ich wenig Zeit und so. Und - und immer wieder sind Sachen zu klären, wie man damit umgeht. Zu dem Zeitpunkt, wo ich in K., als ich diese ganzen Franzosen kennengelernt habe…. Die waren alle getrennt, also keiner hat seine Beziehungen. Oh, das hat mich auch Angst gemacht. – Da habe ich gedacht, huch, klappt das denn, kann das nicht klappen mit deutsch-französischen Beziehungen. Das hat mir ja `n bisschen Angst gemacht.“

Trotz ihrer wenigen oder sogar negativen Aussagen über ihre Partnerschaft wird deutlich, dass Marie mit ihrem Partner grundsätzliche Lebenseinstellungen, wie z.B. auch ihre ‚alternative' Lebensweise teilt. Beide sind wohl auch an einer Weiterentwicklung der Partnerschaft interessiert, alltägliche Entscheidungen, aber auch größere Veränderungen werden wohl gemeinsam diskutiert und entschieden.

„Also am Schluss hatte ich viel Freunden - Auch dieses, dieses Jahr, wo ich, wir diese Französin kennengelernt haben, die dann - auch politisch in - gleicher Richtung war und wo wir viel an Stände äh

über die Atomtests dann - ich weiß nicht, ob Andreas das erzählt hat, - gemacht haben, also gegen die Atomtests von Frankreich.“

„Mit dem - Aufhören von Fleisch essen, also inzwischen essen wir das hin und wieder, aber eine Zeit lang waren wir ganz - strenge Vegetarier. Hatte ich das vorgeschlagen, weil ich damals viel darüber gelesen habe. Und dann haben wir das gemacht.“

Zusammenfassung

Ein wichtiges Thema ist für Marie der mögliche – oder vielleicht auch unmögliche - Umgang mit ‚Fremde’ in einer Partnerschaft. So reizt sie gerade die ‚Fremde’ bzw. die andere Lebensweise Ihres Partners zu Beginn der Partnerschaft, gleichzeitig sieht sie jedoch auch in einer Partnerschaft von Menschen aus unterschiedlichen Ländern/Kulturen ein erhebliches Problem, von dem sie nicht sicher ist, ob sie und ihr Mann diese auf Dauer lösen können. Auffallend ist zudem, wie wenig sie direkt über ihren Partner spricht. Zwar wird sehr deutlich, dass sie viele Lebenseinstellungen und Lebensziele teilen, so dass es unabhängig von ihrer Herkunft viele Gemeinsamkeiten zwischen ihnen gibt; sie schwankt jedoch in der Bewertung, was für eine Partnerschaft wichtig ist: unterschiedliche Herkunft oder gemeinsame Interessen.

6.1.3.4 Konstruktionen von kultureller Identität

Einstellungen zum Herkunftsland

Marie zeigt im Interview eine überwiegend negative Einstellung gegenüber Frankreich bzw. gegenüber dem „*bürgerlichen*“ Frankreich. Frankreich ist für sie ein Land „*bürgerlicher*“ Menschen, in dem ein ‚alternatives’ Leben kaum lebbar ist. Von ‚diesem Frankreich’ bzw. von ‚diesen Franzosen’ möchte sie sich distanzieren. Immer wieder betont sie, dass sie in dieser Hinsicht ‚anders’ ist bzw. heute eher in Frankreich ein Außenseiter wäre. Zwar weiß sie, dass es dieses bürgerliche Leben auch in Deutschland gibt, sie hat jedoch den Eindruck, sich dem als hier ‚Fremde’ leichter entziehen zu können.

„Also mit der alternativen Bewegung und die – die Möglichkeit dann anders zu leben, das ist weiterhin, das ist der Grund, warum ich nicht sehr lange dort in Frankreich leben würde. Da müsste ich dann das in Frankreich – kennenlernen. Es gibt da welche inzwischen, aber (*lacht*) nicht so viele. Und - die, die bürgerliche Seite kennenzulernen, das ist, das ist, das ist schon ziemlich anders als in Frankreich. Aber - da ich wenig Kontakt damit habe, stört mich das auch nicht. Ich denke, für Deutsche ist es schwieriger, das zu akzeptieren. Weil für mich, pff, ich kann`s sehen, zurückgucken und äh bin nicht so oft konfrontiert damit.“

Sie beschreibt Frankreich als das Land ihrer Herkunft, ihrer Familie und ihrer Sprache, aber auch als das Land, in dem die Menschen „*borniert*“ sind und ihr nicht das Leben ermöglichen, was sie (heute) führen möchte. Aus diesem Grund hat sie den Eindruck, sich in Frankreich nicht so entfalten zu können, wie heute in Deutschland. Deutschland beschreibt sie dagegen

als das Land, in dem sie „*leben*“ und arbeiten kann, wie sie möchte, in dem sie ihre persönliche Freiheit findet und wo sie mit ihrer Familie leben möchte.

Interviewerin: „Ähm, was ist Frankreich für Sie?
Marie: „Das Land, wo ich herkomme, - wo mein Familie lebt, wo man Französisch spricht (*lacht*), wo mein, (*kurze Pause*) wo viele Leute so - borniert sind (*lacht*). (*kurze Pause*) Jetzt kann ich die Frage von Deutschland beantworten, dann - genau das Gegenteil. (*lacht*) Wo ich lebe, - meine Familie, meine engste Familie, mit meinen Kindern, - wo ich ähm meine Ausbildung mache, machen kann, wo ich arbeiten will, (*kurze Pause*) wo ich äh - lebe, so wie ich will. Das kann ich in Frankreich nicht, oder - schwieriger. Zumindest in Nordfrankreich, (*räuspert sich*), dass ich das woanders kann, kann ich nicht sagen. (*kurze Pause*) Ich glaube, in Frankreich war ich irgendwie eingeschränkt.“

Einstellungen zum „anderen“ Land

Bevor Marie ihren deutschen Partner kennenlernt, hat sie nur geringe Erfahrungen mit Deutschland. So hatte sie einige deutsche Urlaubsbekanntschaften, kannte aber sonst „*nichts*“ von Deutschland. Ihre Erfahrungen mit der deutschen Sprache verbindet sie eher mit deutschen Satzbruchstücken in Kriegsfilmen, als mit dem Deutsch, das sie in der Schule gelernt hat. Auffallend ist auch hier wieder, welche zentrale Bedeutung, Sprache in diesem Zusammenhang für sie hat. Sowohl ihre früheren Erfahrungen mit Deutschland, als auch ihre ersten Erfahrungen in Deutschland, beziehen sich auf das Thema ‚Sprache’.

„Ich kannte kaum Deutschen. Wir waren einmal - ein paar Jahre schon vorher, hatte ich mit einer Freundin - an der, an der Ardeche Urlaub gemacht und da hatten wir zwei Deutsche, ich glaube, sie hatten auch Kinder, kennengelernt und viel mit denen gemacht. Sie haben also direkt bei uns dann in der Nähe gewohnt, - gezeltet und äh - ach ja, einmal – sind wir mit Freundinnen da nach - Österreich gefahren und haben die auf dem Rückweg in Frankfurt besucht. - Sonst kannte ich nichts von Deutschland. Also - dies war das einzige Mal dann, - wo ich überhaupt mit Deutschen, und da haben wir uns auf Französisch unterhalten, wir konnten kein Deutsch. Neun Jahre, also, sieben Jahren Deutsch in der Schule und - konnte keinen Satz sagen. (*lacht*).“

„Ich war ganz überrascht, als ich zum ersten Mal Andreas Deutsch, Deutsch sprechen hörte, und wo er - dann bei mir zu Besuch war und irgendjemand in Deutschland angerufen hat und wie..., Das ist `ne neue Sprache für mich. Das war ganz überraschend, weil - in den deutschen Kriegsfilmen, das ist nur „Achtung! Eins-Zwei-Eins-Zwei“ oder solch Sprüche, die man auf Deutsche kannte. Das ist völlig - dumm, äh.“

Wichtig ist für Marie aber vor allem die Möglichkeit eines ‚alternativen’ Lebens, das sie eindeutig mit einem Leben in Deutschland verbindet.

„Also dann zwei - drei Jahre später, als ich dann nach Deutschland kam, das war schon - das Bild für mich schon, dass es diese - diese alternative Bewegung gibt. Also die ersten Eindrücke, die ich gekriegt habe, waren das. Vorher, das weiß ich nicht mehr - was mein Bild war. - Also mit der Sprache kann ich mich noch erinnern.“

„Also mit der alternativen Bewegung und die – die Möglichkeit dann anders zu leben, das ist weiterhin der Grund, warum ich nicht sehr lange dort in Frankreich leben würde."

Weitere Erfahrungen mit Deutschland schildert sie kaum. Lediglich in Bezug auf das Schulsystem vergleicht sie Deutschland mit Frankreich. Hier betont sie, dass sie an für sich das deutsche System als „*viel besser*" empfindet, ihr jedoch manches als ‚fremd' erscheint. Interessant ist hier, dass sie hier in Bezug auf Frankreich von „*bei uns*" spricht.

„Mein Sohn ist am Anfang nur zwei Stunden in der Schule geblieben, das kann ich nicht nachvollziehen. Dass die Kinder bei uns früher schon in die Schule gehen, was ich nicht gut finde. Aber - wenigstens, ich finde das System, wo die nachmittags frei haben, ja viel besser, aber - trotzdem den Kontrast mit zwei Stunden am Anfang am Tag - das finde ich nicht gut."

Erleben von Unterschieden bzw. Gemeinsamkeiten in der Partnerschaft

Auch die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Partnerschaft verknüpft Marie zunächst mit dem Thema Sprache. So ist die gemeinsame Sprache in der Partnerschaft zunächst Französisch, später aber überwiegend Deutsch, was sie zu diesem Zeitpunkt jedoch noch nicht ausreichend beherrscht. Diesen radikalen Übergang von ‚ihrer' Sprache zur Sprachlosigkeit empfindet sie als „*hart*", aber lehrreich, zumal sie den Sprachwechsel wohl auch gewünscht hat. Sie hat jedoch auch heute noch den Eindruck, dass das Leben mit zwei Sprachen zu Missverständnissen führen kann. Wichtig ist ihr dabei immer wieder die Betonung, dass sie und ihr Partner aus zwei – sprachlich - unterschiedlichen Kulturen kommen, aber auch, dass die Familie im Alltag mit beiden Sprachen lebt.

„Also, die zwei ersten Jahre haben wir nur französisch gesprochen. Da gab`s auch Missverständnisse, auf jeden Fall. Und das war auch nicht so gut. Andreas konnte Französisch, er wollte das gar nicht. - Und äh (*kurze Pause*) nachher habe ich Deutsch gelernt, und dann haben wir - irgendwann aufgehört, Deutsch, Französisch zu sprechen, sondern nur ein, zwei Stunden am Tag auf Französisch, und dann auf Deutsch. Und das war für mich, ich musste quasi schweigen, weil ich nichts sagen könnte (*lacht*). Das war ganz schön hart, aber – das hat auch was gebracht, dass ich wirklich Franzö, Deutsch gelernt habe, ganz äh - ganz gezielt, gelernt habe. Aber Missverständnisse, - ich denke, es gibt manchmal auch noch welche. Das - Leben in der Sprache - so stark nicht mehr, nicht so viel, aber (*kurze Pause*) dass wir in zwei Sprachen leben, das ist immer noch."

Auch in Bezug auf die Kindererziehung ist Sprache für Marie ein wichtiges Thema. Es bedeutet ihr viel, dass die Kinder auch Französisch sprechen. Von ihrem Partner erwartet sie dagegen, dass er mit den Kindern deutsch spricht und kritisiert, dass er sich oft nicht daran hält. Wichtig ist ihre diese Sprachtrennung vor allem, weil sie die „*Geburtssprache*" als die Gefühlssprache ansieht. Deutlich wird aber auch, dass auch ihrem Partner die zweisprachige Erziehung wichtig ist. Dennoch hat ihr älterer Sohn erst mit gut 4 Jahren angefangen, Französisch zu sprechen, was sie jedoch mit äußeren Umständen erklärt.

„Also, ich, formal spreche ich nur französisch mit denen, Andreas lange Zeit nur Deutsch und jetzt - inzwischen spricht er deutsch und französisch, was ich nicht gut finde. Aber vor allem mit dem Ältesten, ja, aber sonst nicht. Ich hab` ihm das aber schon gesagt und er spricht trotzdem Französisch dann (*lacht*). Weil, ich finde, er ist noch zu jung, um das zu unterscheiden, Deutsch spricht er, der wird das sowieso lernen, also das ist da - nicht meine Angst, - dass er kein Französisch spricht. Aber wenn man die Fremdsprache spricht, ist das unheimlich schwer zwischen Gefühlen und Sprache, das ist nicht in der Geburtssprache. Und Kinder orientieren sich an den Gefühlen und nicht an den Worten. Und deswegen fänd` ich es in dem Alter besser, dass er noch Deutsch spricht."

„Also der, der Älteste hat sehr, sehr spät erst angefangen Französisch zu sprechen, auch deswegen, weil er mit eineinhalb schon in der Krippe war. (...) Also dass er erst mit viereinhalb angefangen hat überhaupt Französisch zu sprechen. Vorher waren Wörter im deutschen Satz, aber nicht, dass er dann wirklich sprechen wollte. Mit dreieinhalb hat er gesagt, wenn ich groß bin, spreche ich auch Französisch. Das waren seine, das erste Mal, dass er sich dafür entschieden hat."

Neben der Zweisprachigkeit misst sie jedoch auch der doppelten „*Nationalitäten"* ihrer Kinder und der Tatsache, dass sie „*Regeln*" in beiden Ländern kennen, eine große Bedeutung bei. So möchte sie, dass ihre Kinder wissen, wie man sich in beiden Ländern, z.B. im Straßenverkehr, verhält und dass sie in beiden Kulturen ‚zu Hause' sind. Es freut sie deshalb, wenn ihre Kinder „*auch stolz*" sind „*Franzosen zu sein"*.

„Für mich ist schon wichtig, weil sie – Deutsche und Franzosen sind, ja, und beide Nationalitäten haben. Und ich finde das schon wichtig, dass sie das - das erfahren. Deswegen auch, dass sie dann die Traditionen und sowas erfahren. Wenn wir in Frankreich äh, wenn wir in Frankreich sind, dann - gehen wir im Straßenverkehr französisch bummeln (*lacht*) und auch, weil ich weiß, wenn sie - hier in Deutschland, wenn sie eine Straße überqueren - wie es in Deutschland gemacht wird, dann sind sie in Lebensgefahr, und dafür müssen sie wissen (*lacht*), wie Franzosen das machen, und sie müssen lernen, dass es in den zwei Ländern verschieden ist. (...) Sie müssen das lernen, wenn sie in dem Land sind, es so zu machen, wie das da gemacht wird."

„Und - ich denke schon, die, die sind auch stolz, Franzosen zu sein, - wenn die... - aber ich weiß, gegenüber anderen Kindern, haben sie keine Lust, dann aufzufallen. Aber - im Mai war eineinhalb Stunden dann - Vorstellungen - dass die Kinder sich die Schule angucken konnten. Und mein Sohn hatte etwas Angst, dass es ihm nicht gefällt. Und eine Lehrerin hat gefragt, wie er heißt und er hat, er hat seinen Namen gesagt, und dann - sie hatte ihn gefragt, ob das Französisch war und er hat ganz stolz ja gesagt. Und nicht nur ja, sondern wirklich, das kam von Herzen, er war ganz stolz, dass das `n französischer Name ist. - Und - das hat mich auch gefreut."

Im Alltag verbindet die Familie deutsche und französische Gewohnheiten. Es ist Marie wichtig, ihren Kindern „*traditionelle Sachen*" aus Frankreich und Deutschland zu vermitteln. Die Familie feiert aus diesem Grund sowohl ‚typisch deutsche' als auch ‚typisch französische' Feste. Interessant ist, dass sie in diesem Zusammenhang deutlich das „*wir*" der Familie betont, um hierdurch die kulturelle Besonderheit der Familie hervorzuheben.

„Also ich mag Fest, äh also Feste, traditionelle Sachen mag ich gern. Ich versuche die dann - so richtig, vor allem seit es die Kinder gibt, ist das stärker. (*kurze Pause*) (...) Und mit Traditionen auch. Zum

Beispiel äh – la fête des rois, das - feiern wir immer hier im Januar – also mit Kronen und so`n Stein da drin. Oder Laterne laufen, das ist deutsch, das machen wir auch ganz gerne. Nikolaus, das ist in Nordfrankreich ein bisschen wie, die feiern das ganz anders als hier und - aber Nikolaus feiern wir. Oder – also mit Weihnachten, da habe ich mich immer gefragt, wie wir das machen wollen, seit wir Kinder haben, ne, weil, weil, wie gesagt, hier in Deutschland wird am 24. Abend gefeiert und in Frankreich erst am 25. Früh. - Aber – zwei Jahre haben wir das hier gefeiert und da haben wir das abends gemacht - auf Deutsch."

„Das ist sehr gemischt, weil - ich denke schon, wir kochen, äh essen zweimal warm, also das ist schon Französisch. Aber inhaltlich, das ist nicht sehr französisch. Glaube ich nicht. Wir essen, also - Vorspeise, Hauptspeise, Nachtisch, das gibt`s bei uns nicht."

„Warum es keine deutsche Küche gibt? Doch Kuchen, am Nachmittag, das ist auch sehr deutsch, und das gibt`s oft bei uns. Oder das Brot. Ich denke, da sind gute Sachen in der deutschen Küche."

Die gemeinsamen Urlaube in Frankreich sind für Marie sehr wichtig, aber auch ihr Mann scheint diesen Familienurlaub in Frankreich wichtig zu finden. In Frankreich besucht die Familie vor allem Maries Familie, hier fühlt sich ihr Mann allerdings „*nicht so wohl*". Ihre Bindung an Frankreich teilt ihr Partner, allerdings möchte er dort wohl eher nicht leben.

„Seit wir die Kinder haben, fahren wir jedes Jahr nach Frankreich in den Urlaub. - Und Weihnachten weiterhin, und ähm - Jetzt fahre ich auch, das habe ich zwei Jahre hintereinander gemacht, fahre ich dann zu meiner Mutter ans Meer. Die Kinder fahren mit, ich denke, ich werde das auch weiterhin machen."

Interviewerin: „Wie ist das für Ihren Mann, wenn Sie nach Frankreich fahren?"
Marie: „Ich denke, gut. - Also, auch jetzt spricht er eigentlich immer Französisch zu Hause. Nö, der freut sich. - Also in meiner Familie - fühlt er sich nicht so wohl, und da - bleibt er - auf äh Abstand, aber sonst in Frankreich - ich glaube nicht, dass er auch gern da leben würde. - Vielleicht begrenzt auch, aber - für Urlaub, das ist schon gut."

Zusammenfassung

Marie differenziert deutlich zwischen ‚deutschen' und ‚französischen' Gewohnheiten oder Verhaltensweisen. ‚Französischen' Verhaltensweisen und Einstellungen steht sie dabei eher kritisch gegenüber und möchte deshalb auch nicht mehr in Frankreich leben. In Deutschland kann sie dagegen ‚ihr' Leben leben. Dennoch hat sie weiterhin eine enge Bindung an Frankreich, was sich beispielsweise in der Bedeutung zeigt, die sie der sprachlichen und ‚kulturellen' Verständigung ihrer Kinder in Frankreich zumisst. Ihr Partner teilt wohl diese Vorstellungen von deutsch-französischen Gewohnheiten in ihrer Beziehung.

6.1.3.5 Heimat und Fremde

Eigene Heimatdefinition

Ihre ‚Heimat' definiert Marie zunächst über ihre nationale Zugehörigkeit, deutlich wird jedoch, dass sie auch Faktoren wie, „*Herkunft*", „*sich wohl fühlen*", sich „*bei uns*" fühlen und

„*wo ich wohnen möchte*“ mit dem Begriff ‚Heimat’ verknüpft. Aus diesem Grund schwankt sie auch, ob sie eher Frankreich oder Deutschland als ihre Heimat bezeichnen soll und kommt schließlich zu der Lösung, dass „*beide Länder ein Stück Heimat*“ bzw. „*beide viel Heimat*“ haben: Frankreich ist für sie ihre Herkunft, Deutschland verbindet sie dagegen mit sich „W*ohl*“- und „*Zu Hause*“- Fühlen.

Interviewerin: „Was sehen Sie denn als Ihre Heimat an?“
Marie: „Hm. - Ich fühle mich als Französin weiter, also von der Nationalität her, bin ich Französin. Sie haben etwas von Heimat gesagt, und Heimat und Nationalität ist gleich, dann - ist, - Aber Heimat ist, wo man sich wohl fühlt, ne, finde ich. Also, wenn ich - in Frankreich bin, dann erzähle ich, bei uns, das bei uns, das ist dann hier. Wenn ich hier bin, dann sage ich auch bei uns, dann ist es Frankreich und...(*lacht*). (*kurze Pause*) Beide Länder haben ein Stück Heimat, (*kurze Pause*) aber eine ganz andere, wieder eine ganz andere Bedeutung. - Wenn Heimat ist, wo ich herkomme oder so, ist es – Frankreich. Sonst - wenn, wenn Heimat ist, wo ich wohnen möchte und wo ich mich wohl fühle, zu Hause fühle, dann ist es Deutschland. - (*lacht*). Das ist halt beide - viel Heimat dann.“

Geographische Räume als Heimat

Marie äußert im Interview kaum ihr wichtige Raumbezüge und verknüpft räumliche Faktoren von Heimat immer wieder mit sozialen, familiären oder kulturellen Bindungen. So verbindet sie mit dem Wohnort ihrer Eltern vor allem ihre Herkunft. Auch hier sind es aber vor allem vertraute Gewohnheiten und Bräuche, die sie ihre Bindung an diesen Ort „*fühlen, spüren, erleben*“ lassen.

„Da komme ich her und ich hab`, hmh, nee, das war schon - Ich hab` immer Lust gehabt, also irgendwann dann das Ausland kennenzulernen. Aber - ich hab` mich schon sehr zu Hause gefühlt, mich fühle mich auch noch da, dort gebunden. Nicht so, dass ich da - unbedingt da hin – da wieder zurück muss, aber wenn ich das äh zu Weihnachten oder irgendwann besuchte, freu` ich mich immer. Einige sagen, die von dort kommen, also das Essen oder die Landschaft oder - oder die - Bräuche oder – da kann ich immer - schön wieder zurück. Fühlen, spüren, erleben, oder ....“

Als Kind waren für sie vor allem der Garten und ihr Zimmer Orte, an denen sie sich wohl gefühlt hat. Am Meer und im Ferienhaus ihrer Eltern war es für sie ebenfalls „*schön*“ – ausführlicher geht sie jedoch nicht auf die Bedeutung ein, die diese Orte für sie besitzen oder besessen haben.

„Im Garten zu Hause. (*Pause*) Hm. - In meinem Zimmer bestimmt, ja, (*kurze Pause*). Es ist schwer zu sagen. Obwohl zum Beispiel auch am Meer, war`s auch schön. Aber ich kann auch nicht viel erzählen, ne. Dort sind wir immer – 2 bis 3 Mal im Jahr hingefahren (*kurze Pause*). Also nicht in den großen Ferien und Weihnachten auch nicht, da ist zu kalt im Haus. Aber - in den kurzen, ja mal in den großen Ferien, Ostern oder so oder Juli sind wir zu dem Haus gefahren.“

Eine etwas stärkere Bedeutung des Raumaspektes zeigt sich in ihrer Bewertung ihres jetzigen Wohnortes. So fühlt sie sich in der Stadt B. wohl, weil diese für sie überschaubar ist, jedoch

gleichzeitig ein gutes soziales und kulturelles Angebot hat. Auch optisch gefällt ihr die Stadt, wichtiger scheinen ihr jedoch auch hier die Menschen vor Ort zu sein.

„Die Stadt so mit den Fachwerkhäuser, also das Stadtbild oder so. Da habe ich Andreas damals, das war relativ am Anfang gefragt, warum bist Du nicht hier her gekommen zum Studieren (*lacht*). Also ich fand das viel besser."

„So eine Stadt, ähnlich - von der Größe, finde ich ganz gut. In B. haben wir auch öfter darüber gesprochen, wir ziehen in eine große Stadt. Ich wär` nicht gerne gegangen, weil man da so ewig unterwegs ist (...). Und in ein - Dorf oder so wollen wir auch nicht hinziehen, da würden wir uns auch nicht wohl fühlen. Also die Größe von B. ist sehr gut, - das – genug bietet, ohne Großstadt zu sein."

„Das war `ne ganz andere Stimmung, da in, in K. Da gehen die Leute wirklich mit Perlenkette und Absätzen an die Uni. Die sind sehr schick und – und hier laufen sie normal rum (*lacht*). War ganz anders. - Ja und - das war gut. Und sonst, - aber das ist vielleicht ein Unterschied zwischen K. und B."

Soziale Beziehungen als Heimat

Wie bereits beschrieben, misst Marie sozialen Beziehungen eine große Bedeutung zu, so z.B. auch während ihrer Migrationsphase. So geht es ihr immer dann besser, wenn sie intensive Kontakte zu anderen Menschen aufbauen konnte. Um diese sozialen Kontakte kümmert sie sich aktiv, um sich besser integriert zu fühlen.

„Was gemacht hat, dass ich mich - ... gut gefühlt habe? (*Pause*) Wahrscheinlich, dass ich dann nachher die Leute gekannt habe. Aber - also am Anfang - ist man schon sehr isoliert und mit der Zeit dann lernt man, hat man seine Gewohnheiten und seine Sachen und so."

Auch später in B. fühlt sie sich wohl, weil sie schnell Menschen kennenlernt. Auch heute betont sie, dass ihr an ihrer Ausbildung gefällt, dass sie hier für sie interessante Menschen kennenlernt. Dies trägt auch dazu bei, dass sie sich in B. zu Hause fühlt.

Interviewerin: „Fühlen Sie sich denn jetzt hier in B. zu Hause?
Marie: „Ja. Völlig, also da habe ich keine Probleme. Nee. Also, das hat schon, also - ich hab` relativ schnell auch Leute getroffen. Aber, wenn man sich - also manche Leute, die ich damals kennengelernt habe, mit denen habe ich überhaupt keinen Kontakt mehr, ja. - Nee, das ist schon meine Stadt (*lacht*)."

Interviewerin: „Was ist da an- Ihrer Stadt, also, was ist da das Besondere. Weshalb fühlen Sie sich hier zu Hause?"
Marie: „Also über die Heilpraktikerausbildung, hier, lerne ich im Moment total spannende Leute kennen, und - ich kann hier wirklich weiterlernen, also in allen Bereichen."

Familie als Heimat

Das Thema ‚Familie' thematisiert Marie im Interview immer wieder sowohl in Bezug auf ihre Herkunftsfamilie als auch hinsichtlich der Familie ihres Mannes und ihrer eigene Familie.

Das Verhältnis zu ihrer Herkunftsfamilie bezeichnet Marie als lange Zeit etwas angespannt, insbesondere in der Zeit vor der Geburt ihrer Kinder. Sie hatte zu dieser Zeit wohl wenig Kontakt mit ihren Eltern, vermutlich auch aufgrund der eher bürgerlichen Einstellung ihrer Familie. Seit sie Kinder hat, besucht sie ihre Familie jedoch wieder regelmäßig und auch das Verhältnis scheint besser geworden zu sein. Die große Bedeutung, die sie ihrer Familie zumisst, zeigt sich aber auch darin, dass sie auf die Frage, was Frankreich für sie ist, an zentraler Stelle ihre Familie nennt.

„Bevor ich Kinder hatte, hatte ich immer gemischte Gefühle. Einmal hatte ich, ein Jahr - freute ich mich und - dann lief es da nicht so gut. Das Jahr da drauf fand ich äh, - war ich skeptisch gegenüber meiner Familie, dahin zu fahren und dann - lief es gut. Und dann – wieder mal ... - Seit wir Kinder haben, ist es ganz anders. Das hat - die haben alle Kinder und konnten sich nicht vorstellen, dass man zehn Jahre zusammen lebt und keine Kinder hat, das ist nicht normal für die. Wir hatten wenig Austausch und so."

Interviewerin: „Was ist Frankreich für Sie?"
Marie: „Das Land, wo ich herkomme, - wo mein Familie lebt, wo man Französisch spricht."

Das Verhältnis zur Familie ihres Mannes empfindet Marie dagegen aufgrund der distanzierten Haltung der Eltern ihres Partners als schwierig. Die „*traditionelle*" Haltung, gesiezt zu werden, weil sie nicht verheiratet waren, empfindet sie als unangebracht. Sie wirkt enttäuscht, dass sie keine engere Bindung zu den Eltern ihres Mannes aufbauen konnte, wobei sie betont, dass es wohl nicht ihre französische Herkunft ist, die diese Distanz hervorruft, sondern eher die konservative Einstellung seiner Familie.

Interviewerin: „Haben Sie eigentlich auch seine Familie kennengelernt?"
Marie: „Ja, äh - nach einem Jahr, wo wir uns kannten, also bevor - bevor ich nach K. kam. - Und bei denen - also über zehn Jahren waren die per Sie gewesen. Erst als wir geheiratet haben, da haben Sie - mich geduzt. Ich fand das so merkwürdig. (*kurze Pause*)(*lacht*) - Also, es, das war sehr traditionell. Vor allem, ich fand es sehr merkwürdig, dass plötzlich, auf einmal wurde ich geduzt, nur weil wir dann geheiraten haben (*kurze Pause*). Hat mich ein bisschen schockiert. (*lacht*)."

„Sie sind sehr oft in Frankreich gewesen, also sehr offen für Frankreich. Also das, das war, dieser Punkt war kein Problem. Das war eher - dieser Unterschied dann, und das ist Kehrseite von der Bürgerfamilie, von der bürgerliche Seite, von Deutschland, wo ich konfrontiert bin, wo ich mich nicht so entziehen kann (*lacht*), wo das da eher `n bisschen schwieriger ist."

„Nicht so gut. Also heute immer noch nicht. Äh, nicht, dass es äh - heute ist, wie es damals war. Damals, das war eher - die Kühle, die mich gestört hatte, ne. Ich hatte das Gefühl, ich darf mich nicht bewegen, oder äh, - Heute, das ist, weil die so alt sind. Das ist schwierig, dass das so drückend ist."

Die Bedeutung ihrer eigenen Familie für Maries Heimatvorstellungen wird dagegen eher am Rande deutlich. Sicher ist, dass sie mit Familie das Leben und die Weitergabe von Traditionen verbindet und dass sie es genießt, Feste wieder ‚richtig' zu feiern. Sie betont in diesem

Zusammenhang auch, dass es ihr im Gegensatz zu ihrer sonstigen Einstellung im familiären Rahmen sehr wichtig ist, Traditionen zu leben.

„Also ich mag Fest, äh also Feste, traditionelle Sachen mag ich gern, ich versuche also dann die - so richtig, vor allem seit es die Kinder gibt, ist das stärker."

Sprache als Heimat

Die zentrale Bedeutung, die Sprache für Marie besitzt, wurde schon mehrfach herausgestellt, so z.B. im Zusammenhang mit ihrer Migrationsgeschichte. Ihre Gefühlssprache ist für sie immer noch ihre „*Geburtssprache"* Französisch, Deutsch dagegen (nur) eine erlernte Sprache. Aus diesem Grund spricht sie mit ihren Kindern möglichst nur französisch. Dennoch ist es heute für sie oft leichter, „b*estimmte Dinge*" in Deutsch auszudrücken. Ihre heutige Beziehung zu beiden Sprachen scheint dazu beizutragen, dass für sie beide Länder „*ein Stück Heimat*" sind.

„Aber wenn man die Fremdsprache spricht, ist das unheimlich schwer zwischen Gefühle und Sprache, das ist nicht die Geburtssprache."

„Also, das - ich spreche in Deutsch bestimmte Dinge schneller als in Französisch. - Wenn man mit irgendjemand telefoniert und was erzählt. Die ersten Tagen nach dem Urlaub, da habe ich immer nur Französisch gesprochen, aber jetzt ist es wieder vorbei."

Umgang mit Heimweh und Fernweh

Marie hat zwar hin und wieder Sehnsucht nach Frankreich, diese empfindet sie aber nicht als „*extrem*". Sie kann ihre Sehnsucht jedoch vor Ort in Gesprächen mit befreundeten Französinnen befriedigen. Zwar spricht sie auch hin und wieder mit ihrem Partner Französisch, dies scheint für sie jedoch nicht die gleiche Bedeutung wie Gespräche mit Französinnen zu haben, wohl auch, weil für ihren Mann Französisch nicht die „*Gefühlssprache*" ist.

Zusammenfassung

Marie verbindet Heimat mit Vertrautheit und Tradition, aber auch mit der Möglichkeit, ihr Leben zu verändern und aktiv zu gestalten. So ist Frankreich für sie Heimat, weil hier ihre kulturelle, sprachliche und familiäre Herkunft liegt. Diese Herkunft ist für sie mit starken emotionalen Bindungen (positiven wie negativen) verbunden und – auch wenn sie für sich selbst etwas ‚Anderes' sucht - ein fester Bestandteil ihrer Identität. Deutschland steht dagegen für sie als die Möglichkeit, dieses ‚Andere' zu leben (und zu sein) und ist damit für sie eine aktiv gestaltbare Heimat. Interessant ist, dass sie Deutschland gerade deswegen mit Heimat verknüpft, weil sie sich mit ihren alternativen Lebenszielen hier weniger als „*Außenseiter*"

empfindet als in Frankreich. Deutlich wird zudem, dass Familie, soziale Beziehungen, Sprache und kulturelle Traditionen für sie wichtige Dimensionen von Heimat sind.

6.1.3.6 Fazit

Ein zentrales Thema von Marie ist ihr Wunsch ‚Anderes' zu erleben und sich vom „durchschnittlichen" Frankreich abzuheben. Gleichzeitig zeigt sie jedoch ein starkes Bedürfnis nach Verstehen und Verstanden werden, Vertrautheit und Integration, was dazu führt, dass sie auch in der Fremde nach Vertrautem sucht.

Ihre Sehnsucht nach Fremde beschreibt Marie als wichtigen Bestandteil ihrer Kindheit und Jugend. So sehnt sie sich danach ins Ausland zu reisen, um ‚Anderes' kennenzulernen. Ihre Auslandsreisen realisiert sie innerhalb eines vertrauten Umfeldes, also vor allem durch und mit ihrer Familie: so wecken ihre Geschwister in ihr den Wunsch zu reisen, durch die Initiative ihrer Kusinen besucht sie eine (französische) Schule in Italien bzw. reist mit einer Kusine durch Südamerika.

Auch als junge Erwachsene bleibt sie in ihre familiären und sozialen Strukturen integriert. Zwar hat sie den Wunsch, sich räumlich von ihrer Familie zu lösen, bleibt aber dennoch wie sie heute selbstironisch beschreibt „*gehorsam*" zu Hause. Auch beruflich folgt sie den Vorschlägen ihrer Familie und wählt eine Ausbildung, die zwar ihr Interesse weckt, in der sie sich aber nie ganz vertraut fühlt.

Ihre Sehnsucht nach Fremde verbindet sie auch mit ihren Erwartungen an eine Partnerschaft. So sucht sie gezielt nach einem Partner, der ihr ‚Anderes' zeigen kann, sie also ‚raus' aus ihrem Leben führt und ihr Fremde vertraut machen kann. Ihr heutiger Partner erfüllt diese Ansprüche, nicht nur, weil er ‚fremd' ist, sondern auch, weil er sie durch sein alternatives Engagement mit einer ‚anderen' Welt in Berührung bringt. Gleichzeitig zeigt sie jedoch auch immer wieder, dass sie das ‚Fremde' verunsichert und an sich und ihrer Partnerschaft zweifeln lässt.

Ihre Migration nach Deutschland ist freiwillig und entspricht ihrem Wunsch nach Veränderung. Zwar empfand sie ihre Anfangszeit in Deutschland schwierig, heute fühlt sie sich jedoch in Deutschland frei und selbstständig. Immer wieder bemüht sie sich um eine schnelle und ‚richtige' Integration vor Ort. Es ist ihr zudem ein großes Bedürfnis zu verstehen und verstanden zu werden. Ihr ‚fremder' Partner und ihr Leben als Französin in Deutschland erlauben ihr dabei eine gewünschte Distanz zum ‚durchschnittlichen' Frankreich. Diese begrenzte Anders-

artigkeit (fest integrierte Französin mit einer für Deutschland als passend empfundenen Lebensweise) vermittelt ihr das Gefühl, an der richtigen Stelle zu sein. Ihrer jetzigen Position bzw. ihre jetzige Identität erlaubt ihr eine Re-Identifikation mit familiären Traditionen.

‚Heimat' ist somit für sie genau diese Mischung aus herkunftsbedingten und selbst geschaffenen Bindungen. Auch im Alltag der Partnerschaft und in der Kindererziehung verknüpft sie, gemeinsam mit ihrem Partner, französische und deutsche Lebensbereiche. Heimweh empfindet sie kaum, lediglich die Möglichkeit, ihre „Gefühlssprache" Französisch mit anderen zu teilen, weckt in ihr Sehnsüchte, die sie jedoch über Gespräche mit befreundeten Franzosen und regelmäßigen Besuchen in Frankreich lösen kann.

Insgesamt wirkt die biographische Erzählung von Marie stimmig und klar. Zwar löst sie die Ambivalenz zwischen ihrem Bedürfnis nach ‚Fremde' und nach ‚Vertrautheit' sowie ihr Bedürfnis nach ‚Autonomie' und ‚Bindung' nicht direkt im Gespräch auf, in ihrem Leben und in ihrer Partnerschaft hat sie jedoch Lösungen für diese Bedürfnisse gefunden. Massive Brüche schildert sie nicht. Ihre Beziehung schildert sie zwar als manchmal „krisenhaft", bisher konnte diese Probleme aber wohl gemeinsam gelöst werden. Offen bleibt dagegen die Bedeutung, die sie dem nur am Rande thematisierten Tod ihres Vaters zumisst.

6.1.4 Claudine: „Ich kann ruhig hier bleiben. Ich fühle mich sehr gut, will nicht dahin zurück."

Ähnlich wie für Maire ist auch für Claudine die Suche nach ‚dem Anderem' ein zentrales Thema. Dieses Andere verbindet Claudine mit dem Gefühl von Freiheit und mit der Suche nach dem ihr ‚Eigenem'. Gleichzeitig zeigt sie jedoch ein starkes Bedürfnis nach Geborgenheit und Vertrautheit. ‚Fremde' ist für sie in ihren Träumen das Reizvolle, in der Realität aber auch das sie und ihre Gewohnheiten in Frage stellende ‚Andere'.

In ihrer Kindheit definiert sich Claudine als in gewisser Weise ‚anders', da sie im Gegensatz zu ihren Geschwistern weniger auffällig ist und deshalb in ihrer (konservativen und großbürgerlichen) Familie sehr viel Freiheit genießt. Solange sie sich nach außen hin den Strukturen des Familienlebens anpasst, kann sie ihre eigenen Wege gehen und sich – z.B. bei Freundinnen – auch in für sie fremde Lebenswelten begeben. Offenheit für ‚Fremdes' entsteht für sie jedoch auch durch die erlebten häufigen Umzüge mit der Familie. Durch die Offizierstätigkeit ihres Vaters zieht die Familie mehrere Male um, lebt aber seit ihrer Gymnasialzeit in derselben Stadt. Neben einer als positiv empfunden Freiheit sucht sie jedoch auch nach Wärme und Geborgenheit: diese findet sie wohl nicht bei ihren Eltern, jedoch in der Küche bei den Haus-

angestellten. Trotz gewisser Konflikte in der Familie bewertet sie ihre Kindheit insgesamt als positiv, größere Brüche gibt es nicht.

Als junge Erwachsene sucht Claudine nach alternativen Lebensformen zu der traditionellen, konservativen Lebenswelt ihrer Familie; einen Bruch zu ihrer Familie und bisherigen Lebenswelt sucht sie jedoch nicht. Während ihres Studiums in einer anderen Stadt genießt sie das ‚andere' Leben als Studentin der späten 1960er Jahre, gleichzeitig bemüht sie sich aber, den Ansprüchen ihrer Familie zu genügen und hält Bindungen weiter aufrecht. Sie sucht nach dem Abenteuer und interessiert sich stark für die Fremde, beschreibt das Leben mit ihren Freunden im Studentenwohnheim aber auch als eine Art Familienleben.

Ihren späteren Mann lernt sie bei einem internationalen Jugendarbeitslager kennen. Sie verliebt sich in ihn, da er im Gegensatz zu ihren bisherigen Freunden bescheiden und scheuer und damit ‚anders' auftritt. Außerdem engagiert er sich stark für die Partnerschaft, ohne sie jedoch zu bedrängen oder ihr Freiheiten zu nehmen. Sie teilt mit ihm ein starkes Engagement für alternative Lebensmöglichkeiten und pazifistische Ziele. Gemeinsam erleben sie zudem das Abenteuer einer heimlichen Tramper-Reise nach Marokko.

Während dieser Reise wird sie jedoch schwanger. Dies beendet ihr bisheriges Leben auf einen Schlag: so muss sie nicht nur ihre Freiheit und ihre beruflichen Ziele als Psychologin aufgeben, sondern wird auch von ihren Eltern zurückgewiesen, die nicht zu diesem „*Skandal*" stehen können. Mehr oder weniger zwangsläufig entscheidet sie sich deshalb für die Heirat und das gemeinsame Leben mit ihrem Partner.

Die junge Familie zieht zunächst für ein Jahr in die Schweiz, wo ihr Partner ein Stipendium an der Universität erhalten hatte, dann nach Norddeutschland in die Stadt B., in der ihr Partner vor seinem Auslandsaufenthalt studiert hatte. Diese Zeit in der Schweiz nimmt sie als eine Art „*Zwischenzeit*" wahr, mit ihrer Ankunft in Deutschland beginnt dagegen der für sie als extrem hart wahrgenommene Alltag als Fremde und als junge Familie mit finanziellen Schwierigkeiten. Zwar betont sie, dass sie die Entscheidung für diese Stadt aktiv und freiwillig mitgetragen hat, da sie „*weit weg*" von Frankreich und ihren Eltern sein wollte, dennoch ist das Leben in der Fremde zunächst ein Schock. Sie leidet stark unter dem Gefühl der Einsamkeit und dem Nicht-Verstehen bzw. Nicht-Verstanden-Werden.

Aus der Notwendigkeit heraus beginnt sie jedoch bald mit aktiven Bemühungen um eine ‚richtige' Integration, die sie vor allem mit besseren Sprachkenntnissen und ‚eigenen' sozia-

len Kontakte verbindet. Um die Familie finanziell zu sichern, jobbt sie zunächst in verschiedenen Stellen. Hierdurch eröffnen sich ihr erste soziale Kontakte vor Ort. Diese Kommunikationsmöglichkeiten bezeichnet sie als ersten Schritt auf ihren Weg zur Integration. ‚Richtige' Integration bedeutet für sie jedoch auch, möglichst wenig als Fremde/Andere aufzufallen: Folglich ist sie stolz, dass es ihr später gelingt, als ‚normale' Studentin ihr Studium wieder aufzunehmen. Sie forciert gleichzeitig ein an ihre Umwelt angepasstes Leben in der Gesellschaft anderer Studentenpaare und gibt hierfür auch in der Familie Französisch als Alltagssprache auf. Es ist ihr jedoch wichtig, ihren Kindern auch französische Kulturelemente nahe zu bringen.

Heute fühlt sich Claudine in Deutschland und an ihrem Wohnort wohl und gut integriert. Zwar empfindet sie sich aufgrund ihrer französischen Herkunft und Einstellungen immer noch als ‚anders', diese ‚innere' Andersartigkeit bewertet sie jedoch positiv, da sie sie von den „*spießigen*" und „*kontrollierten*" Deutschen abhebt. Gleichzeitig empfindet sie sich auch von ihrem Leben in Deutschland verändert, einige Testmonate in Frankreich haben ihr gezeigt, dass sie sich in ihrer Arbeitsweise so stark von ihren französischen Kollegen unterscheidet, dass sie nicht mehr in Frankreich arbeiten kann oder möchte.

Auch ihre Partnerschaft empfindet sie als weitgehend positiv: so teilt ihr Partner ihren Wunsch, mit französischen Gewohnheiten und innerhalb der Familie einen gemischtkulturellen bzw. alternativen Lebensstil zu leben. Die Herkunft aus zwei verschiedenen Ländern sieht sie aber dennoch als Ursache für Schwierigkeiten und Konflikte, die sie mit „*typisch deutschen*" und „*typisch französischen*" Verhaltensweisen und Einstellungen verbindet.

In Claudines Heimatdefinition zeigen sich sowohl ihre Wünsche nach ‚Eigenem' und selber Geschaffenem, aber auch nach Geborgenheit und Vertrautem. So definiert sie ihre Heimat als die vertraute Gegend ihrer Jugend. Gleichzeitig empfindet sie jedoch das Leben mit ihrer Familie und ihren Freunden in Deutschland als Zuhause, das sie nicht mehr aufgeben möchte. Räumliche Bezüge bedeuten ihr deutlich weniger als soziale Beziehungen und Familie (ihre eigene Familie und ihre Geschwister). Geborgenheit sucht sie aber auch in ‚eigenen' Räumen („ihr" Zimmer, „ihre" Wohnung) und in vertrauten landschaftlichen Strukturen. Claudine empfindet zwar ein gewisses Heimweh nach Frankreich, nach einem französischen Lebensstil und der Zeit ihrer Jugend, auf Dauer in Frankreich leben möchte sie jedoch nicht. Sehnsuchtsgefühle löst sie, in dem sie regelmäßig gemeinsam mit ihrem Partner Reisen nach Frankreich unternimmt. Außerdem betont sie, dass heute Deutschland viel französischer geworden ist (z.B. ein lockerere Lebensstil und abwechslungsreicheres Essen).

Claudine wirkt im Interview sehr engagiert und lebhaft. Sie erinnert sich an Details ihrer Erlebnisse und reflektiert diese in ihrer Erzählung. Insgesamt wirkt sie mit ihrem Leben zufrieden, auch wenn sie einige Träume, wie z.B. Fernreisen nicht verwirklichen konnte.

6.1.5 André: *„Ich lebe hier. Ich habe mir das so nicht ausgesucht, ich habe mich hier eingelebt.“*

Die Ähnlichkeit des Interviews von André mit den Interviews von Maire und Claudine erschließt sich erst auf den zweiten Blick: So spricht André ‚Freiheit', ‚Offenheit' und die Suche nach seinem ‚eigenen Weg' kaum direkt an, dennoch können sie als wesentliche Faktoren in seinem Leben und für seine Entscheidungen angesehen werden. Stärker kommuniziert er dagegen sein Interesse an der Fremde, die für ihn für das Reizvolle, Neue steht. Gleichzeitig bedeutet ein Leben in oder mit Fremde für ihn jedoch auch ein nicht immer einfacher Umgang mit der eigenen Andersartigkeit.

In der Kindheit erlebt André zahlreiche Brüche durch häufige Wechsel von Lebensräumen und Bezugspersonen. So wächst er zunächst bei seinen Eltern auf, lebt dann, weil seine Eltern sich nicht um ihn kümmern können, mehrere Jahre bei seinen Großeltern in Nordwestfrankreich. Mit 7 Jahren holen ihn seine Eltern aus der Freiheit des Landlebens in sehr beengte Verhältnisse nach Paris, schließlich muss er mit 14 Jahren erneut seine vertraute Umwelt aufgeben, da die Familie in einen Vorort von Paris zieht. Durch diese Wechsel bleibt die emotionale Nähe zu seinen Eltern begrenzt; richtige Geborgenheit, Wärme und Sicherheit kann er in seiner Familie wohl nicht erfahren. Auch aus Freundschaften wird er immer wieder „*weggerissen*“. Zwar lebt er sich wohl immer recht schnell in die neuen Lebensverhältnisse ein, es entsteht aber dennoch der Eindruck, als habe er gerade als Jugendlicher große Schwierigkeiten erlebt, ‚seinen' Platz in der Familie und in der Gesellschaft zu finden.

Schon als Kind entwickelt André ein Interesse an der Fremde. Dieses Interesse am ‚Fremden' begründet er mit seinen vielen Freunde mit Migrationshintergrund und mit seinem Wunsch, ‚fremde' Länder kennen zu lernen. Auch in seiner Berufswahl versucht er seinen eigenen, von den Eltern unabhängigen Weg zu gehen, gibt jedoch auf, als er keine Ausbildung findet. Das Gefühl „*raus*“ aus der Enge der Familie zu wollen und wohl auch der Druck seines Vaters führen dazu, dass er sich für eine Armeelaufbahn entscheidet – eine Entscheidung, die er noch heute als einen sehr „*dummen Gedanken*“ empfindet, da die Disziplin und die Zwänge der Armee seinem Freiheitswunsch entgegenstehen. Wichtig ist ihm jedoch, dass er es schafft, auch in dieser für ihn schwierigen Situation ‚seine' Nische zu finden, in dem er eine Ausbildung wählt, die seinem technischen Interessen entgegenkommt und die es ihm ermöglicht, im

Ausland zu arbeiten. Er kommt, zunächst ohne deutsche Sprachkenntnisse, nach Deutschland und empfindet seine ersten Erfahrungen mit dieser Fremde als positiv. Das ‚andere' Leben weckt seine Neugier, zumal er außerhalb seines Dienstes viel Freiheit genießt, um ‚sein' Leben zu leben.

Bereits nach kurzer Zeit in Deutschland lernt er seine spätere Frau kennen. Die Initiative für die Partnerschaft geht wohl in erster Linie von ihm aus. Gründe für sein Engagement nennt er zwar nicht, deutlich wird jedoch, dass es für ihn auch der Reiz einer deutschen Freundin vor Ort ist, der ihn motiviert. Als seine spätere Frau etwa ein Jahr später schwanger wird, ist es für ihn selbstverständlich, dass er heiratet und zunächst in Deutschland bleibt. Auffallend ist, dass er sein Bleiben zwar als „*nicht ausgesucht*" empfindet, dass er sich jedoch sofort um eine aktive Integration in Deutschland bemüht. Er beginnt intensiv Deutsch zu lernen und bemüht sich, nach Ende seiner Armeeverpflichtung vor Ort eine Arbeit zu finden. Auch für seine sportlichen Interessen sucht er Umsetzungsmöglichkeiten vor Ort. Über diese beruflichen und privaten Tätigkeiten lernt er auch Freunde und Bekannte vor Ort kennen.

Trotz dieser aktiven Bemühungen, mit seiner neuen Lebenssituation klarzukommen, empfindet André diese erste Zeit als junger Familienvater in Deutschland als sehr schwierig. Er fühlt sich ‚fremd' und ‚anders' als die Bewohner des kleinen Ortes, in dem sie leben. Hinzu kommen gravierende finanzielle Schwierigkeiten der jungen Familie und seine noch geringen Deutschkenntnisse, die zu vielen Missverständnissen in der Partnerschaft führen. Insbesondere nach dem Abschied aus der Armee deutet er an, dass er sich mit seiner Verantwortung für seine jungen Familie, seiner Arbeit. dem Sprache lernen und der Notwendigkeit, sich ‚seinen Weg' in Deutschland zu suchen, überfordert fühlt.

Heute hat sich André jedoch vor Ort „*eingelebt*". Er hat sich an das andere Leben „*gewöhnt*" und „*angepasst*". Zwar wäre er gerne mit seiner Familie nach Frankreich zurückgekehrt und hat sich auch ein Mal bemüht, eine Arbeit in Frankreich zu finden; nach der Einschulung seiner Tochter gibt er diesen Gedanken jedoch auf, weil er seiner Tochter nicht den Verlust von räumlichen und sozialen Beziehungen „*zumuten*" möchte. Er scheint heute akzeptiert zu haben, dass sein Lebensmittelpunkt Deutschland ist, auch fühlt er sich mit seiner Familie und seiner Arbeit glücklich. Hinzu kommt, dass auch der spätere Ortswechsel in eine etwas größere Stadt ihm die Integration erleichtert, da ihm das Leben in der Stadt „*interessanter*" und „*jünger*" und damit auch offener erscheint. Es ermöglicht ihm ‚Anderes' kennenzulernen, gleichzeitig jedoch weniger als ‚Fremder' aufzufallen. Zudem gibt es hier eine deutsch-

französische Gesellschaft, die ihm die Möglichkeit bietet, gelegentlich französisch zu sprechen, zu essen und sich mit anderen Franzosen auszutauschen.

Wichtig ist ihm, dass er sich weiter als Franzose fühlen kann. Frankreich ist für ihn in erster Linie sein „*Ursprung*“ und ‚seine’ Sprache. Französisch sein, verbindet er mit einer lockeren Grundhaltung, einem weniger kontrollierten und disziplinierten Leben und einer entspannten Lebensart. Deutschland ist für ihn dagegen sein Wohnland, das ihm heute ein Zuhause bietet. Zwar hat er sich heute an die ‚deutsche’ Genauigkeit und Pünktlichkeit gewöhnt, er empfindet sie jedoch weiterhin als „*anstrengend*“. Es entsteht deshalb der Eindruck, als empfinde er seine Fremdheit in dieser Hinsicht als positiv. Wichtig ist ihm zudem, dass er seine Kontakte zu Frankreich und zur französischen Sprache aufrechterhält und er ein Mal im Jahr „*seine französische Woche*“ hat.

Gerne hätte er ‚seine’ Sprache und ‚seine’ Lebensart auch seiner Tochter näher gebracht, dies ist jedoch aus seiner Sicht „*danebengegangen*“. Als Gründe nennt er die schwierige Anfangszeit als junge Familie, in der er zunächst Deutsch lernen musste, um sich in seiner Familie und in seinem Beruf verständigen zu können. Außerdem unterstützt ihn seine Frau nicht in seinem Bemühen um eine zweisprachige Erziehung; Austauschmöglichkeiten mit anderen Franzosen gibt es in dem kleinen Ort, in dem sie lebten, nicht. Obwohl er diese äußerlichen Faktoren heute als Hindernisgrund akzeptiert, wird deutlich, dass er es sehr bedauert, dass Französisch als Familiensprache „*verloren gegangen*“ ist. Außerdem sind in der Familie nur wenige französische Gewohnheiten etabliert. Es ist ihm jedoch wichtig zu betonen, dass – gerade hinsichtlich des Essens und des Umgangs mit Freunden – seine Frau auch ‚seine’ Gewohnheiten gelernt hat und heute gerne mit ihm umsetzt.

Obwohl André wenig über die Bedeutung seiner Partnerschaft spricht, wird deren zentrale Stellung in seinen Heimatvorstellungen doch deutlich. Nach ersten Schwierigkeiten haben er und seine Frau Kompromisse gefunden, die für ihn die Partnerschaft „*schön*“ machen. Zwar bedauert er, dass seine Frau wenig Interesse für Frankreich zeigt, er hat jedoch gelernt, damit umzugehen und sich seine französischen Nischen zu schaffen. Insgesamt wirkt er heute glücklich und zufrieden mit seiner Partnerschaft und nennt auch direkt seine Familie als seine Heimat. Räumliche Bindungen besitzt er dagegen kaum: immer wieder betont er im Interview, dass er auch wo anders leben und sich wohl fühlen könnte. Soziale Kontakte vor Ort sind für ihn zwar wichtig, sie binden ihn jedoch nicht an einen Ort. Wenige gute Freundschaft pflegt er auch über räumliche Distanzen hinweg. Damit entsteht der Eindruck, dass seine Familie, obwohl sie auf Kompromissen basiert, für ihn zum ersten Mal wirkliche Heimaterfahrungen

ermöglicht, da auch in seiner Kindheit keine engen Bindungen an Freunde und Orte entstehen konnten. André empfindet zwar ein gewisses Heimweh nach Frankreich, dieses richtet sich jedoch vor allem auf die Sprache und gewisse Lebenseinstellungen, die er als „*typisch Französisch*“ empfindet. Er würde jedoch gerne häufiger in Frankreich sein und hofft dies nach seiner Verrentung gemeinsam mit seiner Frau umsetzen zu können.

André erzählt im Interview wenig über seine Gefühle und Beweggründe für sein Handeln. Vieles erschließt sich erst zwischen den Zeilen. Dennoch wirkt er sehr bemüht, auch emotionale Fragen zu beantworten und betont, dass er es nicht gewohnt sei, über seine Gefühle zu sprechen und deshalb manchmal Schwierigkeiten habe, genauere Antworten zu geben. Dennoch wird deutlich, dass André wie Marie und Claudine von dem Motiv eines ‚eigenen' und ‚freien' Lebens geleitet wird. Weniger stark scheint dagegen sein Bedürfnis nach Vertrautheit und Geborgenheit zu sein. Dies könnte daran liegen, dass er im Gegensatz zu den beiden Frauen in seiner Jugend keine Vertrautheit und Geborgenheit erfahren konnte. Es entsteht aber der Eindruck, als wäre die Vertrautheit und Sicherheit, die ihm heute seine Familie bietet, sehr wichtig für die positive Bewertung seines heutigen Lebens.

6.1.6 Das Typische der Fälle

Beide Frauen stammen aus stabilen familiären Verhältnissen und fühlten sich in ihrer Kindheit fest in ihre Familien integriert. Diese hohe Kontinuität der Lebenswelt scheint ihnen zum einen Sicherheit gegeben zu haben, auch eigene Wege gehen zu wollen, gleichzeitig fühlen sie sich als Jugendliche bzw. junge Erwachsene aber auch in der (konservativen) Lebenswelt ihrer Familien eingeengt. Sie verspüren einen Wunsch nach Veränderung und einem ‚anderen' Leben mit ‚eigenen' Zielen und Vorstellungen, lösen sich aber zunächst nicht aktiv aus bestehenden Strukturen und fügen sich den familiären Erwartungen. Andre hat dagegen wohl eine Kindheit mit vielen Beziehungswechseln und Brüchen, auch er scheint sich jedoch in seiner Lebenswelt recht sicher zu fühlen und sucht zunächst nicht aktiv nach Veränderungen. Auch er hat jedoch den Wunsch nach einem anderen Leben, in dem er ‚seine' Ideen verwirklichen kann, folgt jedoch als junger Erwachsener zunächst dem Willen seines Vaters nach einer militärischen Ausbildung.

Alle drei Befragten äußern im Interview, dass sie schon früh ein Interesse an ‚der Fremde' entwickelt haben. Dieses Interesse an der Fremde ist verbunden mit dem Wunsch nach neuen Erfahrungen und der Idee, hierüber ‚eigene' Wege gehen zu können. Der Wunsch ‚Fremde' zu erleben verwirklicht sich für alle drei durch die deutsch-französische Partnerschaft, die sie

zwar im Fall von Andre und z.T. auch Claudine „zufällig“, von Marie aus „gezielt“ finden, die sich jedoch für alle drei als ‚ihre‘ Lösung entwickelt. Fremde ist dabei für alle drei mit vielschichtigen Gefühlen verbunden: so ist Fremde zunächst eine Möglichkeit und Chance „eigene“ Wege zu gehen. Sie ermöglicht oder hilft dabei, vertraute Strukturen zu verlassen, da Fremde mit dem positiven Wunsch nach Veränderung verknüpft ist. Fremde wirkt jedoch in der tatsächlichen Migrationssituation auch bedrohlich, vor allem, weil sie nicht ‚verstehen‘ bzw. ‚nicht verstanden werden‘. Dieses tägliche Auseinandersetzen mit dem ‚Fremd sein‘ empfinden alle drei als hart, sie suchen jedoch aktiv nach Lösungen für ihre Probleme. Über das Erlernen der Sprache und die Knüpfung eigener Kontakte haben alle drei das Gefühl, das ‚Fremde sein‘ bewältigen zu können. Heute bietet das Fremd-Sein bzw. das Gefühl, etwas anders zu sein, auch ein Gefühl von Freiheit, da sie so das ‚Eigene‘ besser spüren zu können.

Heimat verbinden alle drei mit Vertrautheit, Traditionen und dem Gefühl von Zugehörigkeit, aber auch mit dem Gefühl zu wissen, wo sie herkommen und wohin sie gehören. Sowohl Frankreich als auch Deutschland verbinden sie mit heimatlichen Gefühlen. So ist Frankreich aufgrund der Herkunft, der kulturellen Erfahrungen, der Familie und der bekannten Strukturen Heimat. Diese Heimat ist eng mit der Kindheit bzw. der ‚eigenen‘ Sprache verbunden und erlaubt den Befragten zu spüren, wo sie herkommen und wo ihre Wurzeln sind. Sie ist im Rückblick mit vielen positiven Gefühlen und Erfahrungen verbunden, aber auch mit einem gewissen Gefühl der Begrenzung und Enge. Deutschland ist für sie jedoch auch Heimat. Es ist eine aktiv geschaffene Heimat, die es ermöglicht, die eigene Identität zu erfahren und zu verwirklichen. Sie bezieht sich überwiegend auf die soziale Lebenswelt, also auf die Familie, Freunde oder das berufliche Umfeld. Damit verknüpft ist ein gewisser Stolz, sich etwas ‚Eigenes‘ aufgebaut zu haben bzw. die soziale Integration geschafft zu haben. Heute empfinden sie hier vor Ort Zugehörigkeit, Geborgenheit und Sicherheit, ihre französischen Wurzeln helfen gleichzeitig dabei, sich als jemand ‚Besonderes’ zu fühlen. Heimweh richtet sich auf französische Gewohnheiten und Kulturelemente und vor allem auf Sprache – Lösungen hierfür werden in Besuchen in Frankreich, aber auch vor Ort gefunden.

Für diese Befragten entsteht Identität aus der Verbindung von Heimat und Fremde. Im Rückblick erscheint es so, dass zwar in der Kindheit und Jugend positive Erfahrungen in Hinblick auf das Erleben von Identität gemacht worden sind (in der Familie, durch Freunde, in der sozialen Umgebung), dass dieser Identität jedoch noch ein wichtiges Element fehlte. Gerade vor dem Hintergrund zu wissen, wohin sie gehören, suchen diese Befragten mehr oder weniger gezielt nach dem ergänzenden Element, das sie in der Fremde finden. Zwar bedeutet dieser

Weg auch Verunsicherung und Orientierungslosigkeit, gleichzeitig wird jedoch die Erfahrung von Fremde als positive Chance wahrgenommen, das Leben aktiv zu gestalten und zu verändern. Heute haben alle drei das Gefühl, ihre eigene Identität erfahren und leben zu können. Dabei stehen sie zu ihren (französischen) Wurzeln, haben aber ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland. Die Ambivalenz zwischen dem Wunsch nach einem ‚anderen' und ‚freien' Leben und dem Bedürfnis nach Vertrautheit und Geborgenheit haben sie in ihrem Alltag als Franzosen in Deutschland überwiegend gefunden. Auch wenn sie ihr Leben und ihre Partnerschaft immer wieder in Frage stellen, haben sie doch das Gefühl, heute am richtigen Ort zu sein und zu wissen, wie sie leben wollen und wohin sie gehören. Sie sind in Deutschland angekommen und nicht ‚nur' Franzosen in Deutschland.

Alle drei Befragten sehen (vor allem zu Beginn) in der binationalen Partnerschaft die Möglichkeit, so leben zu können, wie sie es möchten. Die Partnerschaft ermöglicht ihnen das Leben mit Fremde bzw. das Schaffen von Eigenem in der Fremde. Darüber hinaus betonen vor allem die beiden Frauen ein gemeinsames politisches Interesse bzw. eine gemeinsame Lebenseinstellung als Basis der Partnerschaft. So beschreiben zwar auch alle drei mehr oder weniger bedeutende Krisen in der Partnerschaft und sehen auch durchaus Probleme in einer bikulturellen Beziehung. Für alle drei ist die Partnerschaft jedoch nicht mehr der einzige Grund für den Aufenthalt in Deutschland. Probleme in der Partnerschaft bleiben somit partnerschaftliche Probleme, stellen aber nicht das ‚eigene' Leben in Deutschland in Frage. Die berufliche und soziale Integration und auch die Möglichkeit, die (alternativen) Lebenseinstellungen zu verwirklichen sind heute genauso wichtig für die persönliche Zufriedenheit vor Ort wie die Partnerschaft.

6.2 Daniel: „*Ich bin schon an der richtigen Stelle, sozusagen*."

In vielen Aspekten ähnelt das Interview mit Daniel dem Interview mit Marie. Es wäre also möglich gewesen, auch dieses Interview dem ‚Typ' von Marie zuzuordnen. Daniel ist aus meiner Sicht jedoch in Hinblick auf die Fragestellung dieser Arbeit dennoch besonders, da er sich in Bezug auf seine Heimatvorstellungen unterscheidet und sich selbst als aktiver Mittler zwischen Welten versteht und damit einer hybriden Identität besonders nahe kommt. Aus diesem Grund habe ich mich entschieden, Daniel als eigenständigen ‚Fall' zu beschreiben. Auch Camille könnte dem ‚Typ' von Marie zugeordnet werden, weist aber auch viele Ähnlichkeiten mit Daniel auf, vor allem wiederum hin Hinblick auf die Verortung und aktive Gestaltung und Verknüpfung von zwei Heimaten.

6.2.1 Interviewsituation

Das Interview mit Daniel ist mir über einen gemeinsamen Bekannten vermittelt worden. Daniel zeigte sich sehr an dem Interview interessiert, war jedoch etwas skeptisch, ob er mir auch genug erzählen könnte. Er lud mich zum Frühstück ein und bot mir gleich das „Du“ an. Das Interview wurde zwei Mal für kurze Zeit unterbrochen. Einmal klingelte das Telefon, das zweite Mal ließ Daniel den Schornsteinfeger ein. Während des Gespräches waren weder seine Frau noch die Kinder anwesend.

Zu Beginn des Interviews wirkte Daniel etwas angespannt und unsicher. Er erklärte mir, dass er es nicht gewohnt sei, über sich zu erzählen und auch generell lieber schreiben würde. Während des Interviews wurde er jedoch immer lockerer und lachte häufig. Daniel bemühte sich, meine Fragen ausführlich und genau zu beantworten und fragte hin und wieder nach, wie ich das denn genau meinen würde. Er erzählte offen über seinen Gefühle und ich hatte den Eindruck, dass ihm das Interview nach der ersten Unsicherheit Spaß machte. Sprachschwierigkeiten gab es nicht; Daniel spricht perfekt Deutsch.

6.2.2 Zentrale Themen

Ein zentrales Thema in Daniels Schilderungen sind Menschen. Er richtet sein Leben maßgeblich auf Beziehungen aus. Diese Beziehungen pflegt er intensiv auch über lange Zeiträume hinweg. In jeder Phase seines Lebens lernt er neue Freunde kennen, ohne jedoch alte Beziehungen aufzugeben. Über dieses Geflecht von französischen und deutschen Freunden, seiner Herkunftsfamilie und seiner eigenen Familie entwickelt er seine Identität als ‚Mittler‘ zwischen Kulturen und Menschen.

Ein weiteres zentrales Thema seines Interviews ist seine Verortung zwischen bzw. eigentlich mit Deutschland und Frankreich. Deutschland und Frankreich sind für ihn der Rahmen, in dem er seit frühster Jugend seine Beziehungen pflegt. Als Nation oder Kulturraum gewinnen die Länder dagegen in seinen Schilderungen kaum ein Profil.

6.2.3 Interpretation des Interviews

6.2.3.1 Kindheit und Erwachsenwerden

Kindheit

Daniel beschreibt seine Kindheit im Interview als weitgehend harmonisch. Zwar war er durch den Besuch eines Internates während der Woche von seinen Eltern und Geschwistern ge-

trennt, er erlebt diese Situation jedoch nicht als einen Bruch, sondern betont die dadurch entstehenden vielfältigen Bindungen an seine Familie und seine Freunde.

„Ich hab‘ mich überall so immer zu Hause gefühlt, egal ob bei meinen Eltern oder – Internat oder dann später im Studium, - und ich habe nie Probleme gehabt, ich habe mich auch nie einsam gefühlt, und – es war alles problemlos. (...) Immer mit Leuten zusammen und nie Sehnsucht nach hm – nach der Familie oder..., ich habe mich zwar jedes Mal gefreut, am Wochenende zu meinen Eltern, Geschwistern zu fahren, aber – es war kein, - nicht weil ich traurig war oder die anderen, sondern die Woche war im Internat und Wochenende zu Hause.“

Ich hatte immer viele Freunde, ich komme aus einem kleinen Dorf, 1200 Einwohner - wie gesagt, waren wir sechs Kinder, und - ich hatte viele Freunde. - Oft älter als ich, - waren wir oft unterwegs, - sehr selbstständig - und ich habe nie Probleme gehabt. Eine schöne - Kindheit gehabt, auch eine schöne Jugend.

Zwar erscheint es relativ unwahrscheinlich, dass die Schulzeit und die Trennungssituation für ihn völlig „*problemlos*“ waren - zumal Daniel später betont, dass er seinen Kindern das französische Schulsystem nicht zumuten möchte - es zeigt sich jedoch schon hier, dass im Leben von Daniel neben seiner Familie Freunde eine zentrale Stellung einnehmen und dass diese sozialen Beziehungen ihn in schwierigen Lebenssituationen Sicherheit und Halt geben bzw. für die Bewertung seiner Lebenssituationen eine hohe Bedeutung haben, da sie ihm das Gefühl vermitteln können, ‚zu Hause‘ zu sein.

Einen bedeutenden Raum nehmen in den Schilderungen über seine Kindheit auch seine Verbindungen nach Deutschland ein. Daniel betont, dass er „*immer schon*“ eine sehr enge Beziehung zu Deutschland hatte und er auch von Kindheit an Deutschlehrer werden wollte. Zudem nutzt er die Möglichkeiten des Schulaustausches, um auch in Deutschland Freunde zu gewinnen.

„Sehr früh wollte ich - Grundschullehrer werden, so mit - acht oder neun schon. - Dann habe ich - in der Sixième, also in der fünften Klasse mit Deutsch angefangen, als erste Fremdsprache, und sofort wollte ich Deutschlehrer werden.“

„Ich hab‘ damals – eine deutsche Familie kennengelernt; ich war mit einer Gruppe unterwegs bei Frankfurt – für – vier Wochen. Und diese Familie war für mich eine zweite Familie, wurde, wurde so, - mit dem Land und den Leuten, das war wirklich (*kurze Pause*) mein zweites Zuhause, - und die Leute sehe ich immer noch.“

Mit diesen Schilderungen verdeutlicht Daniel die Bedeutung, die Freunde (auch in Deutschland) für ihn haben, aber auch, dass seine spätere Migration aus seiner Sicht kein Zufall war, sondern dass er sich, „*schon immer*“ vorstellen konnte, in Deutschland zu leben, er also im

Rückblick auf seine Kindheit schon damals ‚das Fremde' als Chance für Beziehungen und Veränderungen wahrnimmt.

Erwachsenwerden

Daniel setzt seinen Wunsch, Deutschlehrer zu werden, konsequent durch ein Studium und das spätere Referendariat um; seine engen Bezüge zu Deutschland hält er in dieser Zeit aufrecht. Bedingt durch den Studienbeginn zieht Daniel in eine andere Stadt im selben Departement, seine Kontakte zu Freunden und Familie bleiben aber bestehen. Das zentrale Thema in den Schilderungen dieser Lebensphase sind wiederum soziale Beziehungen. Die Erfahrungen im Studium treten gegenüber den Erfahrungen mit seinen Freunden zurück.

„Ich hab` auch sofort äh - zwei sehr gute Freunde kennengelernt - aus R. - und wir waren ständig zusammen, also zusammen, jeden Abend haben wir was unternommen, zwei Jahre lang. (...) und das dritte Unijahr, da habe ich einen anderen Ker, Kerl kennengelernt, - auch aus der Bretagne, - der sehr gerne - kochte. (...) und der hatte auch einen guten Freund und eine gute Freundin, wir waren - ja, regelmäßig so sieben, acht Leute zusammen. Haben wir auch zwar gelernt, aber auch viel was anderes gemacht wie Theater und Musik. Oder spontan nach Aachen gefahren - solche Sachen. Also, für mich war die, das Studium sehr, sehr schön."

Später heiratet Daniel seine erste Frau und kauft mit ihr ein Haus, das „*immer offen für alle*" war. Das Ende seiner Ehe bringt dieses Beziehungsgeflecht Freunde – Familie – Ehe aus dem Gleichgewicht. Obwohl wieder seine Freunde auf seine generelle Lebensbewertung einen positiven Einfluss haben, fühlt er sich doch in dem Haus „*allein*" – ein für ihn ungewohnter und belastender Zustand, den er löst, indem er das Angebot zu einem Lehreraustausch in Deutschland annimmt.

„Ja, wie gesagt, war das ein langer, weiter - Wunsch *(Anm.: in Deutschland zu leben)* und ich hatte plötzlich die Möglichkeit, diesen Austausch zu machen, also ich habe mich beworben, ich wusste aber nicht, dass jemand das machen will. Und - in der Zeit, ich war in Frankreich verheiratet, - hatte ein Haus - gekauft, und in der Zeit - ist meine Frau gegangen, sie hat mich verlassen, - und also alleine in dem Haus, - alleine - weil ich auch da viele Freunde hatte und ich fühlte mich nicht so - verlassen und allein. - Und ich wollte aber trotzdem nach Deutschland kommen, weil inzwischen eine Frau sich gemeldet hatte (...) Sie hat also die Stelle genommen und ich bin nach B. gekommen."

Zusammenfassung

Die Kindheit und Jugend werden von Daniel vor allem unter dem Aspekt soziale Kontakte zu Freunden geschildert. Diese Beziehungen lassen ihn auch schwierige oder traurige Situationen wie z.B. Internatszeit oder das Ende seiner Ehe letztendlich gut bewältigen. Die Beziehung zu seinen Eltern und Geschwistern tritt dem gegenüber in den Hintergrund. Es entsteht der Eindruck, als würde er nicht gerne über seine Kindheit reden, möglicherweise, weil sie doch problematischer war, als er hier in der Interviewsituation vermitteln möchte. Dennoch scheint

er seine Kindheit als relativ sicher und stabil erfahren zu haben. Außerdem lässt sich aus späteren Interviewpassagen ableiten, dass er zumindest zu einigen seinen Geschwistern auch heute noch eine enge Bindung hat. Daniel empfindet – aus heutiger Sicht - sein Leben vor dem Kennenlernen seiner Partnerin als weitgehend positiv und kontinuierlich und dies trotz Internatswechsel, Umzüge und dem Scheitern seiner ersten Ehe. Sein Interesse an der Fremde und insbesondere an Deutschland beschreibt er als sehr hoch.

6.2.3.2 Migrationserfahrungen

Motive für die Migration

Daniel hat sich freiwillig für den Aufenthalt in Deutschland entschieden. Seine Lebenssituation in Frankreich war zwar zu diesen Zeitpunkt nicht ganz einfach, dennoch hätte er, wie er meint, auch dort „*weiter machen*“ können. Neben seinem starken Interesse für Deutschland und dem Ende seiner Ehe nennt Daniel aber auch berufliche Chancen als Grund für den Lehreraustausch nach Deutschland.

„Ich konnte auch meine Ideen einbringen, was in Frankreich nicht unbedingt möglich war. - Ich hab` zum Beispiel - nicht verlangt, aber ich wollte gerne, dass die Schüler mich duzen - in Frankreich, das war möglich, aber - schwierig, also, ich hatte das Glück einen netten - Rektor zu haben, aber das war nicht so einfach. Und hier war das, in dieser Schule war das sofort klar, ne. Und ich konnte auch pädagogisch meine Ideen besser verwirklichen als in Frankreich.“

Zu diesem Zeitpunkt geht Daniel noch davon aus, nach dem Austauschjahr nach Frankreich zurückzukehren. Er möchte sich in Deutschland eine Auszeit gönnen – und dann in seine vertraute Welt zurückkehren.

„Ja, bevor meine Frau mich verlässt, - zurückzukommen, - und versuchen, - ja, die Ideen, die es gibt in Fra, in Deutschland da - kennenlerne, dort anzuwenden. Ich wusste aber noch nicht, was für eine Schule das ist, und wie das ist. Aber ich wollte erst mal gucken, meine Erfahrungen machen und dann - versuchen in Frankreich weiter - ja, mit Deutsch was zu machen und, als Studenten, Austauschlehrer aufbauen, solche Sachen. - Also, für mich war das nur - ein Jahr Pause, - mhm, mit den Leuten aus Frankreich, mit meiner Schule, aber dann zurück.“

Erste Erfahrungen in Deutschland

Daniel kommt in ein für seine Empfindungen vertrautes Land. Da er seit seiner Jugend enge Kontakte zu Menschen aus Deutschland pflegte, fühlt er sich in einer vertrauten Umgebung – gleichzeitig bedeutet der Wechsel für ihn jedoch auch einen Neuanfang, den er als „*zweites Leben*“ empfindet. Er stellt sich sofort und ohne Probleme auf diese neue Lebenssituation ein und nutzt die Gelegenheiten, die sich ihm bieten. Der wichtigste Faktor für eine positive Bewertung dieser Zeit sind wiederum die Menschen, die er trifft.

„Erst mal - die Stadt *(kurze Pause)*, mh - die Atmosphäre der Stadt, - dann die Schule, diese ganz verrückte Schule. Das ist eine ganz, ganz andere Art - und Weise mit Leuten umzugehen, denke ich schon. War `ne - schöne Erfahrung, ich wurde auch sofort akzeptiert und - hab` unheimlich viele Leute, nette Leute kennengelernt. Ich hab` auch natürlich ausgetobt, die ersten Monate waren - waren so. Ich bin nie vor drei, vier ins Bett gegangen und musste früh aufstehen, ja. Aber - ja, ich hatte eine gute Kondition und ich war ständig unterwegs, und das ist in B. nicht, das ist so - abwechslungsreich und - es ist immer was los. So war für mich - ja, wie ein zweites Leben. - Hab's auch ge, ausgenutzt, es war - richtig schön."

„Ich hatte das Gefühl, dass ich - dass ich zu den Leuten gehöre (...) Ich hab` mich sofort wohl gefühlt - mit der Arbeit selber, mit der Umgebung, mit den Kollegen - es, es hat alles gestimmt, einfach, alles."

Kennenlernen des Partners

Hanna und Daniel lernen sich in der zweiten Hälfte dieses Austauschjahres näher kennen. Daniel hat von vorn herein das Gefühl, dass „*alles gestimmt (hat), mit allen Bereichen*". Wenige Woche vor Ende des Austauschjahres steht für ihn fest, dass er mit seiner neuen Partnerin zusammen bleiben möchte, was für ihn und seine Partnerin bedeutet, dass er in Deutschland bleibt.

Interviewerin: „War denn irgendwas anderes bei, bei diesem Kennenlernen wie vielleicht im Vergleich zu, zu früheren Partnerschaften?"
Daniel: „*(kurze Pause)* Ja. - Die Schnelligkeit - der Entscheidung, weil - ich mich bis Ende Juni - entscheiden sollte, ob ich hier bleibe oder nach Frankreich zurückgehe. Aus - verschiedenen Gründen. - Ich musste mich damals - beurlauben lassen, weil ich in Frankreich Beamter bin. Und die Frist war schon abgelaufen. Und Dank meinen - verständnisvollen Rektor, von dem ich schon gesprochen habe, hat das doch geklappt, dass ich mich beurlauben - lassen kann. Aber trotzdem musste ich entscheiden, ich wusste es noch nicht, ich musste mich innerhalb von, von ein paar Wochen entscheiden. Und das ist nicht so einfach, - weil ich alles aufgegeben - habe."
Interviewerin: „Und wie war das?"
Daniel: „Ach, ich weiß es nicht, ich glaube, ich hab` - ich hab` nicht richtig oder ich wollte nicht richtig - die Folgen *(Pause)* wahrnehmen. Ich habe ganz einfach gesagt, jetzt nach vorne. Und mal sehen, was passiert. Aber ich - hatte irgendwie so`n Vertrauen und äh - ja, ich wusste auch, dass Hanna mich unterstützt."

Obwohl Daniel diese Entscheidungsphase und ihre Konsequenzen für sich als schwierig wahrnimmt, entscheidet er sich dafür, aktiv nach vorne zu schauen. Er bemüht sich intensiv um eine Beurlaubung von seiner Stelle in Frankreich; Liebe und Vertrauen in seine Partnerin sind für ihn wichtigere Motive als eine gesicherte Zukunft. Obwohl ihm die Entscheidung schwer fällt, entscheidet er sich freiwillig (zunächst) in Deutschland zu bleiben. Die Folgen, die dies für sein späteres Leben bzw. seine beruflichen Chancen in Frankreich hat, blendet er aus, weil er darauf vertraut, irgendwie auch hierfür Lösungen finden zu können, wenn es soweit ist.

Erleben der Migration

Mit seiner Entscheidung für die Partnerschaft in B. zu bleiben, beginnt Daniel sofort, seine Lebensziele an diese neue Situation anzupassen. In den Vordergrund treten das Ziel einer glücklichen Partnerschaft und der Wunsch nach einer Familie. Er geht von Anfang an bewusst und offensiv mit der Situation um, sich jetzt in Deutschland ein neues Leben aufzubauen. Zwar bedauert er sehr, dass er nicht weiter in seinem Beruf als Lehrer tätig sein kann (seine Ausbildung wird für eine Anstellung als Lehrer nicht anerkannt), er sucht jedoch aktiv nach alternativen Lösungen, um sein finanzielles Problem zu lösen. Die Art und Weise, wie er zu seiner ersten Anstellung kommt, bezeichnet er als „*typisch"*.

„Beruflich hatte ich keine (*Anm.: Ziele*) mehr, weil ich wusste, dass ich keine Stelle - bekomme. Und für mich - war das erst mal ein Kampf, und überhaupt versuchen, was zu bekommen. Und ja, das war auch typisch, - hab` das den - Freunden erzählt, und sofort haben sich - Leute bereiterklärt, - sich bei einem Kurs der Volkshochschule anzumelden, damit ich erst Mal einen Job - bekomme. Und das, das sagt alles. Das haben die auch gemacht. Das war mein erster Kurs dann."

Auffallend ist, dass Daniel über seine Integration in Deutschland und die Aufgabe seiner beruflichen Pläne auf ähnliche Begriffspaare zurückgreift, mit denen er auch seine Entscheidung für die Partnerschaft schildert. Es war „*nicht einfach*", es war „*schwierig*", aber es wurde durch den „*Rest ausgeglichen*" – der Rest sind wiederum menschliche Beziehungen, neue Bekannte und Freunde und das Gefühl, dass sich für seine Probleme auch vor Ort Lösungen finden lassen.

Interviewerin: „Jetzt hat das ja doch Einschnitte auch für Deine - Berufs- und Zukunftspläne bedeutet. Wie war das dann? Und wie bist Du damit dann umgegangen?"
Daniel: „Das war, das war schwierig, das war für mich der, das einzige Problem. Und das war, das war nicht einfach. Aber das wurde, - ja, durch den Rest ausgeglichen. Ich habe auch sofort angefangen - wieder Tischtennis zu spielen und da Leute kennengelernt - und, ja, ich hab`, wie gesagt, diesen Kurs bei der Volkshochschule gehabt. - Und durch Zufall - auch eine Stelle an der Uni bekommen. Es war keine - keine feste und nur sieben Stunden, aber immerhin - hatte ich da Fuß gefasst, und - es war, es ging dann doch. Aber am Anfang, in den ersten Wochen war das schon ein Problem."

Situation heute

Daniel fühlt sich heute in B. nach eigenen Worten „*astrein*". Seine Entscheidung hier zu bleiben, sieht er als selbstgewählt - und im Ernstfall revidierbar – an, seine Erwartungen an sein neues Leben betrachtet er als erfüllt. Kämen Probleme auf ihn zu, würde er versuchen, sie gemeinsam mit seiner Frau zu lösen. Auch in der Stadt B. fühlt sich Daniel sehr wohl. Er hat viele Bekannte gewonnen und auch einige sehr gute Freunde. Er fühlt sich akzeptiert und als ein Teil seiner Umwelt.

„Ach, ich glaube, ich gehöre zu ihnen. *(lacht)* - Sowohl bei - bei der Arbeit habe ich - einen sehr guten - Freund, Kollege und Freund, mit dem ich auch regelmäßig was mache, wir sehen uns mindestens - einmal in zwei, drei Wochen. - Und an der Uni und bei der Volkshochschule habe ich auch einen sehr guten Freund, - und dann habe ich meine - Tischtennisclique, und die ist für mich sehr, sehr wichtig."

Interviewerin: „Und wie fühlst Du Dich jetzt - hier in B.?"
Daniel: „Astrein *(lacht)* Sieht man das nicht! *(lacht)* Ja, - ich, ich könnte, also ich glaube, ich wäre nicht mehr da, wenn es mir nicht gut ginge, würde ich entweder Hanna vorschlagen, - nach Frankreich zu gehen, sofort, - oder - etwas anderes suchen. Also, ich würde mich nicht quälen."

Nach Frankreich möchte Daniel nicht zurück. Er hat sich sein Leben hier eingerichtet, ist zufrieden und genießt seine Sonderstellung und seine Chancen als Franzose in Deutschland. Hier fühlt er sich „*zu Hause*" und „*an der richtigen Stelle*" – eben weil ihm seine Sonderstellung erlaubt, aktiv neue Beziehungen aufzubauen und zu gestalten. Die Rückkehr nach Frankreich würde für ihn eine Aufgabe seine Sonderstellung bedeuten.

Interviewerin: „Was bedeutet es denn für Dich, hier jetzt in Deutschland zu leben?"
Daniel: „Ja, die - Erfüllung eines Wunsches, ...*(kurze Pause)*, dass ich - ein Ziel erreicht habe *(kurze Pause)* und ja, und einen Wunsch, *(kurze Pause)* und das ist meine Entscheidung - und ich - hab's geschafft. Und - ja, ich versuche jetzt - diese ganzen Beziehungen weiterzubauen, und das ist - nur möglich mit meinem - das ist einfacher, in Deutschland sowas zu machen als in Frankreich."
Interviewerin: „Wieso denn?"
Daniel: „Weil in Frankreich schon meine Leute habe - ... und in Deutschland kenne ich ständig neue Leute - lernen, und ich kann dann - die mit nach Frankreich bringen, umgekehrt wäre das nicht möglich. Es ginge nicht. Also insofern - bin ich schon an der richtigen Stelle (*lachen beide*), sozusagen."

Es bleibt jedoch die Trauer, nicht in seinem Beruf arbeiten zu dürfen. An verschiedenen Stellen im Interview kommt er darauf zurück, dass er es als ungerecht empfindet, dass seine Ausbildung nicht anerkannt wird und dass er diese Nichtanerkennung besonders vor dem Hintergrund des europäischen Zusammenwachsens nicht begreifen kann und will.

Interviewerin: „Und würdest Du denn trotzdem gerne irgendwie was ändern wollen?"
Daniel: „Nur beruflich, - weil ich würde gerne, ich hab` viele Ideen, zum Beispiel würde ich gerne - ja, ich mache im Moment - Privatunterricht mit - einer Lehrerin, und wir machen `n bisschen gemeinsam Vorbereitung für ihren Unterricht. Und - ich hatte sofort die Idee oder den Wunsch, (...) so denen bringen, vorbereitet, so das wäre für mich, - glaube ich, eine *(holt tief Luft)* ein Traum, weil ich gerne was - ja, was in der Schule machen. - Das ist der, das ist der Punkt, wo ich da - doch ein bisschen unglücklich bin".

Zusammenfassung

Insgesamt bewertet Daniel seine Migration nach Deutschland als schnell und unproblematisch. Er geht aktiv mit seiner neuen Lebenssituation um und beginnt sofort, sich eine neue, für ihn passende Lebenswelt aufzubauen. Die Entscheidung, wegen seiner Partnerin in Deutschland zu bleiben, sieht er als selbstbestimmt und freiwillig – und im Ernstfall als revi-

dierbar - an. Daniel strebt keine Rückkehr nach Frankreich an, sondern genießt seine Sonderstellung und die Möglichkeiten, die ihm ein Leben „*im anderen Land*“ bieten. Von seiner sozialen Umwelt fühlt er sich akzeptiert und anerkannt, seine Partnerschaft bietet ihm die Sicherheit und Geborgenheit, die er für ein zufriedenes Leben (wenn auch mit beruflichen und finanziellen Unsicherheiten) braucht.

6.2.3.3 Bewertung der Partnerschaft

Daniel betont im Interview immer wieder, dass die Basis für eine Partnerschaft gegenseitiges Vertrauen und Verständnis füreinander ist. Dieses sieht er in seiner jetzigen Beziehung als realisiert an. Er fühlt sich mit seiner Frau glücklich und verdeutlicht im Interview, dass sie sich auch hinsichtlich ihrer Lebensziele und –vorstellungen, beispielsweise in der Kindererziehung, einig sind.

Daniel: „Und von Anfang an haben wir immer - gewollt, dass wir wegen der Kinder feste Zeiten haben - mit dem Essen zum Beispiel. (...) und das haben wir immer gemacht, auch in den Ferien – (...) und da waren wir uns sehr - einig.“
Interviewerin: „Hattet Ihr auch darüber geredet?“
Daniel: „Ja. Ja. Das haben wir durchgesetzt, auch bei den Freunden, es war manchmal sehr umständlich, und vielleicht haben manche Leute nicht richtig kapiert, warum wir das machen, und - aber das haben wir durchgesetzt, und das, ich finde gut, ich steh` dazu (...) weil - ich das wollte, und dann, und vielleicht hätte Hanna andere - Vorstellungen gehabt, aber das war so von Anfang an kein Problem.“

Es wird deutlich, dass dieses Verständnis füreinander darauf beruht, dass Gefühle offen angesprochen werden können, das Verständnis zum Teil jedoch auch auf nonverbaler Kommunikation basiert. Wichtig ist für ihn auch, dass er – gerade zu Beginn der Partnerschaft – seine Sehnsucht nach seinen Freunden und seiner Familie in Frankreich offen zeigen kann. Zwar redet er heute nicht mehr so häufig mit seiner Frau über diese Gefühle, er fühlt sich jedoch auch ohne Worte von ihr verstanden.

„Meine Freunde waren sehr traurig - *(lacht) (kurze Pause)*, das war, das war für sie - hart, für mich auch. - Und - ja, ich hab` sehr oft - große Sehnsucht nach ihnen - gehabt, aber mit Hanna war’s toll, die hat’s sehr gut verstanden, und - einmal war’s so schlimm *(lacht kurz)*, dass sie gesagt hat, na ja, nimm das Auto und fahr` zu deinen Freunden, das habe ich auch gemacht, so fünf, sechs Tage.“

Rein sprachlich sieht Daniel keine Probleme in der Partnerschaft, da er bereits vor seiner Migration sehr gut deutsch sprach und er – wie er sagt - auch kein Bedürfnis hat mit seiner Frau französisch zu reden (mit seinen Kindern spricht er dagegen nur französisch).

Zusammenfassung

Daniel stellt seine Partnerschaft als harmonisch und auf einer guten Kommunikation basierend dar. Tiefere Konflikte zwischen ihm und seiner Frau werden von ihm nicht thematisiert.

Daniel fühlt sich von seiner Frau unterstützt und verstanden, zumal sie seine Sehnsucht nach seinen französischen Freunden versteht und ihm hilft, Begegnungen mit ihnen zu realisieren. Seine eigenen Lebensziele kann er in seiner Partnerschaft verwirklichen.

6.2.3.4 Konstruktionen von kultureller Identität

Einstellungen zum Herkunftsland

Daniel zeigt an einigen Stellen des Interviews eine relativ kritische Sicht auf Frankreich. Vor allem die für ihn wichtigen Bereiche Schule und Erziehung kritisiert er stark. So distanziert er sich vom ‚französischen' Verhaltenskodex des Lehrers und nennt seine pädagogischen Ziele als Motiv, in Deutschland arbeiten zu wollen. Auch seinen Kindern will er das französische Schulsystem nicht zumuten.

Daniel: „Aber - sonst würde ich nicht nach Frankreich zurückwollen- wegen der Kinder. Das ist der, der Hauptgrund."
Interviewerin: „Warum wegen der Kinder?"
Daniel: „Ich will nicht, dass sie – in das französische Schulsystem gehen. Das ist so furchtbar da. Wenn man nichts anderes kennt, - oder kennengelernt hat, ist das kein Problem, ich bin ja auch durchgekommen, und ohne Schaden, denke ich. Aber wenn man in Deutschland Grundschule und die ersten Jahre gemacht hat, - dann zurück nach Frankreich, das wär `ne Katastrophe, das will ich nicht."

Dennoch ist Frankreich für Daniel sehr wichtig. Es entsteht der Eindruck, als sei Frankreich für ihn die Zuflucht im Hintergrund. Dies wird besonders in der Passage deutlich, in der er über seine Motive für den Austausch nach Deutschland spricht. Interessant ist sein Versprecher Netz – Nest. Es ist anzunehmen, dass er tatsächlich beides mit Frankreich verbindet. Netz ist dabei für ihn vermutlich ebenso positiv besetzt wie Nest, da es sich mit „Halt", „Sicherheit", „Nähe" und auch „Netz an Beziehungen" gleichsetzen lässt. Die möglichen negativen Bedeutungen beider Begriffe (Netz - Gefangen sein, Nest – klein, eng, erdrückend) stehen dagegen zurück.

Daniel: „Also, für mich war das nur - ein Jahr Pause, - mhm, mit den Leuten aus Frankreich, mit meiner Schule, aber dann zurück. - Zurück in`s Netz, - Nest *(lacht.)"*
Interviewerin: „Nest. Inwiefern ...?"
Daniel: „Netz auch. - Ach, das ist doch ein Nest, wenn man sich irgendwo wohlfühlt...(...) ist doch. Da hatte ich auch - mein - Nest und Netz, hatte beides. - Ich wollte zurück, also. - War ganz klar."
Interviewerin: „Was war ganz klar? - Warum wolltest Du zurück?"
Daniel: „Ja, weil ich mich wohlgefühlt habe."

Wichtig sind ihm die regelmäßigen Besuche in Frankreich, um Freunde und Familie zu besuchen, aber auch der Sprache wegen. Diese Besuche empfindet er als ein „*Fest*", dass er intensiv genießt. Die Fahrten nach Frankreich dienen jedoch auch dazu, seinen Kindern und seiner Frau Frankreich, Sprache und seine Freunde und Familie nahe zu bringen.

Interviewerin: „Bist Du denn jetzt, irgendwann mal in Frankreich? Was macht Ihr dann da?“
Daniel: „Familie besuchen, Freunde besuchen, Ferien, - also - wir verbringen jedes Jahr Neujahr in Frankreich, Weihnachten hier und Neujahr in Frankreich, eine Woche. Da sind wir - Ostern in Frankreich, bei drei Wochen Ferienzeit, meistens. Dann sind wir im Sommer - vier, fünf Wochen - und meistens im Herbst - auch eine Woche. - Und der zweite Grund, oder der dritte, Familie ist der erste, Freunde, ist aber auch die Sprache - für die Kinder und für mich. (*Pause*)“
Interviewerin: „Und – wie ist das dann, wenn Du wieder nach Frankreich fährst?“
Daniel: „Ja, das sind meistens Ferien, also - Dein Kopf ist ganz leer, - es ist schön, man kann dann entspannen. Die große Freude, die Leute wiederzusehen jedes Mal, das ist wie ein Fest. Ja, und dann wieder - wieder Französisch zu hören, hören und - ja, das ist eine große Freude.“

Einstellungen zum „anderen“ Land

Wie bereits dargestellt hat Daniel schon vor seinem Austausch nach Deutschland und dem Kennenlernen seiner Partnerin eine sehr enge Bindung nach Deutschland. Das Land ist ihm in wichtigen Aspekten (vor allem in Bezug auf Beziehungen) vertraut, die Familie, die er über einen Austausch als Schüler kennengelernt hat, nennt er seine „*zweite Familie*“ und sein „*zweites Zuhause*“. Auch nachdem er Deutschlehrer geworden ist, fährt er immer wieder nach Deutschland. In dieser Beschreibung nennt er Deutschland sogar seine „*zweite Heimat*“. Daniel macht damit deutlich, dass er sich seinen Empfinden nach bereits vor seiner Migration in Deutschland verwurzelt fühlt.

„Es war für mich alles, alles bekannt, - also dadurch, dass ich Deutschlehrer bin - oder war, - dass ich mindestens zweimal im Jahr in Deutschland, Deutschland war, entweder alleine oder mit Gruppen, Schülergruppen, - war das für mich, na ja, - wie eine zweite Heimat.“

Daniel betont, dass sich keine Veränderungen in seinen Vorstellungen von Deutschland und deutschen Lebensweisen durch die Partnerschaft ergeben haben. Heute ist das Leben für ihn in Deutschland sein normaler Alltag. Er fühlt sich hier wohl und aufgrund seines Mittlerwunsches zwischen Deutschen und Franzosen an der „*richtigen Stelle*“.

Interviewerin: „Was bedeutet es denn für Dich, hier jetzt in Deutschland zu leben?“
Daniel: „Ja, die - Erfüllung eines Wunsches, ...(*kurze Pause*), dass ich - ein Ziel erreicht habe (*kurze Pause*) und ja, und einen Wunsch, (*kurze Pause*) und das ist meine Entscheidung – und ich - hab’s geschafft.“

Erleben von kulturellen Unterschieden bzw. Gemeinsamkeiten in der Partnerschaft

Daniel hat sich im Alltag – dort, wo es ihm sinnvoll erschien – deutschen Gegebenheiten *„angepasst“*. Dies wird beispielsweise bei den alltäglichen Essgewohnheiten deutlich, die ihm praktischer gemäß den *„deutschen Gewohnheiten“* erscheinen. Die Wortwahl in diesem Kontext zeigt, dass Daniel aus seiner Sicht, zwar Gewohnheiten freiwillig angenommen hat, sie aber nicht als „seine“ ansieht. Französische (Ess-)Gewohnheiten werden von ihm und seiner Frau ebenfalls gepflegt – z.B. wenn Freunde eingeladen sind.

Daniel: „Ach ja, dann beim Essen, beim Abendbrot zum Beispiel, das ist typisch deutsch, wie die Deutschen abends essen. - Es - gibt nur kalt und - dann wenn wir von Frankreich zurückkommen, sagen - jedes Mal die Kinder, wollen wir abends wie die in Frankreich essen? Also die Kinder genießen das wirklich, abends warm zu essen. - Und da, das ist schon ein großer Unterschied. Aber ich muss sagen, dass das Fliegenfängerei ist in Deutschland, also, wenn ich zweimal am Tag kochen müsste, das ist schon..., das genieße ich richtig. *(lacht)"*
Interviewerin: „*(lacht)* Weil Du das auch bist, der das..."
Daniel: „Ja, also da habe ich mich sehr gut angepasst, auch wenn ich das Verb..., also, - es spart viel Zeit."

Sowohl Daniel als auch Hanna war es von Anfang an wichtig, dass die Kinder mit beiden Sprachen und kulturellen Bezügen aufwachsen - entsprechend hat Daniel von Beginn an mit seinen Kindern ausschließlich französisch gesprochen. Es ist ihm zudem wichtig, dass seine Kinder französische Gewohnheiten kennen. Auch aus diesem Grund sind ihm häufige Aufenthalte in Frankreich und regelmäßige Kontakte mit der französischen Seite der Familie sehr wichtig.

Daniel: „Wegen der Höflichkeit, - ist mir, für mich sehr wichtig, dass die Kinder zum Beispiel Leute grüßen, wenn sie uns besuchen. (...)Wenn wir in Frankreich sind, habe ich schon mal - öfter - das verlangt, dass sie zum Beispiel mit meiner Mutter sich die Hand geben oder so was. Das sind Sachen, die, die mich sehr - stören in Deutschland. Da, damit kann ich mich nicht anfreunden."
Interviewerin: „Mit dem - Hand geben oder?"
Daniel: „Ja. Da habe ich große Schwierigkeiten."
Interviewerin: „Warum?"
Daniel: „ Leute, die ich mag, möchte ich gerne umarmen und küssen."

Identität als Mittler zwischen beiden Kulturen

In vielen Passagen des Interviews wird deutlich, dass sich Daniel als Mittler zwischen den Menschen in Deutschland und Frankreich ansieht. Dies wird nicht nur im Umgang mit seinen Kindern deutlich, sondern auch in seinem Verhältnis zu seinen Freunden. Besonders stolz ist er darauf, dass es ihm gelungen ist, dass sich diese Begegnungen verselbständigt haben und heute auch Freundschaften unabhängig von seiner Person entstanden sind. Auch die Art und Weise, wie er seinen deutschen Freunden ‚französisches' Begrüßen mit Küsschen vermittelt, zeigt, dass Daniel sehr bewusst versucht, ihm wichtige Verhaltensweisen und Bindungen grenzüberschreitend zu etablieren. Hierdurch betont er nicht nur seine Identität als Franzose, sondern bemüht sich gleichzeitig aktiv darum, sich vor Ort eine vertraute Umgebung zu schaffen.

Daniel:„Zum Beispiel küsse ich ja auch meine Freunde hier in Deutschland, am Anfang war das - war das furchtbar. Ich hab` äh - Männer umarmt, ich hab` bemerkt, die werden Stock, ...die haben so gemacht (*Anm. richtet sich gerade auf*). Ja, und dann - habe ich das kennengelernt und jetzt küssen wir uns, wenn wir uns treffen, es - ist ganz locker geworden *(lacht)*, ganz schön, - und die Freunde beim

Tischtennis zum Beispiel, - ja, küssen sie auch jetzt immer, wenn sie sich treffen. Und - ich bin froh, dass ich das durchgesetzt habe. Dass ich das den Leuten beigebracht habe."
Interviewerin: „Und die machen das jetzt nicht nur mit Dir, sondern auch untereinander oder?"
Daniel: „Die Deutschen mit den Franzosen, ja, aber... die Deutschen miteinander, machen sie nicht."

Auch hinsichtlich seiner Kinder übt Daniel diese Mittlertätigkeit aus: Sie sollen sich nicht nur in beiden Ländern und Kulturen ‚richtig' verhalten können, sondern auch so wie er in der Lage sein, Verbindungen zwischen Menschen zu schaffen und Brücken zu bauen. Besonders wichtig ist ihm deshalb, dass seine Kinder über die Kinder seiner Freunde feste Bindungen in Frankreich aufbauen.

Interviewerin: „Was bedeutet das für Dich, dass Deine Kinder auch Deine eigene Kultur - kennenlernen?"
Daniel: „Es ist sehr wichtig, das ist ein Teil von mir. - Und - zum Beispiel, - haben meine Freunde in Frankreich Kinder, - die, ja, gleichaltrig sind etwa wie unsere - und wenn sie sich treffen, ist das eine, genauso eine so schöne Freundschaft zwischen denen - als die zwischen uns Eltern. Und ich glaube, das geht nur, wenn, wenn die Kinder diese Kultur kennen. Und das ist für mich sehr wichtig, dass diese Freundschaft jetzt in die nächste Generation - geht. Also, das ist - das ist für mich das Wichtigste. Also, in meinem ganzen Leben sind die Menschen - wichtig. Und ich glaube, die Kinder - müssen das lernen, das kommt nicht von alleine. Und wenn sie nur eine Kultur - kennen, ne, wenn sie, - kann es - kann es sein, dass es nicht klappt zwischen den Leuten, es muss nicht sein, aber – kann sein."

Zusammenfassung

Es zeigt sich im Interview immer wieder, dass Daniel von kulturellen Unterschieden zwischen den Menschen in Deutschland und Frankreich ausgeht. Deutlich wird auch, dass für ihn Deutschland und Frankreich in erster Linie für dortige Beziehungen stehen; politische oder wirtschaftliche Stellungnahmen lassen sich im Interview dagegen nicht finden. Dimensionen wie Nationalität oder Staatsangehörigkeit spielen ebenfalls keine Rolle.

Sowohl deutsche als auch französische Kulturelemente werden von ihm bewusst in seinen Alltag und in die Partnerschaft integriert. Er bezeichnet beide Länder als seine Heimat und empfindet sein Leben in Deutschland als Chance, weil es ihm die Möglichkeit bietet, Vertrautes und Neues (aus seiner Sicht aber nicht wirklich Fremdes) miteinander zu verbinden. Das Leben mit Elementen aus beiden Kulturen ist für ihn ein wesentlicher Bestandteil seiner Identität als ‚Franzose in Deutschland'. Gleichzeitig ist diese Mischung die Basis für seine Mittlertätigkeit zwischen Menschen beider Länder.

6.2.3.5 Heimat und Fremde

Soziale Beziehungen als Heimat

Immer, wenn Daniel im Interview auf Kategorien wie „*sich wohl fühlen*" oder „*sich zu Hause fühlen*" zu sprechen kommt, verbindet er diese eng mit sozialen Beziehungen. So bezeichnet

er schon seine Kindheit als angenehm, weil er in dem Ort bzw. später im Internat viele Freunde hatte. Auch seine Studienzeit empfindet er als gelungen, weil er dort schnell neue Freunde kennengelernt hat. Wenn er „*nicht einsam*“ war, hatte er keine Probleme, sich in eine neue Situation einzufinden.

Auch der Austausch und das spätere Bleiben in Deutschland werden von sozialen Beziehungen getragen. Daniel findet sofort Anschluss und hat schnell das Gefühl, zu den Menschen vor Ort zu gehören. Er fühlt sich damit nicht mehr als ‚Fremder‘, sondern in sozialen Beziehungen beheimatet. Die neuen Freundschaften sind ihm wichtiger als „*der Rest*“ – also die Tatsache, dass er mit der Migration seinen für ihn wichtigen Beruf und seine bisherigen Alltagsstrukturen aufgeben muss.

Um sich vor Ort wohl zu fühlen, bemüht er sich zudem aktiv um eine Verbindung seiner früheren und heutigen Beziehungen. Dies wird zu einem wichtigen Teil seiner Mittlertätigkeit zwischen Deutschland und Frankreich und führt gleichzeitig dazu, dass er sich eine für ihn passende Beziehungswelt aufbaut. Mit dem Aufbau dieser länderübergreifenden Beziehungen sichert sich Daniel nicht nur seine Identität als ‚Mittler‘, sondern schafft sich selber ein für ihn wesentliches Stück Heimat.

Nicht nur in diesem Kontext, sondern auch an anderen Stellen im Interview wird zudem deutlich, dass Daniel Freundschaften über lange Zeit hinweg pflegt und auch über Distanz aufrechterhält. Neue Freundschaften und Beziehungen integriert er in sein Beziehungsgeflecht und weitet damit die Strukturen, die als seine Heimat angesehen werden können, immer weiter aus. Er akzeptiert nicht nur, dass sein Beziehungsgeflecht immer größer und weiter wird, sondern sieht gerade dies auch als seine Aufgabe an.

Familie als Heimat

Neben seinen Freunden tragen auch seine Herkunftsfamilie und seine eigene Familie zu Daniels Wohlbefinden bei. In ihnen empfindet er Halt, Sicherheit, Vertrautheit und Verständnis. Es ist ihm sehr wichtig, den Kontakt zu seiner Herkunftsfamilie zu pflegen und sie regelmäßig während der Ferien zu besuchen und auch seine Frau und seine Kinder ermöglichen es ihm, sich „*zu Hause*“ zu fühlen. In der Partnerschaft empfindet er Vertrautheit, Vertrauen, Sicherheit und Verständnis. Diese ermöglichen es ihm, sich für den Verlust äußerer Sicherheiten wie Beruf und soziale Absicherung zu entscheiden und den Schritt in die finanzielle Abhängigkeit zu wagen. In seinen Kindern kann er dagegen seine französische Seite weiterleben und weitergeben. Auch dies kann als Stück Heimat für Daniel angesehen werden.

Sprache/Kultur als Heimat

Sprache stellt für Daniel die Möglichkeit dar, soziale Beziehungen aufzubauen und zu pflegen. Es ist ihm deshalb wichtig, dass auch seine Kinder fließend französisch sprechen und denken können. Beide Länder – Deutschland und Frankreich – assoziiert er spontan mit Austausch und Sprache, wobei allerdings der Eindruck entsteht, als sei für ihn die französische Sprache in stärkerem Maße etwas Eigenes und Vertrautes, so dass er es als „*große Freude*" und als „*Fest*" bezeichnet, wenn er in Frankreich ist und um sich herum Französisch hören kann (siehe Zitat vorne).

Geographische Räume als Heimat

Geographischen Räumen wie Orten, Regionen oder gar Ländern misst Daniel auffallend wenig Bedeutung zu. Sie sind für ihn vor allem als Hintergrund für menschliche Begegnungen wichtig. Lediglich der Ort seiner Kindheit wird im Interview etwas näher, jedoch auch wenig ‚räumlich' sondern wiederum durch soziale Beziehungen genauer bestimmt.

Interviewerin: „Würdest Du denn gerne wieder in dem Ort Deiner Kindheit wohnen?"
Daniel: „Nein. *(lacht)"*
Interviewerin: *(lacht)*
Daniel: „Da nicht, ne *(lacht)*."
Interviewerin: „Ja? Warum?"
Daniel: „Es ist viel zu klein und äh ich kenne - alle Leute *(kurze Pause)* und das wäre für mich zu, zu fremd, weil, ja, das sind jetzt, seit wann bin ich weg, seit, richtig weg seit - `72 - also das, das wäre zu - das wäre mir zu unangenehm. - Und wenn man - in B. - vierzehn Jahre lang gewohnt hat, gelebt hat, ist es dann schwer so in ein Kaff zurückzugehen. *(lacht)"*

Wichtig für den Bezug zum Ort seiner Kindheit ist jedoch auch sein Vater. Seit dessen Tod hat sich sein Verhältnis zum Ort und zu den Menschen verändert. Mit ihm sind Bindungen und Beziehungen verloren gegangen – der Ort ist ihm zunehmend fremd geworden. Zwar besucht er auch heute noch gelegentlich „*Leute aus der Zeit*" – die Traurigkeit durch den Tod des Vaters schwingt hierbei jedoch immer mit.

„Also wenn, wenn ich hinfahre, gehe ich gerne in, ins Dorf spazieren und ich treffe auch ein paar - Leute aus der Zeit. Der eine ist Arzt - und äh ich besuche ihn auch gerne. - ein paar Familien besuche ich auch immer, das gehört zum Programm, insofern habe ich immer noch Bezug zu den Leuten und zu dem, zu dem Ort. *(kurze Pause)* Doch, es hat sich was geändert, mein Vater ist gestorben, und habe ich ihn besucht da. Es ist jedes Mal - ja, dieses Gefühl, was damals nicht war, ne, die Traurigkeit und ..., ne. Insofern ist das doch anders geworden. Aber ich fahre gerne da hin. Ich würde zwar nicht gern da leben, - aber - ich fahre gern dort hin."

Eigene Heimatdefinition

In seiner eigenen Definition des Begriffes ‚Heimat' weicht Daniel jedoch von den beschriebenen Heimatdarstellungen ab.

Interviewerin: „Du kennst ja sicher das, das deutsche Wort „Heimat"? Was würdest Du denn jetzt als Deine Heimat ansehen?"
Daniel: „*(kurze Pause)* Ja, Heimat ist für mich der Ort, wo ich geboren bin. - Aber das bedeutet nicht, dass ich da - leben möchte *(kurze Pause)* Das ist etwas anderes, - ..."
Interviewerin: „Ja."
Daniel: „... aber von der Definition her ist die Heimat da, da, - wo man heimgeboren ist."
Interviewerin: „Hmhm. *(kurze Pause)* Und was ist dann - jetzt Deutschland für Dich?"
Daniel: „Deutschland? - Das ist ein anderes Land als meine Heimat, - das ist so die ersten Worte, die - kommen, sind - Sprache, - deutsche Sprache - Freunde - Zuhause - dann kommt zum Beispiel ein Wort wie Vergangenheit - und dann kommt Austausch - ja."
Interviewerin: „Mhmh. Und Frankreich? *(...)* "
Daniel: „Frankreich? Ja, haben wir schon gesagt, Heimat, da wo ich geboren bin, - Kindheit, - Freunde, - und ja Reiseziel, *(beide lachen)* Wurzeln, - und Freude, - ja."

Direkt nach der Bedeutung des Begriffes gefragt, ist Heimat für ihn „*von der Definition her*" der Ort, an dem er geboren wurde – er weitet diese Definition aber anschließend mehr oder weniger auf ganz Frankreich aus. Deutschland ist dagegen für ihn „*ein anderes Land als meine Heimat*", aber dennoch „*Zuhause*" oder wie er in anderen Stellen des Interviews erklärt „*wo ich hingehöre*" oder seine „*zweite Heimat*". Auffallend ist auch, dass er Heimat zwar zunächst als Ort bzw. als Land definiert, gleich darauf jedoch wieder auf seine Freunde eingeht.

Diese Aussagen zeigen, dass Daniel gewisse Schwierigkeiten hat, seine eigene Definition von Heimat aufrechtzuerhalten. Diese Schwierigkeit rührt vermutlich daher, dass er sich bei der Definition an formalen Inhalten orientiert – sich emotional aber vermutlich nicht wirklich mit dieser Definition identifizieren kann.

Umgang mit Heimweh und Fernweh

Daniel spricht im Interview offen über sein Heimweh, dass auch heute noch, wenn auch schwächer, zu seinem Leben gehört. Er empfindet auch heute noch Sehnsucht nach seinen Freunden, hat jedoch Wege und Möglichkeiten gefunden bzw. aktiv herbeigeführt, damit umzugehen.

Interviewerin: „Hmhm. Gibt es denn Situationen, in denen das Gefühl besonders stark ist?"
Daniel: „Das Gefühl der - Sehnsucht oder?"
Interviewerin: „Ja."
Daniel: „*(kurze Pause)* Ja, - manchmal ganz banale Sachen, wenn ich zum Beispiel - ein, einen Sänger oder eine Sängerin höre aus Frankreich, und - auf einmal denke ich an Situationen, die ich erlebt habe

- mit bestimmten Leuten und dann geht der ganze Film, der ganze Film läuft dann, - und dann - dann ist das schon - schwer, - weil das eine schöne Zeit war und - ja, auf einmal denke ich an diese Leute."
Interviewerin: „Und was machst Du dann?"
Daniel: „Oft mache ich die Augen zu, - ja und - oder ich schreibe, sofort, nehme dann `nen Stift und schreibe - oder lege eine Platte auf und - ja und lasse meine Gedanken dann ... Ja."
Interviewerin: „Mhmh. Redest Du auch mit Hanna drüber?"
Daniel: „*(Pause)* Nein, nicht direkt. - Also, ursprünglich war das, am Anfang war das sehr, sehr stark, und habe ich Dir ja schon erzählt, die hat's bemerkt, ohne dass ich ihr erst sag` - Daniel, Dir geht's nicht gut, fahr hin, heute, inzwischen ist das auch nicht mehr so toll, - also, ich muss nicht mehr hin.... sagen wir so. Und dadurch, dass wir dann so regelmäßig hinfahren, geht es auch, kann ich das aushalten. (*lachen beide*)"

Insgesamt wirkt er Daniel zwar traurig über die Trennung von seiner Familie und seinen Freunden, dies scheint jedoch zu einem akzeptierten Teil seiner Identität geworden zu sein, der ihn nicht in Bezug auf sein Leben in Deutschland hemmt. Vielmehr betont er immer wieder, dass es sein ausdrücklicher Wunsch bzw. ein erreichtes Ziel ist, hier zu leben. Wie beschrieben sieht er sich „*an richtiger Stelle*".

Zusammenfassung

Auch wenn Daniel Heimat als seinen Geburtsort beschreibt, zeigt sich im Interview sehr deutlich, dass Daniel vor allem in sozialen Beziehungen zu Freunden und zur Familie seine Heimat findet. Beziehungen - und gerade auch die Erweiterungen seines Beziehungsnetzwerkes – tragen zu einem positiven Lebensgefühl bei und geben ihm Halt und Sicherheit. Daniel hat sich hierdurch eine sehr entwicklungsfähige Heimat geschaffen, in die seit seiner Kindheit – wie bei einem Netz - immer neue Freunde und Bekanntschaften integriert werden. Seine Heimat kann er an jeden Ort in Deutschland oder Frankreich mitnehmen, sein Heimweh und sein Fernweh überwindet er, in dem er die Bemühungen um sein Netzwerk aktiv verstärkt. Fremde entsteht dagegen bei ihm, wenn Beziehungen verloren gehen, so ist ihm z.B. sein Geburtsort in gewisser Weise fremd geworden, da er dort keine engen Fremden oder Familie mehr hat.

6.2.3.6 Fazit

In Daniel Leben spielen soziale Beziehungen eine zentrale Rolle. Seine Freunde und seine Familie geben ihm – auch in schwierigen Lebenssituationen - Halt und Sicherheit und vermitteln ihm das Gefühl, fest in seine Umwelt integriert zu sein. Er sieht es als Herausforderung oder sogar Lebensziel an, neue Beziehungen in dieses Netzwerk zu integrieren und mit bestehenden Beziehungen zu verbinden. Veränderungen in seinem Leben sieht er deshalb als Chance an, die er aktiv und schnell nutzt.

Schon früh spielen in seinem Leben Beziehungen zu Deutschland und Deutschen eine wichtige Rolle, wobei er sich von Anfang an bemüht, sich diese Fremde vertraut zu machen und in sein Leben (als zweite Heimat) zu integrieren. Gleichzeitig scheint Deutschland für ihn eine Chance darzustellen, die enge Lebenswelt seiner kleinbürgerlichen Herkunft, auszuweiten. Es ist somit nicht verwunderlich, dass er sich, nachdem ihn seine erste Frau verlassen hat, dazu entscheidet, das Angebot für ein Jahr als Lehrer nach Deutschland zu gehen, anzunehmen. Dies ermöglicht ihm zum einen, eine für ihn schwierige Situation zu lösen, gleichzeitig eröffnet es für ihn die Chance, eine Zeit lang in seiner „*zweiten Heimat*" zu leben. Die spätere Migration nach Deutschland stellt für ihn keinen Bruch, sondern nur einen Perspektivenwechsel dar, der ihm neue Chancen eröffnet: Es wird für ihn jetzt zur Aufgabe, sein Netzwerk in Deutschland auszuweiten und seine Beziehungen – im Sinne eines Mittlers zwischen Deutschland und Frankreich – miteinander zu verknüpfen.

Heimat kann deshalb für Daniel als Netzwerk sozialer Beziehungen beschrieben werden. Seine Freunde und auch seine Familie geben ihm Halt und Sicherheit; von ihnen erhält er die Bestätigung und das Vertrauen, das er benötigt, um auch schwierige Lebensabschnitte zu bewältigen. Sprache dient dabei als Werkzeug, um diese Beziehungen zu pflegen und aufrechtzuerhalten. Die Heimaterfahrungen von Daniel stellen sich somit als kontinuierlich (er verfolgt diese ‚Heimat-Strategie' seit seiner Jugend), gleichzeitig jedoch auch als offen und entwicklungsfähig dar. Orte haben dagegen – außer vielleicht der ideellen Bindung an seinen Herkunftsort – für ihn nur eine geringe Bedeutung.

Entscheidungen – auch schwierige – trifft Daniel aktiv und selbstbestimmt. Gemeinsam mit seiner Partnerin sucht er nach Lösungen für Probleme, die sich aus diesen Entscheidungen ergeben können. Migration und Partnerschaft basieren somit auf Freiwilligkeit und dem Gefühl, eventuelle Fehler korrigieren und den Weg ändern zu können.

6.2.4 Camille: *„Das Gebilde Deutschland-Frankreich en bloc – das ist meine Heimat."*

Wie Daniel geht auch Camille von vornherein sehr offensive mit den Möglichkeiten um, die ihr eine deutsch-französische Ehe bieten. Ein zentrales Thema in ihrem Interview ist das Bedürfnis von Camille, etwas Besonderes zu sein. Dieses Besondere manifestiert sich vor allem an ihrer für ihre Herkunft überdurchschnittliche Bildung, ihrem gelungenen Streben nach Wissen und Erfolg und ihre Bindung an Deutschland. Ihr großes Interesse an fremden Ländern und Kulturen stellt eine weitere Besonderheit dar, die sie von ihrem Umfeld abhebt.

Bereits in ihrer Kindheit hebt sie sich durch ihr Deutschlernen in der Schule von ihrem Umfeld ab. So ist es für sie ein besonderes Privileg, an ihrer Schule Deutsch lernen zu können: sie ist Teil der ersten Deutschklasse, die nur aus 9 sehr guten Schülerinnen besteht, die bei einem Scheitern des Experimentes den Wechsel in andere Klassen mit anderen Fächerschwerpunkten ohne Probleme schaffen würden. Der Besuch dieser Klasse hebt sie von den anderen Mitschülern ab, gleichzeitig ist sie eine der wenigen ihrer Familie, die nicht nur Abitur machen – und sogar in einem sehr jungen Alter - sondern auch ein Studium erfolgreich abgeschlossen haben. In dieser ‚besonderen' Entwicklung fühlt sie sich von ihren Eltern unterstützt und getragen. Ihre Kindheit empfindet sie als harmonisch, größere Brüche und Ortswechsel gab es in ihrer Kindheit und Jugend nicht.

Die Beziehung zu Deutschland hilft ihr jedoch auch ihre Sehnsucht nach einer Begegnung mit der Fremde zu stillen. Da ihre Eltern durch einen eigenen kleinen Betrieb kaum reisen konnten, behilft sich Camille mit dem Lesen von Büchern über andere Länder. Tatsächliche Begegnung mit der Fremde erfolgt über einen Austausch ihrer Deutschklasse nach Deutschland und über Freizeiten mit deutschen und französischen Jugendlichen.

Nach dem Abitur beginnt Camille ein Deutschstudium, zunächst weil sie ihren Traum Hotelfachfrau aufgrund ihres jungen Alters nicht umsetzen kann, dann aus einer Begeisterung für Literatur und die deutsche Sprache und den Lehrberuf. Ihre Träume von einem ganz anderen Leben (in China, in der Südsee) behält sie bei, setzt jedoch gleichzeitig ihre ehrgeizigen Ziele aktiv und erfolgreich um und wird in sehr jungem Alter Deutschlehrerin in einem kleinen Ort an der Küste Frankreichs. Dort heiratet sie und bekommt ihr erstes Kind.

Der plötzliche Tod ihres Mannes durch einen Unfall lässt ihre Welt zerbrechen. Zwar arbeitet sie weiterhin erfolgreich als Lehrerin und behält auch ihre engen Kontakte zu Freunden und zu ihrer Familie bei, sie fühlt sich jedoch als junge Witwe stigmatisiert und von allen beobachtet und bemitleidet.

In dieser Situation lernt sie ein bis zwei Jahre nach dem Tod ihres ersten Mannes Daniel kennen. Zwar hat sie nie gezielt nach einer Heirat mit einem Fremden gesucht, dennoch entsteht der Eindruck, dass das Interesse eines Außenstehenden – und zudem Deutschen – für sie in gewisser Weise eine Erlösung darstellt. So entscheidet sie sich nach relativ kurzer Zeit für eine Migration nach Deutschland, lässt sich an ihrer Schule beurlauben und zieht mit ihrem Sohn zu ihrem Partner nach Norddeutschland. Hier beginnt sie nach einer kurzen Eingewöhnungsphase, sehr zielstrebig und aktiv ihre Integration zu betreiben. Um im selbstständigen

Familienbetrieb ihres Mannes richtig mitarbeiten zu können, absolviert sie zunächst eine entsprechende kaufmännische Ausbildung und steigt schließlich mit in die Geschäftsführung ein. Sie ist stolz auf ihre Erfolge im Betrieb und auf das neue Leben, das sie sich aufgebaut hat. Der „*totalen Wechsel*“ von Wohnort, Lebensform, Sprache, Beruf und sozialen Beziehungen war eine bewusste Entscheidung, die sie nicht bereut.

Heute fühlt sie sich in Deutschland sehr wohl, pflegt aber gleichzeitig aktiv ihre Bindungen an Frankreich. Sie fühlt sie sich in ihrer Rolle als Französin in Deutschland wohl und nutzt diese, um ‚andere‘ Elemente und Denkweisen in den Betrieb einzuführen. Sie und ihr Sohn behalten bewusst ihre französische Staatsangehörigkeit bei und die Familie fährt regelmäßig gemeinsam in ihr Ferienhaus in Frankreich, das sie bei ihrer Migration behalten hat. Zu Beginn der Partnerschaft spricht sie mit ihren Kindern nur Französisch, heute spricht die Familie überwiegend Deutsch, im Urlaub in Frankreich spricht jedoch die ganze Familie – und auch ihr Partner - meistens Französisch. Deutsche Alltagsgewohnheiten hat sie dort angenommen, wo sie ihr praktisch erschienen, ihr wichtige französische Gewohnheiten, z.B. an Weihnachten oder die Begrüßung von ihr nahe stehenden Menschen mit Küsschen, jedoch in ihr neues Leben integriert. Das Leben mit Kulturelementen aus beiden Ländern empfindet sie als Privileg.

Ihr Partner unterstützt diese Lebensweise mit Elementen aus beiden Kulturen aktiv und hat viele ihrer französischen Gewohnheiten angenommen. Gemeinsam versuchen sie zudem ihre Träume von der Fremde durch gelegentliche Reisen nach China in ihren Alltag einzubinden. Beide wünschen sich etwas mehr Freizeit, akzeptieren aber die Einschränkungen, die ein eigener Betrieb mit sich bringt. Die Kommunikation mit ihrem Partner empfindet sie als gut, Probleme werden – wenn nötig – besprochen und gemeinsam gelöst.

Heimat ist für Camille „*das Gebilde Deutschland-Frankreich en bloc*.“ Sie empfindet sowohl das Haus in Frankreich als auch das Haus/den Betrieb in Deutschland als ihr Zuhause und hofft, dass sie auch in Zukunft Kulturelemente/Lebensweisen miteinander verbinden kann. Darüber hinaus ist für Camille die Familie (ihre eigene, ihre Herkunftsfamilie und die Familie ihres Partners) sehr wichtig. Sie sind für sie die Basis eines zufriedenen Lebens. Gleichzeitig spielen auch soziale Kontakte in ihrem Leben eine wichtige Rolle: In jeder Lebenssituation hat sie neue Kontakte gewonnen und schnell neue Menschen kennen gelernt. Dass diese Kontakte zum Teil mit der Zeit verloren gehen, akzeptiert sie als Teil des Lebens. Heute hat sie sowohl Freunde am Ort als auch an anderen Orten in Frankreich, Deutschland und anderen Ländern. Orte selber spielen für sie dagegen eine geringere Rolle.

Camille wirkt im Interview überwiegend trocken und nüchtern, zeigt jedoch eine große Leidenschaft, wenn sie über das Thema „Bildung“, ihre Erfolge und ihre Gestaltung des gemeinsamen Alltags spricht. Sie erscheint selbstbewusst und bemüht sich bei Problemen und in schwierigen Lebenssituationen aktiv um Lösungen. Sie akzeptiert die Einschränkungen des realen Lebens, behält jedoch ihre Träume bei und versucht, sich Nischen zu schaffen, um diese umzusetzen (z.B. die langen Ferien am Meer in Frankreich und die gelegentlichen Reisen nach China). Ihre Lebensgeschichte und ihre Strategien zur Bewältigung neuer Situationen ähneln denen von Daniel, wobei sie jedoch ihre Integration deutscher und französischer Gewohnheiten auf die Familie und ihre engere Lebenswelt beschränkt. Zwar bedeuten auch ihr soziale Kontakte viel, sie ‚lebt‘ jedoch nicht in dem Maße wie Daniel von ihnen und schenkt ihnen in ihrer Erzählung weniger Raum.

6.2.5 Das Typische der Fälle

Daniel und Camille bewerten ihre Kindheit (im Nachhinein) als überwiegend positiv. Sie stammen wohl aus stabilen familiären Verhältnissen und fühlten sich als Kind und Jugendliche fest in ihre Familien integriert. Zwar erlebte gerade Daniel wohl hinsichtlich seiner schulischen Ausbildung viele Veränderungen und mehrmalige Internatswechsel, insgesamt zeichnet sich die Kindheit von beiden aber durch eine relativ hohe Kontinuität aus. Gemeinsam ist den beiden Fallbeschreibungen auch, dass sich wohl beide aktiv und aus eigener Kraft aus einer eher einfachen sozialen Herkunft durch Bildung entfernt haben, also schon früh die Gestaltung ihres Lebensweges in die eigene Hand genommen haben. Für beide lief dieser Weg vor allem über das Erlernen der deutschen Sprache, die ihnen ermöglicht, Fremde kennen und durch Auslandsbesuche erfahren zu lernen. Beide haben heute – nach der Migration – einen guten Kontakt zu (Teilen) ihrer Herkunftsfamilie, das Verhältnis scheint aber weniger eng zu sein als zu selbst gewählten Freundschaften.

Deutlich wird in beiden Biographien, dass Fremde in der Kindheit und Jugend mit dem Wunsch verbunden ist, die Enge der Herkunft zu verlassen. Beide stehen wohl mit ihrem Wunsch nach Fremde relativ alleine in der Familie und suchen aktiv nach eigenen Wegen, um sich diesen Wunsch zu erfüllen. Deutschland ist dabei für beide zum Zeitpunkt der Migration in der eigenen Wahrnehmung nicht mehr Fremde. Beide haben das Gefühl, Deutschland schon gut zu kennen und fühlen sich in der deutschen Sprache sehr sicher. Für sie ist die Migration ein schon immer gedachter Schritt auf ihrem Lebensweg und stellt in einer als nicht befriedigend wahrgenommen Lebenssituation in Frankreich einen logischen Schritt in Hinblick auf gewünschte Veränderungen dar. Deutlich wird, dass die Migration in beiden Fällen

nicht als Bruch zum bisherigen Leben, sondern als Weiterentwicklung wahrgenommen wird. Zwar erscheinen ihnen manche Gewohnheiten als fremd, diese werden jedoch als nicht relevant in Hinblick auf die eigene Integration vor Ort angesehen. Fremde wird eher mit Ländern außerhalb des Gebildes Deutschland-Frankreich verknüpft.

Heimat bedeutet für Daniel und Camille zu wissen, wo und vor allem zu wem sie gehören. Beide haben ein Heimatverständnis, das sich überwiegend auf soziale Strukturen bezieht. Orte haben dagegen eine sehr geringe Bedeutung und stellen nur den Rahmen für soziale Beziehungen dar. Freunde und Familie stellen für sie ein Netzwerk an Bindungen dar, das ihnen Halt und Sicherheit bietet. Neue Beziehungen können in dieses kontinuierlich existierende Netzwerk gut integriert werden, Heimat ist damit für beide ein offenes und entwicklungsfähiges System, das aktiv gestaltet werden kann. Beide haben in ihrem Netzwerk aber auch Freundschaften, die sie seit der Kindheit pflegen und empfinden diese vertrauten und sicheren Beziehungen als Basis, um neue Wege gehen zu können. Dieses Netzwerk funktioniert grenzüberschreitend; Daniel und Camille haben somit sowohl in Frankreich als auch in Deutschland heimatliche Beziehungen.

Sowohl Daniel als auch Camille haben das Gefühl zu wissen, wo sie herkommen und wo sie hingehören. Sie können auf ein Netz stabiler Beziehungen zurückgreifen, die ihnen Sicherheit und Zugehörigkeit vermitteln. Hieraus entsteht eine große Offenheit und Bereitschaft für Veränderungen. Beide haben sich bewusst für die Migration entschieden und einem Leben in Deutschland positiv entgegengesehen. Die hieraus entstehenden Veränderungen in ihrem Leben können sie gut bewältigen. Sie suchen aktiv nach Lösungen und haben das Gefühl, ihr Leben selber gestalten zu können. Mit Problemen gehen sie offen um und haben auch in schwierigen Zeiten ausreichend Ressourcen, um Probleme zu lösen bzw. zumindest (für eine gewisse Zeit) zu akzeptieren. Heute genießen sie die gewisse Sonderstellung als Franzosen in Deutschland. Sie empfinden sich aber nicht als Fremde, sondern fühlen sich in ihrer neuen Umgebung beheimatet. Auffallend ist zudem, dass beide sich als Mittler zwischen den Menschen in Deutschland und Frankreich sehen, sich also aktiv darum bemühen Fremde abzubauen und ihr Umfeld für das Andere zu begeistern. Das Leben mit beiden Kulturen ist für sie eine Chance, da es eine Erweiterung des Möglichkeitsraumes darstellt. Es bietet die Freiheit, das Leben so zu gestalten, wie er/sie es möchten. Ich sehe daher bei Daniel und Camille eine ‚hybride Identität' im Sinne von Hall, also eine Verinnerlichung und Zugehörigkeit zu verschiedenen Kulturen.

Sowohl Daniel als auch Camille empfinden ihre deutsch-französische Partnerschaft als einen ‚normalen' Schritt in ihrem Leben. Das Leben mit einem deutschen Partner bietet ihnen die Möglichkeit, ihren Lebensweg in eine Richtung zu verändern, die sie positiv bewerten. Dabei ist die Partnerschaft zwar der Auslöser für die (dauerhafte) Migration, sie bedeutet jedoch keinen Bruch mit den bisherigen Lebenszielen und Lebenserfahrungen. Wichtiger ist für beide, einen Partner gefunden zu haben, mit dem sie Lebensvorstellungen teilen und bei dem sie persönliche Anerkennung und Vertrauen erfahren. Das Familienleben mit Elementen aus beiden Kulturen ist für sie selbstverständlich und eine logische Fortsetzung ihrer Mittlertätigkeit zwischen den Kulturen. Dabei ist für beide grundsätzlich auch ein Leben mit ihrem Partner in Frankreich vorstellbar, jedoch aufgrund äußerer Faktoren nicht gewünscht.

6.3 Richard „*Ich bin der Wanderer zwischen den Welten*."

6.3.1 Interviewsituation

Die Adresse von Richard und Claudine bekam ich über einen Bekannten. Zunächst entschied sich Claudine am Interview teilzunehmen, dann stimmte auch ihr Mann zu. Aufgrund seiner beruflichen Situation (er pendelt in der Woche nach Sachsen) fand das Interview an einem Wochenende statt und dauerte etwa zweieinhalb Stunden. Das Interview fand im Wohnzimmer statt, das im Einrichtungsstil eher französisch wirkte[17]. Claudine war zwar zu Beginn des Gespräches anwesend, kam jedoch nicht ins Zimmer und verließ die Wohnung kurze Zeit später. Gegen Ende des Gespräches schaute sie noch einmal kurz herein. Weitere Störungen gab es nicht.

Richard wirkte während des Interviews sehr entspannt und locker. Er rauchte Zigarillos und saß entspannt in seinem Sessel. Das Erzählen und Erklären schien ihm Spaß zu machen – seine Erzählpassagen waren in der Regel sehr ausführlich. An einigen Stellen machte er eine kurze Pause, so dass ich die nächste Frage stellte, kam dann aber noch mal auf das vorherige Thema zurück. Trotz seiner generellen Offenheit, wirkte Richard etwas zurückhaltend bei der Schilderung seiner eigenen Gefühle. Zwar wurde er im Laufe des Gespräches offener, wirklich emotional jedoch nie. Wie er sich selbst beschrieb, liebt er es zu erklären und auch seine eigene Situation zu analysieren. Insgesamt war die Atmosphäre im Interview sehr angenehm, es schien Richard Spaß zu machen, noch einmal in die Vergangenheit zu schauen und über

[17] Das Zimmer war überwiegend mit alten und im Stil verschiedenen Möbeln eingerichtet, die einzeln standen. Es gab keine Schrankwand oder klassische Sofaecke. Der Esstisch stand im Mittelpunkt des Zimmers.

seinen Weg nachzudenken. Nach dem Interview unterhielten wir uns noch kurz über meine Arbeit.

6.3.2 Zentrale Themen

Zentrale Themen im Interview mit Richard sind sein kritisches Verhältnis zur deutschen Geschichte, sein soziales Engagement und sein Interesse für fremde Länder und Kulturen.

Richard kommt an mehreren Stellen im Interview auf die deutsche Vergangenheit zu sprechen. Er setzt sich intensiv mit der Zeit des Nationalsozialismus auseinander und hinterfragt auch seine eigene Familiengeschichte immer wieder kritisch. Auch heute kann er mit dieser „*nationalistischen Scheiße*“ nichts anfangen. Sehr interessiert ist er zudem an den Veränderungen durch den Fall der Mauer. Als sich die Gelegenheit ergibt, entschließt er sich im Rahmen einer Aufbauhilfe beruflich nach Sachsen zu wechseln.

Seine sozialen Interessen hängen eng mit seinem Interesse für andere Länder und Kulturen zusammen. Schon als Jugendlicher ist er sozial engagiert und nimmt regelmäßig an internationalen Arbeitstreffen teil, bei denen sich Jugendliche verschiedener Länder treffen, um an einem sozialen Projekt zu arbeiten. Er reist viel und hat auch heute noch Fernweh nach anderen Ländern. Die Kontakte mit Frankreich sind ihm sehr wichtig und er bedauert es, dass seine Kinder nicht stärker mit beiden Kulturen aufgewachsen sind.

6.3.3 Interpretation des Interviews

6.3.3.1 Kindheit und Erwachsenwerden

Kindheit

Richard schildert seine Kindheit als Geschichte von Verlusten und dem Verschweigen dieser Verluste: Vor seiner Geburt verliert die Familie durch Bombardements ihr Haus, die Stadt wird zerstört, seine Mutter stirbt bei seiner Geburt, sein Vater scheitert beruflich und finanziell und stirbt als Richard 13 Jahre alt ist. Diese Verluste werden in der Familie aber nicht thematisiert. Erst spät entdeckt Richard, dass seine Mutter nicht seine leibliche Mutter ist. Was der Verlust des Hauses und der Stadt für seinen Vater bedeutet, erfährt er erst als Erwachsener von seinem Bruder. Sein Wunsch, die Familiengeschichte während der Nazizeit aufzuarbeiten, wird von seiner Mutter blockiert. Mit diesen Verdrängungserfahrungen setzt sich Richard im Interview intensiv auseinander. Er fragt sich, warum er diese Dinge nicht erfahren durfte und empfindet dieses Verhalten als „*merkwürdig*“. Er fühlt sich ausgegrenzt und – wie sein Onkel – als der einzige in der Familie, der Dinge hinterfragt. Zum anderen

zeigen sich jedoch auch bei ihm im Interview Versuche, Probleme zu verdrängen: So möchte er zunächst nicht auf seine Erfahrungen während seiner Kindheit eingehen und kommentiert auch den Tod seines Vaters nur mit einem kurzen Satz.

„Diese Trauer hat übrigens, unter anderem - zu dem merkwürdigen Ergebnis geführt, dass - ich gar nicht erfahren habe, dass meine zweite Mutter meine zweite Mutter war, - ich wusste es irgendwie in einem - Hinterkopf, aber es gab das absolute Schweigegebot, dass - ich davon nicht behelligt werden darf, ne. Und äh, der darf das nicht erfahren."

„Ich habe zum Beispiel begriffen, dass - *(kurze Pause)* wie sehr mein Vater eigentlich an dieser seiner Stadt hing. (...) Diese Stadt ist ausradiert worden in einer - der Bombennächte da im Oktober `44, (...). Mein Bruder - hat nämlich viel, viel später einmal gesagt, dass er, es gibt ganze Straßenzüge, die er total gemieden hat, weil er einfach nicht ertragen konnte, - zu sehen, - wie das weg war. Das, das hat mir nie einer gesagt in der Kindheit, ne. Ich hab` das von meinem Vater, diese Dinge nie gehört, ja, obwohl man alles Mögliche wusste, ne, also ich meine, ich war 13."

„Komisch, irgendwas, bei meiner zweiten Mutter gab`s einen Bruder in der Familie *(kurze Pause)* (...) da gab`s einen Bruder, der im Krieg geblieben ist (...) Es wurde nie gesagt, woran er eigentlich gestorben ist, sagte man immer, der wär irgendwie - gefallen. Flugzeug oder so. Aber von wegen, ne, nix da, der ist hingerichtet worden, ne, weil er - als einziger in der ganzen Familie, in dieser - stiefmütterlichen Familie - zweitmütterlichen Familie, als einziger - was gegen die Nazis hatte, ne. Die anderen hatten offenbar da alle null Bedenken, ne. Ich habe endlose Gespräche mit meiner Mutter über die Nazizeit geführt, aber sie hat mir nie - das konkret gesagt. (...) Und äh - das Umgehen mit dieser Geschichte hat mich irgendwie innerlich sehr beschäftigt."

Zu diesen Verlusten kommen die Streitigkeiten zwischen seinem Vater und seiner Stiefmutter hinzu, die er mit dem sehr drastischen Wort „*Kriege*" belegt. Vor allem die Art seines Vaters, mit diesem Problem umzugehen empfindet er als unangemessen. Er erkennt zwar die Überforderung seines Vaters an und versucht auch Verständnis für ihn zu wecken, möchte sich aber dennoch von seinem Verhalten distanzieren. Richard verurteilt seinen Vater nicht. Er versucht stattdessen, die, wenn auch „*deprimierenden*" Ursachen für sein Verhalten zu finden. Trotz Streitigkeiten und Probleme möchte Richard nicht den Eindruck entstehen lassen, dass sich seine Eltern nicht um ihn gekümmert hätten: Sein Vater hat sich im Rahmen seiner Möglichkeiten „*bemüht*", für ihn da zu sein. Auch zu seiner Stiefmutter, die er übrigens fast immer als seine Mutter bezeichnet, besteht eine gewisse, wenn wohl auch nicht befriedigende Nähe.

„Kriege zwischen meinen Eltern, also meine zweite Mutter habe ich, also meine Mutter irgendwie, wie ich schon gesagt habe – irgendwie habe ich das als etwas Beunruhigendes empfunden. (...) Mein Vater hat mal irgendwann nach so `nem, nach so `ner Krise - keine Ahnung, wie alt ich da war, - elf oder zwölf, irgendwas - gesagt: Lass dich niemals mit den Langhaarigen ein! Also, ich hab` das, ich bezeichne das mal als Ausdruck einer Krise, - also an sich, das war das, war er kein Frauenfeind oder so was, ne. Aber, ich fand das irgendwie deprimierend, ich fand das deprimierend, die, das ist nicht meine Form der Verarbeitung (*lacht*) und, außerdem würde ich das `m Kind nicht sagen - aber ich weiß es nicht. - Er hat halt die richtige Kurve nicht gekriegt. Vielleicht hat er aber auch nicht die richtige Partnerin gewählt, ne. Er hat sich selber um mich bemüht und wir hatten sie (*Anm: seine Stiefmut-*

ter) ja hinterher in B. gehabt, und äh so, ne. Sie ist, wie gesagt, gar keine Frage, meine Mutter, und es gibt Leute, die haben leibliche Mütter, die sind viel - blöder, ne.“

In Bezug auf Räume und soziale Beziehungen weist die Kindheit von Richard dagegen eine hohe Kontinuität auf. Er lebt während seiner ganzen Kindheit am gleichen Ort und bleibt auch als junger Erwachsener in der Umgebung. Neben dieser von ihm auch gewünschten Kontinuität entwickelt Richard jedoch ein ausgeprägtes Interesse für soziale Belange und ‚die Fremde‘. Er reist viel, engagiert sich für internationale soziale Initiativen und nimmt an mehreren „*Arbeitslagern*“ für Jugendliche im Ausland teil.

„Hatte eigentlich schon immer Interesse an - Reisen ins Ausland und an internationalen Kontakten. Habe sehr früh, auch schon in der Schulzeit, so an Internationalen Arbeitslagern bei so`ner, wenn man so will etwas pazifistisch ausgerichteten Organisation - Zivildienst gemacht, in verschiedenen Ländern, Italien, England und so weiter.“

Erwachsenwerden

Mit dem Erwachsen werden verstärkt sich Richards Wunsch, Fremde zu erleben. Er fährt viel ins Ausland und möchte eine internationale juristische Karriere starten. Von dem ‚Fremden‘ erwartet er Abwechslung und interessante Erfahrungen, die er zu Hause nicht findet. Er hat das Gefühl, sich „*überall*“ in der Fremde „*zu Hause*“ zu fühlen. In dieser Zeit findet er viele neue Freunde, die auch ‚Anderes‘ suchen und wie er antiautoritären und sozialen Gedanken offen gegenüber stehen und sich für ein ‚anderes‘ Leben interessieren.

„Ich bin sehr viel - weggefahren, und - eigentlich fühlte ich mich überall zu Hause, muss ich sagen, ne. - Im Gegenteil, wenn ich - irgendwo hinfahre, dann bin ich total begeistert, ich bin, habe ein Kribbeln *(lacht)*, sage ich mir, jetzt passiert irgendwas ganz Interessantes, auch wenn das nicht unbedingt so ist, ne, also - damals war das vielleicht noch ausgeprägter als das heute so ist, ne, denke ich schon.“

„Zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch so - ganz präzise, das brauchte immer noch so `n bisschen die Idee, das Internationales Recht oder irgendwas, europäische Institutionen, oder sowas zu machen, ne.“

„Also, ich selber bin zwar in ganz etablierter Weise Reserveoffizier geworden, aber eigentlich kannte ich, habe ich mich am besten verstanden mit Leuten, die - insgeheim da eher keinen Bock drauf hatten oder die empfindlich auf - unnötigen autoritären Druck reagieren, und - unter anderem ist ein ganzer, so`ne ganze Gruppe und - ja - so dieses - Umfeld.“

Erwachsen werden bedeutet für Richard aber auch, die Fehler seines Vaters nicht zu wiederholen, die er als persönliche „*Demütigung“* empfindet. Es wird deutlich, dass Richard sich vom Scheitern seines Vaters abgrenzen möchte und neben ideellen Vorstellungen auch konkrete Erfolgsvorstellungen für seine Zukunft entwickelt.

„Und eigentlich ist es demütigend, dass das nicht so geklappt hat, die die berufliche Laufbahn unseres Vaters, so dass wir eigentlich - alle, jeder auf - mit unterschiedlichem Werdegang, versucht haben zu regeln, dass - wir das alles hinkriegen, ne."

„Er hatte da - Schwierigkeiten, einfach sich durchzubeißen. Obwohl das in der Aufbauphase anderen so gut gelungen ist, bei ihm hat das nicht geklappt. Es ging so, ne, ich meine man hatte - es ist nicht so, dass wir jetzt am Hungertuch genagt hatten, aber - es gab also ständig - finanzielle Sorgen und Schwierigkeiten, die zu überwinden waren."

Trotz dieser Bestrebungen, sich abzuheben und Neues kennenzulernen, hält Richard eine relative hohe räumliche Kontinuität aufrecht. Zwar erobert er sich einen größeren Raum im regionalen Umfeld, eine Ablösung von den bestehenden räumlichen Bindungen findet jedoch nicht statt.

Zusammenfassung

Richards Kindheit ist in familiärer Hinsicht von Konflikten, Verdrängungen und Verlusten gekennzeichnet, gleichzeitig jedoch auch von einer hohen räumlichen Kontinuität. Mit dem Erwachsenwerden versucht sich Richard, von seiner Herkunft abzugrenzen, Er entwickelt ein starkes Interesse für die Fremde, die ihm als offener und interessanter erscheint, hat „andere Ideale" (soziale Gerechtigkeit) und möchte sich von seiner Familie abgrenzen. Er bemüht sich, seine gedanklichen und räumlichen Spielräume auszuweiten, einen klaren Bruch mit der Lebenswelt seiner Familie und seiner Herkunft strebt er dagegen nicht an. In räumlicher Hinsicht weitet er zwar als Student seinen Aktionsradius aus, seine räumlichen Bindungen bleiben aber stabil. Deutlich wird zudem, dass er sich bemüht, seine Geschichte und Herkunft kritisch zu hinterfragen.

6.3.3.2 Kennenlernen des Partners und Migrationserfahrungen

Kennenlernen des Partners

Die Art und Weise, wie Richard das Kennenlernen seiner späteren Frau beschreibt, zeigt deutlich seine Vorstellungen von Offenheit, sein Interesse an der Fremde und seine Vorstellungen von einem ‚anderen' Leben. So spricht ihn sowohl die französische Herkunft seiner späteren Frau an als auch ihr gemeinsames Interesse an internationaler sozialer Arbeit. Sie hebt sich deutlich von seinen ersten früheren, eher ‚konventionellen' Partnerschaften ab und entspricht seinen Erwartungen an eine geistig offene Partnerschaft. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Ausdruck „*Wanderer zwischen den Welten*", der wohl nicht nur für das Pendeln zwischen dem frankophonen und anglophonen Kreis steht, sondern auch für Richards Pendeln zwischen der Welt des ‚Anderen' und der Welt seiner Herkunft.

„Es gibt - also immer bei internationalen Begegnungen so bestimmte Gesetzmäßigkeiten. Es gibt immer einen frankophonen und einen anglophonen - Kreis, kann man sagen. Das, - Ich bin automatisch der Wanderer zwischen zwei Welten, weil ich, mit den Angelsachsen kann man sich immer gut verstehen, ist ja klar, so rein sprachlich ist das auch leichter. - Und fand aber immer auch den frankophonen Kreis sehr interessant, das ist das."

„Ja, so `ne bestimmte Spießigkeit, wahrscheinlich irgendwie war mir das alles *(kurze Pause)* so was wie, Beziehungen, die ich während meiner Bundeswehrzeit hatte, also da war das eigentlich so, das ist dann schief gelaufen ohne mein Zutun. Das heißt eigentlich, sie abgesprungen, aber eigentlich - ist mir massiv klargeworden, dass das überhaupt nicht mein Lebensweg ist, so, das nachmittägliche zusammen Kaffee trinken oder - so ganz, `ne ganz bestimmte Form der Lebensgestaltung. Ich habe eigentlich mir immer vorgestellt, - dass man bereit ist, zusammen durch dick und dünn zu gehen und irgendwo auch zu `ner bestimmten Spontaneität in der Lage ist, dass man wirklich irgendwie was unternehmen kann, - dass man - auch schwierige Lagen nicht einfach meidet, nur weil sie unbequem sind oder so, ne."

Deutlich wird, dass er sich selber keine Schuld am Scheitern dieser Beziehung gibt, sondern aus heutiger Sicht vermutet, dass diese Beziehungen wohl nicht seinen Erwartungen an eine Partnerschaft entsprochen haben. Ähnlich beschreibt er auch die entstehende Distanz zu seinen früheren Freunden nach der Heirat mit seiner Frau. Seine ‚anders' denkenden Freunde begrüßen dagegen seine binationale Partnerschaft. Sowohl in Bezug auf seine früheren Partnerschaften als auch in Bezug auf seine früheren Freunde entsteht jedoch der Eindruck, als empfinde Richard die Distanz zu seiner ‚alten Welt' als nicht unbedingt freiwillig, sondern auch als ein Wegbrechen von etablierten Strukturen.

„Also, die Freunde hier in B. - war, das war völlig klar, die kannten sie ja schon. *(kurze Pause)* Die - waren da also alle ganz happy, das war nicht das Problem. Also, das war ja meine eigene, eigene Gruppe, wo - irgendwelche - Freunde, die schon mehr halb ad acta gelegt sind, - da habe ich eher so gemerkt, die haben da Schwierigkeiten teilweise, aber vielleicht sind das auch, wie gesagt, nicht die richtigen Freunde. - Also jetzt so in B., die Leute, die man dann noch mal, so in der Anfangszeit, gesehen hat. - Da gab`s auch Leute, die konnten damit nicht viel anfangen. Fand ich ziemlich enttäuschend. Das war für mich `n gewisser, auch `n Grund zu sagen, - muss auch nicht sein."

Die Reaktionen seiner Mutter auf seine Heirat mit einer Französin empfindet er dagegen als „*demütigend*" und „*katastrophal*". Er distanziert sich klar von der Reaktion seiner Mutter; interessant ist jedoch, dass er die Reaktion zunächst aus Sicht seiner Frau schildert: Sie ist es, die diese Geschichte heute noch betont – inhaltlich gibt er ihr jedoch recht.

„Claudine schildert heute noch, wie - diese Fremdheitsreaktionen meiner - Mutter, so äh, so. Sie bring` immer so das Beispiel ‚Apfel ham, ham', ne. Sie hatte ihr einen Apfel angeboten, ne, so mit diesen Worten, so ungefähr, ne, so äh - wie - Du Türke! So etwa hätte ich beinahe sagen können, demütigendste, vereinfachste Sprechweise. - Und - das war irgendwie `n bisschen - äh- katastrophal."

Erleben der Migration des Partners

Ein erster wichtiger Schritt in der Migrationsgeschichte seiner Frau ist für Richard die Wohnortwahl. In ihr wird auch seine eigene ambivalente Einstellung zwischen seinem Wunsch nach Offenheit und Veränderung und seinem Bedürfnis nach Kontinuität deutlich. So erklärt er zunächst rational, warum vieles für eine Rückkehr nach B. als junge Familie gesprochen hat, gesteht dann aber ein, dass auch seine enge Bindung an die Region ein wichtiger Entscheidungsfaktor gewesen sein könnte. Interessant ist hier, dass er diese für ihn nicht einfach zu akzeptierende Tatsache wiederum direkt mit den Äußerungen seiner Frau beschreibt: sie ist es, die diesen Zusammenhang betont; ihm selber ist es dagegen wichtig, seine prinzipielle Offenheit für Veränderungen darzulegen. Seine ambivalente Haltung gegenüber der Migrations- und Integrationsgeschichte seiner Frau zeigt sich jedoch auch in der verallgemeinernden Art, in der er ihre und ihre gemeinsamen Probleme schildert: So gibt es (zwangsläufig) Probleme, wenn „*man*“ ein junges Ehepaar mit Kind ist, ein Partner ausländischer Herkunft ist und „*man*“ sich in dieser Situation gemeinsam zurechtfinden muss.

„Da gab`s bestimmte - Präferenzen, irgendwie sind wir dann auf – B. wieder gekommen. Einmal wegen der - weil äh wir beide die Gegend hier kannten, - und wir kennen hier so viele Leute, das ist genau optimal, ne, weil dann kann man alles gut organisieren. – (...) In Wirklichkeit ist die Situation, wenn man ein Ehepaar ist, jetzt den Partner der Integration - oder das ist ja nicht nur die - Integration einer Französin - hier in Norddeutschland, sondern auch die Integration - insofern - in einer Umgebung, die man noch gar nicht kennt. Das ist bei - jungen Ehepaaren ebenso, wenn ein Kind unterwegs ist und da - führt das ja, wenn man nicht gerade total etabliert ist, - was dann? - zu einer völligen Änderung des Lebensrhythmus. Es wäre also gar nicht nötig gewesen, deshalb nach B. zu gehen. Haben wir aber gemacht. Claudine sagt das anders. Sie denkt, weil das das hinterher sich manchmal manifestiert hat, dass ich auf gar keinen Fall meine Wurzeln nach hier kappen wollte. Ja dass - ob das so ist, weiß ich nicht - mag sein, dass das mitgeschwungen hat, ne. - Bin eigentlich auch sehr bereit, was ganz anderes zu machen, sage ich immer, aber - ich muss sagen, auf der anderen Seite gebe ich das auch ungern auf, das stimmt.“

Im Folgenden geht Richard sehr ausführlich auf die Konsequenzen dieser Wohnortwahl für sich und seine Frau ein. Auch hier verallgemeinert er immer wieder die gemeinsamen Erfahrungen als deutsch-französisches Ehepaar. Hierdurch entsteht der Eindruck, als wolle er seine eigenen, geringen Einflussmöglichkeiten auf die nicht immer glückliche Entwicklung erklären. So schildert er, dass die zunächst schwierige Integration seiner Frau dazu geführt hat, dass auch er eine Reihe von Wünschen und Vorstellungen aufgeben muss, z.B. hinsichtlich der Zweisprachigkeit der Kinder. Zwar kämpft er zunächst noch darum, seine Vorstellungen zu verwirklichen (z.B. in dem er seinen Kindern noch lange französische Kinderbücher vorliest), sieht am Ende aber ein, dass seine Partnerin nicht immer „*der Exot*“ sein möchte. Die

Enttäuschung, das ‚Andere' zugunsten der besseren Integration seiner Partnerin aufgegeben zu haben, bleibt aber bestehen.

„Ja eigentlich will man sehr gern in der - Kommunikationsform weiter bleiben, oder auf der Schiene, wo man bisher kommuniziert hatte. Im Lauf der Zeit, so der - Monate, die wir nun schon zusammen verbracht hatten, war Französisch eher unsere gemeinsame Sprache geworden. Jetzt leben wir hier, das heißt alles, was man jetzt - äh, nicht mehr auf Französisch spricht, das gibt man ein Stück weit - eher auf, ne, - täte ihrer Integration aber besser, ne. Das ist gar keine Frage, denn von wem sonst lernt man das denn, wenn man - im, im wesentlichen Teil der täglichen Kommunikation zusammen verbringt, - ist das eben der Weg."

„Je mehr sie integriert war, desto mehr hat sie das - Französische fallengelassen, und wollte nicht mehr den weißen Raben hier abgeben, ne, oder der schwarze Schaf entsprechen - sondern wollte eine - normale Deutsche sein, und nicht, das ist einfach so als der Exot (...) Und - das äh, wie gesagt, diese Abwehr kam dann irgendwann, so dass ich mich an eine ganze Zeit erinnere, wo ich also noch die Kinderbücher auf Französisch vorgelesen und erklärt habe (...) In der Zeit, ne, das habe ich lange Zeit noch auf Französisch gemacht, da hatte sie schon keinen Bock mehr, muss sagen, aus Gründen, die ich total respektiere, muss man sagen. Denn man will nicht immer nur der sein, ne. Und, das, und das ist übrigens auch ein allgemeines Problem bei diesen deutsch-französischen Ehen, dass das, dass das einen zwangsläufig ereilt, es sei denn, man lebt auf gepackten Koffern, ne. Wenn man sowieso hinterher woanders hin will, juckt einen das ja nicht weiter, ne. Das heißt, es juckt einen doch, denn man will ja – entweder vollwertig sein, oder man lebt eben isoliert, dann fällt einem irgendwann die Decke auf den Kopf."

Die Integration selber schildert Richard als ein Prozess, in dem sich sprachliche, berufliche, soziale Integration gegenseitig bedingen – oder auch im Wege stehen. Es ist ihm hierbei wichtig, das ‚Andere' seiner Frau zu betonen, sondern auch ihre Fähigkeit, sich zu integrieren und sich beruflich durchzubeißen. Deutlich wird zudem immer wieder, dass Richard Sprache eine große Bedeutung zumisst.

„Also es sind ganz verschiedene Phasen der sprachlichen Integration. Und das ist eben eine mühselige Entwicklung gewesen, muss man einfach sagen, eine ziemlich große Anstrengung. Und ich respektiere es einfach, dass man..., und und eben, wie gesagt unsere Lebensweise als Studentenehe mit ´nem relativ integrierten Tagesablauf mit vielen anderen Kontakten und vielen anderen Leuten - das alles zusammen hat bewirkt (*kurze Pause*), dass wir, dass die Prioritäten einfach woanders lagen, ne, aber das zollt mir ein Bedauern, ne."

Trotz einer starken Betonung der eigenen Vorstellungen, Wünsche und Enttäuschungen in der Integrationsphase seiner Frau, wird jedoch auch deutlich, dass sich Richard bemüht, sich in die schwierige Lage seiner Partnerin zu versetzen. Die Schwierigkeit, etwas aufgeben zu müssen, kann er ebenso nachvollziehen wie die „*Demütigung*" nur nach äußeren Faktoren (wie z.B. beruflicher Misserfolg, Nationalität) bewertet zu werden.

„Was ich vorhin beschrieben habe, ne, ist dieser Schritt nach B. für Claudine - eigentlich - das Gefühl etwas total aufgegeben zu haben. Sie ist ein sehr lebendiger Mensch, sie ist, ist jemand, der keine

Schwierigkeiten hat eine größere Gruppe von Personen in Stimmung zu bringen oder sowas ja. Und sie hat eigentlich diese Dinge oder hätte auch in Frankreich ohne - Schwierigkeiten, locker eine politische Karriere machen können. Das ist hier – wesentlich mühselige (...) Und das - geht dann einher mit so dieser - Demütigung, Sie sind wohl nicht von hier, ‚was für `ne – Landsmännin sind Sie denn, ne?"

Neben der Integration seiner Partnerin und den damit verbundenen Problemen muss sich Richard in dieser Zeit jedoch auch mit eigenen Problemen auseinandersetzen: Sein Jurastudium wird ihm zunehmend fremd und er hat das Gefühl, den Anforderungen nicht gerecht werden zu können und möglicherweise wie sein Vater beruflich zu scheitern. Da er jedoch eine Familie zu versorgen hat, muss er diese Situation „*bewältigen*", was ihm jedoch sehr schwer fällt. Auch hier wird eine Ambivalenz zwischen seinem Vorstellungen und den wahrgenommen Handlungsmöglichkeiten deutlich.

„Man lernt ja nicht, wie man den Menschen gerechte Verhältnisse ermöglicht, sondern man lernt da irgendwelche Paragraphen und, und Geschichten und - hat eigentlich überhaupt nicht den, den Bezug zur Praxis. (...) So dass man sich eigentlich total in einem fremden, in einer fremden Welt fühlt. Und dementsprechend - hatte ich auch - ja Schwierigkeiten, so diese ganzen Anforderungen zu erfüllen. Ich fühlte mich da ziemlich - ja manchmal sogar in Bedrängnis - und in dieser Situation - bin ich dann in - in unsere gemeinsame Partnerschaft geschneit, wo ich ja natürlich - der Typ sein musste, der das bewältigt, ne. Ich kann ja nicht sagen: ‚Ey, Du, ich hab jetzt `ne Selbstfindungsschwierigkeit hier, ne'. Wenn ich vorher sage, das kriegen wir alles hin, ne, das musste einfach klappen. Also aber, das war - also einerseits fühlte ich mich wohl, andererseits fühlte ich mich ganz schön - tendenziell insgeheim, tief innen drin überfordert."

Zusammenfassung

Die Schilderung des Kennenlernens und der Integrationsgeschichte seiner Frau zeigen deutlich, welche Ambivalenzen Richard in seinem Leben empfindet: So wünscht er sich ‚Fremdheit' und Veränderung, zeigt aber gleichzeitig ein hohes Bedürfnis nach Kontinuität und Verwurzelung. Er möchte offen und flexibel sein und sich für soziale Gerechtigkeit und Andersdenkende engagieren, hat jedoch gleichzeitig Ängste wie sein Vater auf diesem Weg zu scheitern. Er möchte gerne Fremdes in sein Leben integrieren, es fällt ihm jedoch auch schwer, Vertrautes aufzugeben. Diese Spannungen werden auch in der Bewertung des Migrationsprozesses seiner Frau deutlich: So versteht er aufgrund seiner eigenen Erfahrungen einerseits ihr Bedürfnis nach einer Integration vor Ort, bedauert jedoch andererseits, dass dies die Aufgabe von ‚fremden' Elementen (vor allem in sprachlicher Hinsicht) bedeutet.

6.3.3.3 Bewertung der Partnerschaft

Seine Ehe mit Claudine entspricht für Richard weitgehend seinen Vorstellungen eines partnerschaftlichen Zusammenlebens. Wichtig ist für ihn, dass eine gewisse Spontaneität in der Beziehung erhalten bleibt, aber auch, dass die Beziehung durch Offenheit und Verlässlichkeit geprägt ist und Probleme und schwierige Themen nicht verschwiegen werden.

„Ich habe eigentlich mir immer vorgestellt, - dass man bereit ist zusammen durch dick und dünn zu gehen und irgendwo auch zu `ner bestimmten Spontaneität in der Lage ist. Das man wirklich irgendwie was unternehmen kann, - dass man - auch schwierige Lagen nicht einfach meidet, nur weil sie unbequem sind oder so."

Richard hat das Gefühl, dass seine Partnerin seine Erwartungen an eine Partnerschaft erfüllt. Er spricht oft von „*wir*" und deutet bei wichtigen Entscheidungen an, dass es eine Verständigung oder Absprache mit seiner Partnerin gegeben hat – die im Ergebnis, wie z.B. hinsichtlich der zweisprachigen Erziehung nicht immer seinen Vorstellungen entspricht, die er aber respektieren kann oder muss. Gegensätzliche Auffassungen führen zu Konflikten, in denen beide Partner eine starke Meinung vertreten. Interessant ist zum Beispiel in Bezug auf seinen beruflichen Umzug nach Sachsen, dass er es ist, der ihr „*diese Entwurzelung*" nicht zumuten will und darauf besteht, dass sie in Norddeutschland wohnen bleibt. Sie würde dagegen ein Nachziehen nach Sachsen bevorzugen. Nach einer von ihm nicht näher beschriebenen Krise verzichtet sie jedoch auf diese Idee, was aus seiner Sicht zur Lösung der Krise beigetragen hat.

„Und wir - haben hinterher drüber gesprochen, naja, das ist, es war (*kurze Pause*) deutlich, das war eigentlich deutlich, dass das die Kinder - Schwierigkeiten hatten mit dieser Doppelsprache und dass sie sich da eindeutig - für Deutsch, die deutsche Identität aussprachen, und das war eigentlich klar, dass man das respektierte. Wir haben da sicherlich auch drüber gesprochen, also das, aber das war so `ne Absprache, nicht das wir sagten, wir müssen das sofort ändern, ne, das war einfach so`n - Bewusstseinsprozess, der diskutiert wurde."

„Diese Sache mit Sachsen ist eigentlich auch in unseren – Diskussionen ein äh Spannungsfeld. Wir waren zeitweise an dem Punkt, wo sie sagte, dann komme ich eben mit rüber. - Das hat sich nach dieser Krise – das ist dann nicht mehr akut jetzt, (*kurze Pause*) gesagt, ich bleibe jetzt hier. Außerdem wäre das wirklich `ne ziemlich derbe Zumutung gewesen, ihr noch mal diese Entwurzelung zuzumuten, ne."

Insgesamt entsteht der Eindruck, als könne Richard in seiner Partnerschaft seine Lebensziele verwirklichen. Zwar muss er wegen der frühen Familiengründung einige Abstriche in seinen beruflichen Zielen machen, dennoch scheint er den eingeschlagenen Weg mit Familie nicht zu bereuen. Seine sozialen Interessen hat er zudem realisieren können, in dem er sich nach dem Fall der Mauer für eine Tätigkeit in den neuen Bundesländern entschieden hat (in einer Stadt mit starken Problemen mit Rechtsextremen). Zwar bedauert er weiterhin, dass er keine internationale Tätigkeit hat, sein Engagement in den neuen Ländern scheint ihn dennoch zu befriedigen. Interessant ist allerdings, dass er es als „*typisch*" für seine Berufsgruppe ansieht (und damit nicht als individuelles Problem), sich nicht realisierbare Vorstellungen für die Zukunft zu machen.

„Ja das war so so `ne vage Idee, das hört man immer wieder bei Juristen, dass sie `ne Sache haben, die man vielleicht nicht – (…) die man - die sich dann hinterher gar nicht verwirklichen lässt. Denn man muss natürlich dann - sich irgendwo auch mit dem Thema befassen, und dann, dann auch dazu aufgelegt sein, da irgendwo hinzufahren und - einen Teil der - Referendariatszeit in bestimmten Institutionen zu verbringen. Das habe ich dann aber nicht gemacht, weil ich lieber in der Nähe der Familie sein wollte, die nun grade ganz frisch da war, ne. So dass das dann natürlich nicht verwirklicht wurde. Aber das war damals so diese Idee, ne, Internationales Recht."

„Ich habe immer Interesse gehabt für – die Reaktion von Menschen unter Diktaturen - und - weil, das hat ja auch mit unserer deutschen Geschichte etwas zu tun. - Und ich - habe immer Interesse auch gehabt, für die Entwicklung in der DDR. Das ist alles jetzt etwas kurz gesagt, -aber als sich abzeichnete, dass sogar in diesem unseren Lande so mal etwas Revolutionäres passieren könnte, 1989, fand ich - ja, hat mich das sehr, - sehr freudig gestimmt. – (...) Für mich war eigentlich klar, in dem Moment, wo das - anfällt, dass ich dann auch rüber gehe. – Ich habe mich da so früh wie möglich bemüht, - da auszuhelfen und bin seitdem dann so zunächst mal auf dem Wege einer Abordnung und dann – auf dem Wege einer Planstelle - also in das Gebiet nach Sachsen gegangen."

Zusammenfassung

Richard thematisiert zwar einige Konfliktpunkte in der Partnerschaft (z.B. Zweisprachigkeit der Kinder, der Wunsch seiner Frau, mit nach Sachsen zu ziehen), insgesamt entsteht jedoch der Eindruck, dass die Partnerschaft seinen Vorstellungen und Lebenszielen entspricht. Wichtig ist ihm vor allem, dass Probleme nicht verschwiegen, sondern diskutiert und gemeinsam gelöst werden. Er kann dann auch Entscheidungen und Entwicklungen akzeptieren, die nicht seinen Vorstellungen entsprechen. Emotional scheint es ihm jedoch schwer zu fallen, sich von Themen bzw. nicht zu realisierenden Wünsche zu lösen. Deutlich wird in seinen Beschreibungen der Partnerschaft jedoch auch, wie wichtig es ihm ist, dass seine Partnerin ‚anders' ist als seine Herkunftsfamilie, nicht nur in kultureller Hinsicht, sondern auch in Bezug auf ihr Verständnis von Partnerschaft und ihren Vorstellungen vom Leben.

6.3.3.4 Konstruktionen von kultureller Identität

Einstellung zum Herkunftsland

Richard zeigt überwiegend negative Gefühle in Bezug auf Deutschland oder „*Deutsch sein*". Er verbindet mit „*Deutsch sein*" mit Nationalismus, Autoritätsgehorsam und Verbohrtheit. Mit diesen Werten kann und möchte er sich nicht identifizieren. Sie sind ihm „*fremd*" bzw. „*peinlich*" und er möchte mit „*den Deutschen*" nicht in einen Topf geworfen werden. Entsprechend verärgert reagiert er, wenn seine Frau ihn als Deutschen klassifiziert, auch wenn er davon ausgeht, dass seine Frau weiß, dass er „*so*" nicht ist.

„(*Lacht laut*) Was ist Deutschland für mich? Das ist eine -, das ist `ne Menge, das ist auch `ne Menge an Peinlichkeit."

„Wenn ich zum Beispiel so was erlebe, dass - diese Fußballfans, wie die sich verhalten, ne, oder so, das ist einfach auch das, was mit Deutschland zu tun hat. Das berührt mich peinlich, ich finde das furchtbar. Und wenn ich - mit Freunden zusammen in Sachsen Fußball gucke, ne, (...) Dann äh – und dieses, ‚Steh auf, wenn Du ein Deutscher bist' - schon mal gehört? Nein? Tätätetetä (*singt*), an sich `ne ganz gute Melodie, nicht. - Und jetzt singen das – Freunde von mir mit, ne, diese furchtbare nationalistische - Scheiße, ne. Dann (*kurze Pause*) fühle ich mich total - fremd hier, ja. Das sind irgendwo - meine Leute, aber das, ich habe auch mit vielen Dingen hier nichts zu tun, ne. Und äh, (*kurze Pause*) das - gehört dazu, ne. (...) Und - Autorität, wenn die alle so zum selbsternannten Hilfspolizisten werden, übrigens ein Effekt, der - in der alten DDR multipliziert ist, dass - die Strukturen sind da noch archaischer, da kann man noch mehr solche Dinge erkennen, ne. Denen gegenüber fühle ich mich zutiefst fremd."

„Also ich bin zutiefst beleidigt, wenn Claudine sagt, das - musst Du doch wissen, Du bist doch selber so, ne. Es sind doch alle so hier, ne. Dann, ich meine, ich denke schon, dass sie weiß, dass ich nicht so bin, aber - äh, - das finde ich schlimm, ne."

Dennoch bedeutet das Leben in Deutschland für ihn auch Vertrautheit. Er ist „ *hier zu Hause"* und hat hier seine Wurzeln, betont jedoch immer wieder seine kritische Haltung zu dem, was er als ‚deutsch' ansieht.

Einstellungen zum „anderen" Land

Frankreich ist dagegen für Richard mit überwiegend positiven Vorstellungen besetzt. Mit Frankreich verbindet er einen „*lockeren Lebensstil*", die Fähigkeit zu improvisieren und zu genießen, weniger Gehorsam gegenüber Autoritäten, aber auch eine weniger belastende Vergangenheit.

„Es hat mich interessiert, ja, ich fühlte mich da durchaus wohl, aber ich bin da, sage ich jetzt, nicht so furchtbar viel in - Frankreich gewesen, muss ich sagen. - Hm (*kurze Pause*) - in gewisser Weise fand ich die Lebensweise schon interessant, muss ich sagen, ne und - die Art, das Leben zu genießen und auch unabhängig - von gewissen Erinnerungen. Ich meine, Franzosen sind weniger so Gehorsamsträger wie die, als Deutsche. Das - fand ich auch - interessant, muss ich sagen."

„Das Improvisieren, dass man nicht so furchtbar auf jeden Fleck, ne... Ich weiß noch – ha - Claudine fand das immer possierlich, als wir uns kennenlernten, dass, wenn Asche also von der Zigarette fällt, dass ich dann also das einfach nehme und irgendwo hintrage (*lacht*). Das äh - ist nicht so üblich. Man ferkelt natürlich nicht alles voll, aber, ne, aber - es gibt so Sachen, die da etwas lockerer ablaufen in Frankreich."

Ein Leben in Frankreich ist für ihn zwar durchaus vorstellbar, es entsteht aber dennoch der Eindruck, als wäre für ihn ein Abschied von seinem jetzigen Wohnort und seinen Kindern nicht wirklich möglich. Auch hier zeigt sich die Ambivalenz zwischen seinem Wunsch nach Offenheit und Veränderungen und seinem Bedürfnis nach Kontinuität und fester Verwurzelung.

„Wir haben im Nachhinein aber viele Male gesagt, zusammen eigentlich, oder Claudine besonders: ‚Ne, hör mal, wenn wir im Rheinland gewesen wären oder in Freiburg, nicht zu fassen, ne, wie nah das am Elsass liegt, also da läuft einem das ja, wie soll ich das sagen (*lacht*), der Honig, nee oder, wie sagt man denn da? Egal, da läuft einem das Wasser im Munde zusammen, ne.‘ Eigentlich `n Jammer. Aber wir haben das dann so gemacht.“

„Es ist eigentlich phantastisch, dass wir hier in B. leben, in einer Situation, wo wir - am Leben unserer Kinder in gewissen Punkten teilhaben können, ja, ohne jeden Zwang. (...) Auf der anderen Seite könnte ich mir auch wirklich vorstellen, in Frankreich zu leben, würde ich eigentlich auch gerne machen.“

Erleben von kulturellen Unterschieden und Gemeinsamkeiten in der Partnerschaft

Richard betont an mehreren Stellen im Interview, dass der Alltag der Familie auch von französischen Elementen geprägt ist. Die Familie fährt regelmäßig im Urlaub nach Frankreich, um die Familie zu besuchen, aber auch, um einfach „*da*“ zu sein. Die gemeinsame Wohnungseinrichtung und auch die Essgewohnheiten empfindet Richard ebenfalls als sehr französisch. Diese französischen Elemente sind ihm sehr wichtig, nicht nur als Bereicherung des Lebens, sondern auch für seine eigene Identität. In gewisser Hinsicht sieht er sich als „*heimlicher Franzose*“. Er unterstützt nicht nur seine Frau darin, französische Elemente in der Familie zu leben, sondern er bemüht sich auch - zum Teil sogar stärker als sie – diese „*gemeinsame Kultur“* aufrechtzuerhalten.

„Ja, eigentlich verbringen wir den Urlaub da. Manchmal fahren wir auch mal zum, also zum erweiterten Einkaufsbummel oder wir verschnaufen einfach mal so`n bisschen und essen gut und sind einfach da.“

„Im Prinzip schon der, eher der französische - Stil, das muss man sagen. Und das – ist auch so eigentlich geblieben, das wir sehr lange..., ich hab` das nie als irgendwie als was besonderes erlebt, sondern das ist halt so, das ist unsere gemeinsame Kultur, Punkt, Schluss, Aus, ne, ...in der man sich wohl fühlt.“

„Es gibt so Sachen, die da etwas lockerer ablaufen in Frankreich und man kann sagen, dass unser - unser Wohnstil, unser Lebensstil auch sonst - viel vom Französischen hat. Das hat aber zum Teil auch was mit mir zu tun. Also das, dann bin ich eben ein heimlicher Franzose immer gewesen oder sowas.“

Zunächst ist auch Französisch die Familiensprache. Dies tritt jedoch mit den Integrationsbemühungen seiner Frau in den Hintergrund. Zwar erkennt er rational an, dass aus ihrer Sicht, der Wunsch mehr Deutsch zu sprechen, verständlich ist, emotional ist bei ihm jedoch stark ein Bedauern über die Konsequenzen zu spüren. Französisch ist für ihn aber auch heute noch eine wichtige Komponente der Beziehung.

„Im Lauf der Zeit, so der - Monate, die wir nun schon zusammen verbracht hatten, war Französisch eher unsere gemeinsame Sprache geworden. Jetzt leben wir hier, das heißt alles, was man jetzt - nicht mehr auf Französisch spricht, das gibt man ein Stück weit - auf, ne, - Das täte ihrer Integration aber

besser, ne. Das ist gar keine Frage. Denn von wem sonst lernt man das denn, wenn man - den wesentlichen Teil der täglichen Kommunikation zusammen verbringt, - ist das eben der Weg.“

„Wenn wir - mal was sehr Persönliches besprechen, eigentlich, ist aus meiner Sicht immer noch Französisch die Sprache. - Aber, also vielleicht fünfzehn, fünfzehn bis zwanzig Prozent, könnte sein, dass das doch eher Französisch ist.“

Seinen Kindern möchte Richard eine zweisprachige Erziehung mitgeben. Die Umstände erlauben dies jedoch nicht. Es entsteht hierbei der Eindruck, als empfinde er die nicht geglückte Zweisprachigkeit auch als ein persönliches Scheitern. Auch wenn das Lebenszentrum seiner Kinder eindeutig Deutschland geworden ist, so hofft er doch, dass sie auch eine gewisse deutsch-französische Identität besitzen.

„Übrigens, in der Zeit war natürlich auch völlig klar, dass wir unsere Kinder zweisprachig erziehen, für mich `ne selbstverständliche - Anforderung, dass wir da voll auf der Höhe - der Situation sind, ne. Das stand - im Laufe der Jahre dann überhaupt nicht mehr so im Vordergrund, ne, - muss man sagen - (*kurze Pause*). Nee, eine (*kurze Pause*), wie gesagt, gar nicht so einfache Entwicklung.“

„Ich, ich denke schon, dass sie ihre deutsch-französische Identität haben, - aber irgendwo (*kurze Pause*), ihr Zentrum, ihr Lebenszentrum und ihr alles ist hier. Das ist äh - ganz eindeutig. Die haben sich da eindeutig entschieden, - auch wenn sie zwei Staatsangehörigkeiten haben.“

„Weil im deutsch-französischen, wie schon gesagt, - bedauere ich, dass, dass eben - diese - Situation nicht mehr in so `ne, so ne - stärker französisch ausgeprägte Identität unserer Söhne eingemündet hat. Ich respektiere die Gründe, die da `ne wesentliche Rolle bei gespielt haben, ne. Wir, wir waren einfach mit so vielen Sachen beschäftigt, - und wollten die Kurve so hinkriegen, dass der familiäre Kontext - stimmt, ne.“

Zusammenfassung

Deutschland und Frankreich sind für Richard Länder mit unterschiedlichen Geschichten, Traditionen und Wertesystemen. Einem deutschen, eher kleingeistigen Lebensstil, steht aus seiner Sicht ein offener französischer Lebensstil gegenüber, dem er sich stark verbunden fühlt. Frankreich steht dabei für das ‚Andere‘, dass er gerne im Alltag erleben und umsetzen möchte. Ein Leben mit beiden Elementen aus beiden Kulturen wird von ihm gewünscht und gezielt unterstützt. Frankreich ist für ihn zwar keine Heimat, aber auch nicht Fremde. Der Verlust von Französisch als gleichberechtigte Familiensprache trifft ihn hart; die aus seiner Sicht nicht geglückte Verwurzelung seiner Kinder in beiden Kulturtraditionen empfindet er stärker als Verlust als seine Frau.

6.3.3.5 Heimat und Fremde

Geographische Räume als Heimat/Eigene Heimatdefinition

Für Richard ist es sehr wichtig, die eigenen Wurzeln zu kennen und zu erhalten. Er braucht die Gewissheit, einen Ort zu haben, an dem er sich zu Hause fühlt. Dieses Bedürfnis nach räumlicher Bindung und Kontinuität steht jedoch für ihn in keinem Widerspruch zu seiner (geistigen) Offenheit und seinem Interesse an Neuem. Vielmehr begründet er, dass es gerade diese festen Strukturen sind, die ihm die Möglichkeit geben, geistig offen zu sein und sich „*überall"* zu Hause zu fühlen.

„Sie (*Anm.: seine Frau*) denkt, weil das das sich hinterher manchmal manifestiert hat, dass ich auf gar keinen Fall meine Wurzeln hier kappen, kappen wollte, ja. Das - ob das so ist, weiß ich nicht. Mag sein, dass das mitgeschwungen hat, ne. - Ich - bin eigentlich auch sehr bereit, was ganz anderes zu machen, sage ich immer, aber - ich muss sagen, auf der anderen Seite gebe ich auch ungern was auf, das stimmt."

„Also eigentlich weiß ich auch gern selber, wo ich bin. Das gibt mir die Sicherheit, dass ich mich überall zu Hause fühlen kann, aber eigentlich – äh -, weiß ich auch ganz gern, dass ich hier so meine Wurzeln habe, ne, das - muss ich schon sagen."

Hintergrund dieses Bedürfnisses nach festen Bindungen an einen Ort sind für ihn die erlebten familiären Verlusterfahrungen. So führt er als Beispiel seinen Vaters an, der die starke Zerstörung der Stadt B. als Verlust von „*Heimat und Umgebung*" empfunden hat, den er nicht überwinden konnte. Es ist ihm deshalb wichtig, seinen Kindern das Gefühl zu vermitteln, wo sie „*hingehören*". Keine (räumliche) Heimat zu haben, empfindet er als Defizit.

„Ich habe zum Beispiel begriffen, dass - (*kurze Pause*) wie sehr mein Vater eigentlich an dieser seiner Stadt hing. (...) Das war eine, eine - unglaublich schöne - Stadt, sag` ich jetzt mal so. Das hat er mit Sicherheit auch so empfunden (*kurze Pause*). Diese Stadt ist ausradiert worden in einer - der Bombennächte da. Wir sind grade noch rechtzeitig, haben noch die Kurve gekriegt (*kurze Pause*) (...) Mein Bruder - hat nämlich viel, viel später einmal gesagt, dass er, es gibt ganze Straßenzüge, die er total gemieden hat, weil er einfach nicht ertragen konnte, - zu sehen , - wie das weg war. (...) Das ist interessant, wie man so mit dem Verlust von, von Heimat und Umgebung umgeht, ne."

„Für mich war das immer ein Argument (*kurze Pause*), dass ich keine Kinder haben möchte - ich fand, ich habe das immer als - wenn ich jemanden kennengelernt habe, der sagt auf die Frage, - wo er herkommt, das kann ich so genau nicht sagen, man kann sagen bei Frankfurt oder man war in Osnabrück und dann war er in München und jetzt wohnen meine Eltern in Köln. Und ja, und wo bist du nun? Und so (*lacht*). (...) Da habe ich automatisch die Assoziation ‚armer Kerl' (*lacht*)."

Aus diesem Grund hat Richard auch immer versucht, Bindungen zu einem Ort aufrechtzuerhalten. Einen Lebensort vollständig aufzugeben, empfindet er als „*etwas Bedrohliches*". Er bevorzugt deshalb den „*Spagat*" zwischen zwei Wohnorten, statt wie seine Frau es wünscht, sich eindeutig für einen Ort zu entscheiden. So ein „*Schluss-Punkt-Aus*" –steht seinem Be-

dürfnis nach Kontinuität von räumlichen Bindungen entgegen. Dies hat bei seiner beruflichen Veränderung in Richtung Sachsen zu erheblichen Spannungen geführt, die sich wohl aber mit seiner Frau klären ließen. Jetzt hofft er, dass sich später mit Frankreich eine ähnliche Lösung ergibt.

„Ich hätte natürlich überhaupt keine Schwierigkeiten zu sagen, dann machen wir doch beides (*Anm.: zwei Wohnorte)* - Das ist das, was sie als Spagat bezeichnet. Sie lehnt den Spagat und meine Bereitschaft zu demselben in gewissen Umfange ab, - und sagt, man muss sich für eine Sache entscheiden. Diese Sache mit Sachsen ist eigentlich auch in unseren - Diskussionen insofern ein Spannungsfeld."

„Aber eigentlich vorher schon, ne, als wir darüber diskutiert haben, wir ziehen zusammen, - sie kommt mit nach Sachsen, ne. Da war für mich völlig klar, wir behalten eine Wohnung, nicht unbedingt diese, aber irgendwie eine, einen pied à terre hier, ne. Das war für mich völlig klar. (...) Das, das hatte für mich fast, fast etwas Bedrohliches, ne. Für sie war völlig klar, dass man hier die - die Zelte abbricht, Schluss, Punkt, Aus, ne. Dann kann man sich hier im Hotel einquartieren. Das wäre für mich ausgeschlossen, ne. Das will ich doch gar nicht, ne. Das war ‚wenn schon, denn schon', ne, also, soviel zu dem Diskussionsstand, ne. Und dieser Diskussionsstand, das ist mir ja natürlich klar, - der würde sich total wiederholen, - für den Fall einer Übersiedelung nach Frankreich."

Das Gebiet, das er als seine Heimat ansieht, ist für ihn Norddeutschland. Hier ist ihm die Gegend vertraut und hier fühlt er sich wohl. Auch die Stadt B. entspricht mit ihrer „*Atmosphäre"* und den „*Leuten*" seinen Erwartungen an ‚Heimat'.

„Ja, ich würde, - ich weiß nicht (*Pause*), die Atmosphäre und es gibt Freunde hier, ne, das muss man auch sagen, man entdeckt ja auch nicht jede Menge neuer Leute. - Aber auch so die Atmosphäre im Übrigen, ne. Wenn ich durch die Fußgängerzone am Samstagmorgen (*lacht*) laufe, dann freue ich mich einfach, ja, so ist das - ja."

Deutlich wird jedoch auch, dass Heimat für Richard auch mit dem Aspekt Kindheit verbunden ist. Das Haus und der Garten, in dem er aufgewachsen ist, definiert er als „*Heimat*" – und könnte sich gut vorstellen, an den Ort seiner Kindheit zurückzukehren. Die räumliche Dimension von Heimat ist für ihn somit auch eng mit einer zeitlichen Dimension verbunden.

„Natürlich war das Grundstück, auf dem ich aufgewachsen bin, der Garten, auf dessen Bäumen ich rumgestiegen bin und unser - Haus, das war ja auch ausgebombt mit so Trümmern und so, mehr so`n behelfsmäßigen Wiederaufbau - das ist meine Heimat gewesen."

„Ja, wie soll man sowas beschreiben? Keine Ahnung. Das merkt man daran, dass man äh - darin, ja sich eben sowas von zuhause fühlt, ja. Dass man da gerne durch die Straßen geht, - sich da gerne aufhält. - Vielleicht aber auch, wollen wir es mal so sagen, mh (*kurze Pause*) meine Kindheit, ja."

Interviewerin: „Würden Sie denn gerne wieder am Ort Ihrer Kindheit wohnen? „
Richard: „Durchaus, ja. Ja, könnte ich mir gut - vorstellen."

Soziale Beziehungen als Heimat

Damit ein Raum für Richard Heimatcharakter aufweist, müssen an diesem Ort langfristige Bindungen an Menschen existieren. In seiner Kindheit waren dies seine Eltern und Geschwister und auch eine Großtante, die mit auf dem Grundstück wohnte. Während des Studiums erfüllen Freundschaften diese Funktionen, in Genf fehlen dagegen diese langfristigen Bindungen, die für Richard Heimatgefühle aufkommen lassen. Auch in Sachsen sucht er sich eine Wohnung, in der er Freunde empfangen kann – kann dies jedoch in der Realität nicht in die Tat umsetzen. Die potenzielle Möglichkeit, seine Freunde „*zuhause*" empfangen zu können, bedeutet für ihn jedoch ein Stück ‚Heimat'. Den Versuch sich überall zu verwurzeln, bezeichnet er in diesem Zusammenhang selber als einen schwierigen „*Spagat*".

„Da gab`s eigentlich noch nicht so das richtige, so dieses, die Langzeitintegration oder Nicht-Integration, das, diese Situation war noch nicht so da. Außerdem - ist Genf sehr - von so international, also, - von sehr vielen auswärtigen, ausländischen Studenten geprägt, und in dem Bereich haben wir uns eigentlich dann auch mehr bewegt."

„So dass ich ursprünglich dann auch gesagt habe, natürlich muss ich `ne große Wohnung haben, damit ich dort (*Anm.: in Sachsen*) - und hier - alle - Freunde empfangen kann. In der Wohnung dort führe ich das Leben eines, keine Ahnung, eines Studenten, oder nicht mal. Ich leb` da ja gar nicht drin, ich arbeite bis abends - oder gehe mit Freunden zusammen essen, und danach falle ich todmüde ins Bett. Das ist also - morgens gehe ich raus, also ich, ich lebe in der Wohnung so gut wie gar nicht. (...) Gut, damit habe ich also eine viel zu teure Wohnung da, nur so als Beispiel, ne, das ist irgendwie auch zum Thema Spagat."

Familie als Heimat

Heimat hängt für Richard auch eng mit Familie zusammen. So stellt für ihn Familie auch eine Möglichkeit dar, Wurzeln und Kontinuität zu erleben. Sein Interesse an seiner Familiengeschichte verknüpft er mit seinen Verlusterfahrungen und Brüchen, da dieses Interesse für ihn die Möglichkeit darstellt, seine Geschichte, aber auch „*die Geschichte*" zu begreifen.

„Bei mir hat übrigens – dieser mein, familiärer Verlust dazu wahrscheinlich beigetragen, dass ich also sehr viel – die Familiengeschichte zu ergründen versucht habe und – das bis heute eigentlich ein Hobby ist. Ich begreife, ja ich habe mich immer für Geschichte interessiert – und begreife aber die Geschichte durch familiäre Geschichten hindurch."

Andererseits stellt für ihn der Konflikt zwischen familiären Bindungen und eigenen Interessen auch eine gewisse Bedrohung für sein Heimatempfinden dar. So hat er das Gefühl, dass ihn die Besuche bei seiner Mutter mit seinen Kindern, von „*seiner*" Stadt entfernen, da seine Mutter und Kinder jeweils unterschiedliche Interessen haben, was für ihn dazu führt, dass er seine Heimatstadt nicht mehr „*richtig*" erleben kann. Auch in diesem Zusammenhang möchte er

übrigens nicht als „*Einzelfall*“ erscheinen, sondern bemüht sich um eine Verallgemeinerung, die seine Empfindungen als ‚normal‘ erscheinen lassen.

„Ich kann immer wieder feststellen, wenn die verheiratet oder in fester Partnerschaft leben, - mit kleinen Kindern oder sowas, die - erleben ihre Heimatstadt nicht mehr. Wenn sie da hinkommen, ist das ein Horror, ein einziges Kreuz, das ist also keineswegs bei uns nur so, - gewesen, weil ich habe ja inzwischen vielfach Gesprächspartner entdeckt, dass Leute das ganz genauso erleben (...) H. war der, der Horror geworden, man fährt dahin, - denn meine Mutter, die alleine lebt in, in ihr vorgerückten Alter, die sich zusehends abkapselt. (...) Das führt aber dazu, wenn man was, irgendwas anderes machen will, darf man das nicht, weil das wäre böse, das wäre der Liebesentzug, das Desinteresse ihr gegenüber, ne.“

In B. hingegen tragen seine Kinder zu einer stärkeren Bindung an die Stadt und damit für ihn zu einer Verstärkung des Heimatempfindens bei. Der Wunsch, mit seinen Kindern gemeinsam in dieser Stadt zu leben, löst bei ihm jedoch wiederum ambivalente Gefühle aus, da diese Nähe seinem Wunsch nach „*mehr Frankreich*“ entgegensteht.

„Es ist eigentlich phantastisch, dass wir hier in B. leben, in `ner Situation, wo wir - an dem Leben unserer Kinder in gewissen Punkten teilhaben, ja, das, ohne jeden Zwang. Wir sind, glaube ich, wirklich nicht diejenigen, die sich da in irgendwas einhängen, - das ist ganz schön. Auf der anderen Seite könnte ich mir auch wirklich vorstellen, in Frankreich zu leben, - würde ich eigentlich auch gerne machen.“

Sprache als Heimat

Wie schon gesehen ist es für Richard eine wichtige Voraussetzung für die Integration in einem Ort und in einer Gesellschaft, eine Sprache richtig verstehen und sprechen zu können. Insofern schildert er die Integrationsgeschichte seiner Frau auch als eine Geschichte von Sprache. Erst als sie die deutsche Sprache richtig beherrscht, ist ihr eine Integration vor Ort möglich - andererseits steht seiner Vorstellung von notwendiger Integration (und Heimat) sein Wunsch nach ‚Fremde‘ entgegen, da seine Frau mit ihrer Integration vor Ort mehr und mehr ihre ‚fremden‘ Elemente und die gemeinsame französischen Sprache aufgibt. Dies stellt für Richard einen Verlust dar, den er verhindern möchte, jedoch nicht aufhalten kann. Möglicherweise ist es ihm deshalb so wichtig zu betonen, dass seine Frau „*immerhin*“ aufgrund ihres Akzentes weiterhin als Französin erkennbar bleibt bzw. dass sie persönliche Gespräche zum Teil immer noch auf Französisch führen.

„Hat dazu ge..., je mehr sie integriert war, desto mehr hat sie das – Französische fallengelassen, und wollte nicht mehr den weißen Raben hier abgeben, ne, oder das schwarze Schaf entsprechen, - sondern wollte eine - normale Deutsche sein, und nicht, das ist einfach so als der Exot, obwohl sie eben `nen gewissen Akzent hat, folglich als Französin eigentlich ohne Schwierigkeiten meistenteils erkennbar ist.“

Umgang mit Heimweh und Fernweh

Richard äußert im Interview ein gewisses Bedauern, nicht mehr in seiner Herkunftsstadt zu leben, sieht aber auch die Region Norddeutschland und den jetzigen Wohnort B., als Heimat und empfindet deshalb kein Heimweh.

Fernweh ist dagegen ein wichtiger Bestandteil seines Lebens. Zwar ist er insgesamt über sein Leben glücklich, bedauert aber doch stark, dass er nicht mehr „*Ferne*“, sei es in Form von „*mehr Frankreich*“ oder Reisen in andere Länder, in sein Leben integrieren kann. Ihm fehlt das „*Kribbeln*“, das er empfindet, wenn er unterwegs ist und würde gerne mehr Möglichkeiten haben, „*Neues*“ kennenzulernen.

„Im Gegenteil, wenn ich - irgendwo hinfahre, dann bin ich total begeistert, ich bin, habe ein Kribbeln (*lacht*), sage ich mir, jetzt passiert irgendwas ganz Interessantes, auch wenn das nicht unbedingt so ist, ne, also - damals war das vielleicht noch ausgeprägter als das heute so ist, ne, denke ich schon. - Aber selbst heute, - weiß nicht, irgendwie finde ich das spannend. Man macht nur nicht so viel. - Man ist ja froh, wenn man die Kontakte nach Frankreich so hält, - und, und, und macht mal eben da was, aber... Wir fahren auch viel in Gegenden, die man gar nicht kennt, also - gibt`s auch mal was Neues noch zu entdecken, ne, man macht das nicht nur zur Kontaktpflege mit Verwandten oder Freunden. - Äh, oder sicher, wo jetzt dieses Fahren in völlig unbekannte Länder, - eigentlich lange - oder eigentlich nur seltener noch unser Lebensinhalt ist, aber - och, das habe ich immer gern gemacht.“

Zusammenfassung

Für Richard ist Heimat stark mit Kontinuität, Wurzeln haben und dem Wissen, wo man hingehört, verbunden. Fehlt diese Sicherheit, empfindet er dies als Verlust. Gleichzeitig ist das Gefühl, zu wissen, wo er hingehört, für ihn auch die Basis für Offenheit und sein Interesse an der Fremde. Durch den Versuch beides, also Heimat und Fremde, in seinem Leben zu integrieren, gerät er immer wieder in Konflikte, die zu einem „*Spagat*“ führen, der schwierig aufrechtzuerhalten ist. Auch Familie unterstützt sein Gefühl nach Verwurzelung und Kontinuität, andererseits steht seine enge Bindung an seine Familie auch seinem Wunsch nach mehr Fremde (z.B. einem Leben in Frankreich) entgegen.

6.3.3.6 Fazit

Das Leben von Richard ist von Ambivalenzen gekennzeichnet. So führen seine Verlusterfahrungen in der Kindheit dazu, dass er ein Bedürfnis nach hoher Kontinuität entwickelt. Es fällt ihm schwer, Bindungen aufzugeben bzw. sie aus der Distanz weiterzuleben und auch Heimat ist für ihn mit statischen Elementen (Region, soziale Beziehungen, feste Integration in Strukturen) verbunden. Gleichzeitig entwickelt er – möglicherweise durch die Enge der Lebenswelt seiner Herkunftsfamilie – ein ausgeprägtes Interesse für ‚das Andere‘ bzw. ‚die Fremde‘, die für ihn für Offenheit, freieres Denken und Abwechslung stehen. Diese beiden Pole (sein star-

kes Bedürfnis nach Kontinuität und Verwurzelung und sein starkes Interesse für Fremde) versucht Richard in seinem Leben zu integrieren, in dem er den „*Spagat*“ versucht, Neues zu erleben, ohne Altes aufzugeben. Immer wieder macht er dabei die Erfahrung, dass auch ihm Vertrautes und Heimatliches fremd werden kann, so z.B. seine Familie und seine Freunde aus der Kindheit, seine Freunde in Sachsen, aber auch sein Studium oder sein Beruf.

Auch seine Partnerschaft erfüllt dieses Muster von gleichzeitiger Suche nach Heimat und Fremde. Die Ehe mit einer Französin verspricht ihm das Erleben von ‚Fremde‘ in seinem Alltag. Diese französischen Elemente sind ihm sehr wichtig, nicht nur zur Abgrenzung von anderen, sondern auch als gewünschter Bestandteil seiner eigenen Identität. Frankreich ist für ihn zwar keine Heimat, zumindest emotional aber auch keine Fremde. Gleichzeitig zeigt sich jedoch auch in der Partnerschaft erneut sein schwieriger Versuch, Fremde und Heimat in einem zu leben. So möchte er zum einen, dass nicht nur er, sondern auch seine Frau, sich vor Ort voll integriert fühlt und langfristige Strukturen aufbaut und erhält. Dass damit ‚fremde‘ Elemente stückweise aufgegeben werden, empfindet er als schwer zu akzeptierenden Verlust.

Der Versuch, alles in seinem Leben zu bewahren, aber auch Neues integrieren zu wollen, ist für Richard zum einen grundsätzlich eine positiv empfundene Herausforderung, die sich jedoch in der Realität nicht immer verwirklichen lässt. Hierdurch entstehen Spannungen und das Gefühl, es „*nicht geschafft zu haben*“. Deutlich wird dies beispielsweise im Zusammenhang mit der zweisprachigen Erziehung seiner Kinder, aber auch in seinen vergeblichen Bemühungen, die Bindungen zu seiner Heimatstadt aufrechtzuerhalten oder auch in seinem Wunsch, eine internationale juristische Karriere zu starten.

Es entsteht der Eindruck, als sei sich Richard dieser Konflikte bewusst, es ihm jedoch schwer fällt, Einstellungen und Verhaltensmuster zu ändern. Dies führt auch immer wieder zu Konflikten in der Partnerschaft, bei der beide Partner Zugeständnisse machen müssen. Insgesamt entsteht jedoch der Eindruck, dass Richard mit seinem Leben und seiner Partnerschaft zufrieden ist, auch, weil es ihm eben doch in gewisser Weise gelingt, Heimat und Fremde und gewisse soziale und berufliche Ziele in sein Leben zu integrieren.

Richard bemüht sich, diese Konflikte zwischen Heimat und Fremde und zwischen nicht gelebten Wünschen und persönlichen Erfolgen im Interview offen zu schildern. Dabei bewegt er sich allerdings häufig auf einer analytischen Ebene, die ihm eine gewisse emotionale Distanz erlaubt, so dass er seine Enttäuschungen und Ängste selten direkt äußert. Auffallend ist zu-

dem, dass er eigene Konflikte immer wieder schildert, in dem er Äußerungen seiner Frau über seine Person zitiert.

6.3.4 Hanna: *"Ich bin immer offen, ich kann nach allen Seiten raus gehen. Immer!"*

Wie für Richard ist auch für Hanna Offenheit ein zentrales Thema. Ihre Offenheit verbindet sie mit ihrer Bereitschaft, andere Wege zu gehen und ihr starkes Interesse für die Fremde. Zu viel Fremde scheint sie jedoch zu ängstigen und sie nach vertrauten Strukturen suchen zu lassen. Trotz ihrer Offenheit für neue Erfahrungen hat Hanna ein starkes Bedürfnis nach Kontinuität, festen Bindungen, Harmonie und einer gewissen „*Enge*". Diese beiden Bedürfnisse stellen die Pole eines inneren Konfliktes dar, der ihre Suche nach ihrer eigenen Identität und ihrem eigenem Weg bestimmt.

Ihre Kindheit und Jugend beschreibt Hanna als harmonisch und von Kontinuität geprägt. Sie lebt seit ihrer Kindheit am selben Ort, fühlt sich dort in ihr Umfeld integriert und von ihrer Familie verstanden und in ihren Zielen unterstützt. Bereits während der Schulzeit entwickelt sie ein starkes Interesse an der Fremde. Sie macht zunächst einen einjährigen Schulaufenthalt und später einen Studienaufenthalt in den USA und findet für sie wichtige Bindungen und Geborgenheit in ihrer Gastfamilie bzw. in ihrem Studentenwohnheim. In dieser für sie fremden Umgebung entwickelt sie auch neue Lebensvorstellungen und Ziele. So löst sie sich während ihres Studienaufenthaltes von ihrem „*vernünftigen*" Berufswunsch Lehrerin und träumt von einem Kunststudium und einem Lebensweg mit offenen Perspektiven.

Der Tod ihrer Mutter beendet diese Träume jedoch abrupt. Hanna kehrt nach Hause und - soweit möglich - in ihren bisherigen Lebensweg zurück. Sie wird Lehrerin, ohne sich jedoch mit ihrem Beruf zu identifizieren und heiratet ihren damaligen Freund. Durch den Tod ihrer Mutter scheint die Familie jedoch auch ihren Zusammenhang und sie damit ihren festen Halt zu verlieren – auch die Beziehung zu ihrem Vater und ihrem Bruder wird wohl schwierig.

Ihren jetzigen Partner lernt sie einige Jahre nach ihrer Scheidung und während einer Trennungsphase von einem späteren Partner kennen. Auffallend ist, dass sie das Scheitern beider Partnerschaften mit ähnlichen Gründen erklärt: In beiden Partnerschaften konnte sie „*ihren*" Weg nicht gehen bzw. ihre Identität nicht verwirklichen. Hinzu kamen in ihrer späteren Partnerschaften Spannungen zwischen ihrer Tochter und ihrem Partner, die ihr ein harmonisches Familienleben nicht ermöglichten und eine räumliche Distanz, die ihrem Wunsch nach Vertrautheit und Geborgenheit entgegenstand.

Die neue Partnerschaft mit einem ‚Fremden' bietet für sie die Lösung für ihre sich entgegenstehenden Bedürfnisse nach Fremde, Offenheit, Harmonie und Vertrautheit. So fühlt sie sich in der Partnerschaft in ihrer Person anerkannt und geachtet. Ihr Partner eröffnet ihr zudem die Möglichkeit, mit ‚Fremde' zu leben und ‚Anderes' in ihren Alltag zu integrieren. Die vielfältige kulturelle und zweisprachige Erziehung ihrer Kinder mit regelmäßigen Aufenthalten in Frankreich stellen für sie wichtige Zeichen für diese Offenheit dar. Gleichzeitig findet sie in dieser Partnerschaft jedoch auch ein harmonisches Leben in einer vertrauten Umgebung. Sie bewundert ihren Partner für seine schnelle und aktive Integration vor Ort, die er vorantreibt, ohne seine Identität als Franzose aufzugeben. Die enge Familienbindung ihres Partners "*schenkt*" ihr zudem eine weitere Familie mit festen Strukturen und Bindungen.

Trotz der positiven Erfahrungen in der Partnerschaft und der Möglichkeit, Fremde zu Hause zu erleben, bleiben jedoch wichtige Konflikte für Hanna ungelöst. Diese dokumentieren sich vor allem in ihrem Verhältnis zu ihrem Haus: Es stellt für sie die ideelle und räumliche Bindung an ihre Familie und vor allem ihren Vater da. Das gemeinsame Leben in diesem Haus bedeutet für sie Kontinuität, Vertrautheit und eine – möglicherweise idealisierte –Bindung an ihre Herkunft. Gleichzeitig fühlt sie sich jedoch durch die reale und emotionale Verantwortung für dieses Haus erdrückt. So wünscht sie sich, dieses Haus, ihren Beruf und auch ihre Verantwortung als Hauptverdienerin in der Familie aufgeben zu können, ohne sich jedoch wirklich von ihrem bisherigen Leben lösen zu wollen oder zu können.

Hanna fühlt sich heute Frankreich stark verbunden, vor allem aufgrund der engen Bindung zur Familie ihres Partners. Das Land und die Kultur sind ihr vertraut gewordene, französische Gewohnheiten empfindet sie als eine Bereicherung ihres Lebens. Sie könnte sich vorstellen, in Frankreich zu leben und verknüpft diese Möglichkeit mit einer Chance auf mehr Freiheit und der Abgabe von Verantwortung an ihren Partner. Es scheint jedoch fraglich, ob Hanna diese Vorstellungen wirklich umsetzen würde, da dies eine Lösung von ihrem Haus, dem Wohnort und der Region bedeuten würde.

Heimat ist für Hanna zunächst räumlich über das Haus, den Wohnort und die Region definiert. Auch im Sprach- und Kulturraum Deutschland fühlt sie sich emotional verwurzelt. Eine zentrale Bedeutung hat für sie jedoch auch Familie. Ihre Bindungen und ihr Zusammenhalt geben ihr Halt und Sicherheit und ermöglichen Gefühle von Verankerung und Zugehörigkeit Diesen Halt findet sie heute vor allem in ihrer eigenen Familie und der Herkunftsfamilie ihres Partners. Zu ihrer eigenen Herkunftsfamilie scheint die Bindung durch den Tod der Mutter verloren gegangen oder zumindest schwächer geworden zu sein. Soziale Beziehungen und

Freundschaften sind Hanna zwar wichtig, sie hat jedoch nur wenige langjährige und Lebensphasen überdauernde Freundschaft.

Hanna spricht im Interview sehr offen über ihre Erfahrungen und Empfindungen. Auffallend sind deshalb die Lücken in ihren Aussagen über ihren Vater nach dem Tod ihrer Mutter. Sie fühlt sich heute in der Partnerschaft und mit der Möglichkeit, ‚Fremde' zu Hause zu erleben, sehr glücklich, hat jedoch weiterhin Sehnsucht nach einem ‚anderen' Leben mit größeren Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung.

6.3.5 Andreas: *„So' ne Kontinuität hier zu leben, hat auch viel für sich."*

Andreas teilt mit Richard und Hanna sein starkes Interesse an der Fremde. Er möchte "*Anderes*" erleben und betont immer wieder seine Offenheit für neue Erfahrungen. Gleichzeitig hat Fremde für ihn jedoch auch ein gewisses bedrohliches Element; die kontinuierliche Auseinandersetzung mit Fremde in seinem Alltag empfindet er als anregend, sie löst bei ihm jedoch auch Gefühle der Überforderung aus. Auffallend ist, dass Andreas neben seiner Offenheit für neue/fremde Erfahrungen auch Kontinuität, festen Verwurzelungen und Wissen um Zugehörigkeiten eine große Bedeutung zumisst. Offenheit und Kontinuität stellen somit auch für ihn zwei Pole eines inneren Konfliktes dar, der die Suche nach dem „*richtigen*" Weg/Leben mitbestimmt.

Die Kindheit von Andreas ist von hoher Kontinuität geprägt: er lebt mit seinen Eltern immer am gleichen Ort im Rheinland, hat dort seine Freunde und fühlt sich fest in seine Umwelt integriert. Dieses klar definierte Umfeld gibt ihm das Gefühl zu wissen, wo er hingehört; gleichzeitig beginnt er sich jedoch auch schon früh für die Fremde und das Leben in anderen Kulturen zu interessieren. Dieses Interesse verstärkt sich als junger Erwachsener und er träumt von einer Tätigkeit in einer internationalen Organisation. Einen ersten Schritt in diese Richtung sieht er in einem Jurastudium mit internationaler Ausrichtung. Während seiner Jugend und seinem Studium hält er sich immer wieder im Ausland auf und es bedeutet ihm viel, dort die Menschen und ihre Gewohnheiten kennen zu lernen. Er spricht unter anderem Französisch und ist vor der Partnerschaft mit einer Französin regelmäßig in Frankreich. Von seinen Eltern möchte er sich durch seine Offenheit bewusst abgrenzen, möglicherweise auch, weil er sich durch ihre engen und kleinbürgerlichen Vorstellungen erdrückt fühlt. Zwar entstehen wohl mit seinen Eltern keine größeren offenen Konflikte, dennoch scheint sein Verhältnis zu seinen Eltern relativ stark angespannt. Gleichzeitig scheint auch ihm jedoch das

Wissen um die Kontinuität der Lebensweise seiner Eltern gerade erst die Sicherheit zu geben, andere Wege zu gehen.

Während dieser Ablösungsphase von seinen Eltern, macht er jedoch auch erste für ihn schwierige Fremdheitserfahrungen. So entschließt er sich bewusst für ein Studium in Süddeutschland und eine räumliche Trennung von seinen Eltern und Freunden. Er fühlt sich an seinem Studienort zwar auch insgesamt wohl, jedoch immer auch als Fremder, der nicht richtig integriert ist und teilweise ausgegrenzt wird. Diese Erfahrung wiederholt sich für ihn, als er – schon mit seiner Partnerin – in eine andere Stadt zieht, die zwar wieder im Rheinland liegt, jedoch aufgrund ihrer Sozialstruktur „*anders*" ist als seine Herkunftsstadt.

Seine Partnerin lernt er während eines Urlaubes in Frankreich kennen. Er ist von der Möglichkeit einer binationalen Beziehung fasziniert und teilt mit seiner Partnerin ein starkes Interesse an einem sozialen/ökologischen Engagement und an einem Leben in der Fremde – gerne auch in einem dritten Land. Er hat das Gefühl in dieser Beziehung seine eigenen Vorstellungen verwirklichen zu können und hält sich, da seine Partnerin zu dieser Zeit noch in Frankreich arbeitet, immer wieder auch für längere Zeiträume bei ihr in Frankreich auf. Auch hier zeigt er jedoch ambivalente Gefühle: Einerseits empfindet er es als „*spannend*", „*richtigen*" französischen Alltag kennen zu lernen, andererseits fühlt er sich ohne engere soziale Kontakte isoliert. Die räumliche Umgebung, die er als wenig attraktiv empfindet, trägt ebenfalls zu dem Gefühl bei, nicht am „*richtigen Platz"* zu sein.

Seine ambivalenten Gefühle hinsichtlich einer binationalen Partnerschaft setzen sich auch nach der Migration seiner Partnerin nach Deutschland fort. Er empfindet die gemeinsam gelebte Offenheit und kulturelle Mischung als eine große Bereicherung seines Lebens, sieht sich jedoch auch in einer großen Verantwortung, solange sie noch nicht „*richtig*" integriert ist und fühlt sich durch ihre Abhängigkeit überfordert. Er hat das Gefühl, sie hat „*alles*" aufgegeben und ihre Schwierigkeiten, sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden (auch sprachlich) verstärken seine Ängste. Hinzu kommt, dass er zu dieser Zeit bereits sein Jurastudium in Frage stellt und sich unsicher über seinen eigenen Weg ist.

Heute lebt das Paar in einer mittelgroßen Stadt in Norddeutschland. Dieser Umzug bedeutet für Andreas die Möglichkeit, seinen Traum von einer Arbeit in einer internationalen Organisation auch ohne Abschluss des Jurastudiums umzusetzen. Er hat das Gefühl, den richtigen Weg gegangen zu sein und fühlt sich in der offenen Atmosphäre der Stadt wohl. Gleichzeitig bedauert er jedoch, dass er aufgrund seines starken beruflichen Engagements wenig Zeit hat,

die Stadt „*richtig*“ kennen zu lernen und sich eine vertraute Umwelt aufzubauen. Seine Partnerin hat sich dagegen in dieser Stadt gut eingelebt. Das Gefühl, dass sie hier richtig integriert ist und auch eigene berufliche Wege geht, erleichtert ihn. Dies, seine gewonnene Vertrautheit mit dem Ort und die feste Verwurzelung seiner Kinder vor Ort lassen für ihn den Eindruck einer neu entstandenen Kontinuität entstehen, die er nicht durch einen erneuten Umzug gefährden möchte. Auch die Vorstellung, sich in einem anderen Land wieder Neues aufbauen zu müssen, lassen ihn seinen früheren Traum von einem Leben in einem dritten Land als wenig erstrebenswert erscheinen. Er träumt zwar weiter von der Möglichkeit, mehr reisen und damit eigene Lebensziele umsetzen zu können, gleichzeitig bedeutet ihm das Leben mit seiner Familie und seinen Kindern in einer vertrauten Umgebung auch sehr viel. Die Verantwortung die er für seine Familie hat, empfindet er jedoch weiterhin als belastend.

Die Partnerschaft mit Marie bedeutet für Andreas, die Möglichkeit ‚Fremde‘ zu Hause zu erleben. Es ist ihm sehr wichtig, dass auch französische Traditionen und Gewohnheiten in der Familie umgesetzt werden. Die regelmäßigen Aufenthalte in Frankreich empfindet er als notwendig, damit seine Kinder sprachlich und kulturell mit Elementen aus beiden Kulturen aufwachsen. Für ihn selber bedeutet dieses Leben mit verschiedenen Kulturen die Erfüllung eines Wunsches nach „*Anderem*“ und „*Offenheit*“ – gleichzeitig jedoch auch eine große Herausforderung, da das gemeinsame Leben immer wieder Konflikte aufwirft, die er auf unterschiedlich kulturelle Erfahrungen zurückführt. Trotz der Schwierigkeiten, die durch diese unterschiedlichen Vorstellungen entstehen, ist es ihm wichtig, dass seine Partnerin ihre kulturellen Wurzeln und ihr „*Anderssein*“ sowie ihre französische Staatsangehörigkeit aufrechterhält; zum einen weil er dies als eine Bereicherung empfindet, zum anderen, weil er es für wichtig hält, dass jeder seine eigenen Wurzeln kennt und mit ihnen lebt.

Andreas ist sich - heute stärker als früher – der „*Andersartigkeit*“ von französischen Gewohnheiten und Verhaltensweisen bewusst, dennoch fühlt er sich in Frankreich nicht als Fremder. Er könnte sich vorstellen, in Frankreich zu leben. Obwohl er Deutschland sehr kritisch gegenübersteht, ist ihm jedoch ein Leben in Deutschland aufgrund seiner Vertrautheit mit den hiesigen Gewohnheiten und Verhaltensweisen und vor allem aufgrund der Möglichkeit, „*seine*“ Sprache zu sprechen, sehr wichtig. Es ist also fraglich, ob er wirklich auf die Möglichkeit, in Frankreich zu leben, eingehen würde. Außerdem möchte er seinen Kindern nicht einen Wechsel ihrer räumlichen und sozialen Lebenswelt zumuten.

Heimat ist für Andreas in erster Linie der Kulturraum Deutschland, den er eng mit der deutschen Sprache, aber auch mit vertrauten Gewohnheiten und Verhaltensweisen verknüpft. Er

fühlt sich durch das Aufwachsen in Deutschland geprägt, das Wissen um diese sprachlichen und kulturellen Wurzeln ist ihm sehr wichtig. Obwohl er betont, dass er kein „*erdverbundener*“ Mensch ist, wird doch deutlich, dass für ihn das Rheinland als Region seiner Kindheit heimatliche Bezüge aufweist. Er hat das Gefühl, diese Region, die Menschen die dort leben und ihr Mentalität gut zu kennen und kehrt für Besuche gerne dorthin zurück. Auch die Stadt und die Region in Norddeutschland, in der er seit vielen Jahren mit seiner Familie lebt, haben für ihn heimatliche Züge. Seit er sich in der Stadt und ihrem sozialen und kulturellen Angebot gut auskennt, fühlt er sich hier sehr wohl, auch seine berufliche Tätigkeit vor Ort verbindet ihn mit der Stadt. Er vermisst allerdings eigene engere soziale Beziehungen vor Ort. Familie nennt Andreas zwar nicht explizit als Heimat, sicher ist aber, dass für ihn Familie Verwurzelung vor Ort und Kontinuität von Lebensbezügen sichert.

Andreas spricht im Interview sehr offen über seine Gefühle, Hoffnungen und Ängste. Auch Konflikte in seiner Partnerschaft spricht er offen an und bemüht sich hier, sowohl seinen Gefühlen, als auch Empfindungen seiner Frau gerecht zu werden. Immer wieder wird zudem deutlich, dass er sich und sein Leben stark reflektiert und nach Lösungen für Probleme sucht. Insgesamt ist Andreas wohl mit seinem Leben weitgehend zufrieden, er empfindet jedoch Sehnsucht, nach einem freieren Leben mit größeren Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung, z.B. durch Reisen.

6.3.6 Louise: *“Ich war schon immer sehr von allem angezogen, was die weite Welt bedeutet.“*

Ein zentrales Thema im Interview von Louise ist die Suche nach „*ihrem*“ Weg und „*ihrer*“ Identität. Diese Suche nach der eigenen Identität verbindet sich – wie bei Richard, Hanna und Andreas - mit einem starken Interesse an „*Anderem*“ bzw. an der Fremde: Louise möchte „*Neues*“ lernen, um dadurch auch sich und ihre eigenen Fähigkeiten besser kennen zu lernen. Gleichzeitig verspürt sie jedoch auch einen starken Druck, sich (und ihren Eltern) ihren beruflichen Erfolg und ihre finanzielle Unabhängigkeit zu beweisen. Sie zeigt sich offen für neue Lebenssituationen und reagiert flexibel auf neue berufliche Situationen, scheint aber dennoch bis zu ihrer Heirat auf der Suche nach „*ihrem*“ Platz zu sein und ihre häufigen Orts- und Berufswechsel eher als (Überlebens-)Notwendigkeit, denn als freiwillig gewählt zu empfinden.

Ihre Kindheit und Jugend bezeichnet Louise als „*einfach*“ und weitgehend kontinuierlich. Zwar empfindet sie den Umzug im Alter von 6-7 Jahren aus der Nähe von Paris in eine ostfranzösische Stadt zunächst als schmerzhaft, weil sie in beengte Wohnverhältnisse zieht und ihre Freunde und ihren Garten verlassen muss, sie findet sich in der neue Umgebung aber

schnell zu recht. Eine besondere Bedeutung haben für sie die Schule und eine kirchliche Jugendgruppe, die ihr ermöglichen, Neues kennen zu lernen. Durch sie wird auch ihr Interesse an der Fremde geweckt. Offene Konflikte mit ihren Eltern gibt es wohl nicht, gewisse Spannungen und nicht ausgetragene Konflikte sind wohl aber vorhanden. Heute kritisiert sie insbesondere die enge und auf äußerliche Anerkennung gerichtete Lebensweise ihrer Eltern.

Diese Enge lässt sie auch gleich nach dem Abitur ihr Elternhaus verlassen. Sie fühlt sich „*erstickt*“, möchte „*Anderes*“ erleben, um hierdurch sich selbst und ihren eigenen Weg zu finden. Gleichzeitig will sie jedoch auch sich – und wohl auch ihren Eltern - beweisen, dass sie fähig ist, auf eigenen Beinen zu stehen. Sie beginnt eine sozialpädagogische Ausbildung in einer entfernten Stadt, beendet diese jedoch wegen Differenzen mit der Schule nicht. Es folgen zahlreiche unterschiedliche Tätigkeiten in verschiedenen Städten Frankreichs. Als Ursache für diese Wechsel gibt Louise immer wieder ihren fehlenden Berufsabschluss, aber auch „*die Umstände*“ oder schlechten Arbeitsbedingungen an. Die Schwierigkeiten scheinen jedoch auch in ihrer Person begründet zu sein: Ihr innerer Konflikt, sich sowohl beruflich beweisen zu wollen bzw. zu müssen , als auch „*ihren*“ Platz bzw. „*ihre*“ Identität finden zu wollen, lassen sie immer wieder neue Aufgaben in einer neuen Umgebung suchen. Diese Lebenssituation empfindet sie als sehr schwierig, u.a. auch, weil sie sich immer wieder als Außenseiterin fühlt bzw. „*andere*“ Ideen hat als ihre Umwelt. Dennoch kann sie sich immer wieder für ihre jeweilige Tätigkeit begeistern, wenn sie den Eindruck hat, dass diese zu ihrer persönlichen Weiterentwicklung beiträgt. Gleichzeitig träumt sie von einem Leben im Ausland, insbesondere in England, was sie jedoch nie realisiert.

Ihren Partner lernt sie durch ihre berufliche Tätigkeit kennen. Sie fühlt sich zu ihm hingezogen, da er „*anders*“ ist: Er wirkt auf sie reservierter und höflicher als „*die Franzosen*“, zeigt ihr und anderen Menschen Respekt und hat, obwohl er sehr gut Französisch spricht, einen erkennbaren Akzent. Obwohl ihr Partner seine deutsche Herkunft und Kultur ablehnt und sich weigert mit ihr oder den Kindern Deutsch zu sprechen, empfindet sie die Partnerschaft als bi- oder multikulturell. Sie bemüht sich, so viele deutsche (und englische) Elemente wie möglich in ihren Alltag einzubauen und empfindet ihr „*multikulturelles Leben“* als bereichernd. Ihre Tätigkeit als Koordinatorin für einen deutsch-französischen Städteaustausch ermöglicht ihr gelegentliche Aufenthalte in Deutschland, die sie sehr positiv bewertet. Da ihr Partner nicht mit ihr Deutsch sprechen möchte, bemüht sie sich die Sprache in Kursen zu erlernen. Ihre Partnerschaft mit einem ‚Fremden‘ scheint ihr somit – auch wenn dieser seine deutsche Kultur und Herkunft ablehnt – eine gewisse Lösung für ihren inneren Konflikt zu bieten: Sie fühlt

sich durch die als bikulturell wahrgenommene Lebensweise und durch ihre Rolle als Frau und Mutter an „*ihrem*“ Platz.

Auffallend ist, wie stark Louise Frankreich und die französische Lebensweise ablehnt. Sie betont immer wieder, dass sie sich eigentlich nicht als „*echte Französin*“ fühlt und es eher als Zufall empfindet, dass sie in Frankreich aufgewachsen ist. Sie lehnt „*nationalistische*“ Gedanken ab und fühlt sich zu englischen Verhaltensweisen und Gewohnheiten hingezogen, die sie als „*irgendwie ähnlich*“ zu deutschen Verhaltensweisen und Gewohnheiten wahrnimmt. Sie hält an dem Gedanken fest, dass sie auch in anderen europäischen Ländern leben könnte, hat dies jedoch nie getan. Es scheint auch unwahrscheinlich, dass die Familie einen Umzug in ein anderes Land realisieren wird. Das Konstrukt ‚Europa‘ ist für sie sehr wichtig, da es ihr eine Identifikationsmöglichkeit mit einer multikulturellen Perspektive bietet.

Heimat ist für Louise in erster Linie ihre eigene Familie. In ihr fühlt sie sich geborgen und sicher. Die Gründung einer Familie hat ihr zudem geholfen, ihren Platz zu finden. Zwar betont sie, dass sie keine räumliche Bindungen an einen Ort hat und auch nicht vermisst, dennoch betont sie im Interview, dass es wohl besser gewesen wäre, länger an einem Ort zu bleiben, um sich „*etwas aufzubauen*“. Dies bezieht sich wohl auch auf ihre sozialen Beziehungen: Durch ihre vielen Umzüge hat sie kaum längerfristige Freundschaften entwickelt, auch der Kontakt zu ihren Jugendfreunden ist wohl verloren gegangen. Soziale Kontakte hat sie vor allem im beruflichen Umfeld.

Trotz ihrer positiven Erfahrungen in der Partnerschaft und ihres – wenn auch eingeschränkten – multikulturellen Lebens bleibt für Louise der Konflikt bestehen, sich beruflich nicht (formell) etabliert zu haben. Obwohl sie auch während ihrer Ehe einige Versuche unternommen hat, einen anerkannten beruflichen Abschluss zu erzielen, hat sie dies jedoch nie erreicht. So fühlt sie sich auch in ihrem jetzigen Beruf in der Erwachsenenbildung wohl, es entsteht aber dennoch der Eindruck, als hätte sie in ihrem beruflichen Leben gerne mehr erreicht.

Louise spricht im Interview weitgehend offen über ihre Erfahrungen und Empfindungen. Auffallend ist deshalb, dass sie sowohl die Beziehung zu ihren Eltern, als auch die Erklärungen, warum sie immer wieder ihre Arbeitsstellen wechselte und keinen Berufsabschluss erreicht hat, auffallend knapp hält. In ihrer Partnerschaft fühlt sie sich heute glücklich, auch wenn sie weiterhin eine stärkere bikulturelle Lebensweise vermisst und weiterhin Sehnsucht nach einem Leben in der Fremde hat. Im beruflichen Leben scheint sie dagegen ihre Identität noch nicht gefunden zu haben.

6.3.7 Das Typische der Fälle

Alle vier Interviewten beschreiben ihre Herkunft als eher eng und kleinbürgerlich. Sie scheinen schon früh den Wunsch verspürt zu haben, sich zu öffnen und eigene Wege gehen zu wollen. Diesen ‚anderen' Weg suchen sie nicht nur in der Fremde – alle entwickeln schon früh ein starkes Interesse an der ‚Fremde' – sondern auch in Bezug auf Werte und Lebenseinstellungen. Die Begegnung mit Menschen aus anderen Ländern ist für sie eine Möglichkeit, dieses ‚Andere' kennen zu lernen und gedankliche Spielräume zu erweitern. Gleichzeitig sind bei den Interviewten direkte oder indirekte Konflikte in den Herkunftsfamilien zu erkennen, die in der Regel wohl nicht offen ausgetragen werden. Bei Richard werden diese verdrängten Konflikte, Verlust und Trauererfahrungen besonders deutlich. Sie scheinen ein zentrales Thema seiner Familiengeschichte zu sein. Trotz dieser (verdrängten) Konflikte und Verluste ist die soziale und räumliche Stabilität in der Kindheit dieser Interviewten sehr hoch. Gerade durch die frühe und intensive Auseinandersetzung mit der Frage, wo komme ich her und wo will ich hin, streben alle vier Interviewten eine große Offenheit in ihrem Leben an – ohne allerdings den Bruch mit ihrer Herkunft zu suchen.

Die vier Interviewten haben seit ihrer Kindheit und Jugend ein starkes Interesse an der Fremde. Sie suchen gezielt nach Möglichkeiten, Menschen aus anderen Ländern kennen zu lernen und sammeln internationale Erfahrungen im Rahmen von Schüleraustauchen, Ferienlager usw. Diese internationalen Begegnungen stellen für sie eine Möglichkeit dar, ‚Anderes' kennen zu lernen, auch in Bezug auf Lebenseinstellungen oder Werte und um sich von ihrer ‚normalen' Umwelt abzuheben. Die Möglichkeit einer binationalen Partnerschaft erscheint in diesem Kontext für alle grundsätzlich denkbar. Heute stellt ihre deutsch-französische Partnerschaft für sie eine Möglichkeit dar, dieses ‚Andere' im Privaten leben zu können. Sie bewerten ihr Leben mit Elementen aus verschiedenen Kulturen als sehr positiv und wünschen sich gezielt die Integration von ‚anderen' Gewohnheiten, Traditionen und kulturellen Elementen.

Gleichzeitig scheint für alle Befragten die Aufrechterhaltung von vertraute Strukturen und Gewohnheit sehr wichtig. Gerade die stabilen räumlichen und sozialen Bindungen sind ihnen als Kontinuum wichtig, diese ‚Heimat' gibt ihnen Halt und Sicherheit und stellt für sie wohl auch die Basis für Offenheit und ein positives Erleben von Fremde dar. Sie sind dabei durchaus kritisch in Bezug auf die in dieser Umgebung vermittelten Werte und Lebenseinstellungen, gleichzeitig führt die intensive Auseinandersetzung mit der Frage „wohin möchte ich" wohl aber auch dazu, dass sie für sich die Frage „woher komme ich" sicher beantworten können. Auch wenn sie sich heute aus ihrer sozialen Umgebung gelöst haben und Heimat zum

Teil anders definieren, spielen die heimatlichen Erfahrungen in der Kindheit für diese Befragten eine große Rolle.

Ein zentrales Thema dieser Interviews ist der Wunsch, den ‚eigenen' Weg zu finden und zu gehen. Die Auseinandersetzung mit dem ‚Fremden' hilft dabei, dieses ‚Eigene' zu finden und ermöglicht es den Befragten auch, sich aus der Enge der Lebenswelt ihrer Kindheit und den vorgegebenen Strukturen zu lösen. Auffallend ist dabei, dass Offenheit für ‚andere' Lebensweisen und Lebensvorstellungen als sehr wichtig erachtet wird, gleichzeitig jedoch eine hohe Kontinuität in Bezug auf das räumliche und/oder soziale Umfeld gewünscht wird. Das Fehlen dieser Bindungen wird als Verlust angesehen, der traurig stimmt (Andreas und Louise) bzw. vermieden werden soll (Richard und Hanna). Es scheint allen vier Befragten (und insbesondere Richard und Hanna) sehr wichtig zu sein, zu wissen, wo sie herkommen und wo sie hingehören. Alle vier reflektieren darüber hinaus sehr stark die eigenen Bedürfnisse und Wünsche und hinterfragen ihr Leben und ihre (erreichten) Ziele kritisch. Die Verbindung von Neuem und Vertrautem bzw. von Offenheit und Kontinuitätsbedürfnissen führt zum Teil zu inneren Konflikten, die schwer gelöst werden können und zum Teil zu einem Spagat führen, da beides gelebt und nichts aufgegeben werden soll. Heute wird das ‚Fremde' als optimale Ergänzung zum ‚Eigenen' verstanden, ein Leben mit der deutschen und der französischen Kultur wird gewünscht und – sofern es der migrierte Partner zulässt - auch bewusst gelebt. Trotz diesem starken Interesse an ‚Fremde' zeigt keiner der Befragten ein Interesse, in das andere Land zu migrieren – wohl auch, da diese Entscheidung mit Verlusten verbunden wäre.

Für alle vier stellt die Partnerschaft mit einem ‚Fremden' innerhalb des vertrauten Umfeldes einen Lösungsansatz für diese inneren Konflikte dar. Sie möchten das (gemeinsame) Fremde in der Partnerschaft bewahren, wohl auch, da es für sie das Besondere des Eigenen verdeutlicht. Gleichzeitig verstehen diese Befragten jedoch auch die Bedürfnisse ihrer Partner nach einer richtigen Integration, da sie eine soziale und räumliche Verortung selber für wichtig erachten. Dies führt immer wieder zu inneren und partnerschaftlichen Konflikten, die zu Entscheidungen führen, die die Befragten zwar verstehen können, jedoch bedauern, da sie oft ein Stück Verlust von Fremde/Besonderheit bedeuten. Deutschland und Frankreich werden dabei als Länder mit unterschiedlichen Kulturen wahrgenommen, die das gemeinsame Leben bereichern. Sie bemühen sich aktiv um die Integration der jeweils anderen Kulturelemente und betonen die persönliche Verbundenheit mit französischen und deutschen Traditionen. Gleichzeitig betonen diese Befragten auch die Bedeutung einer geistig offenen Partnerschaft, auch in

Bezug auf Werte und Lebenseinstellungen. Eine gelungene Partnerschaft ist für sie eine Beziehung, in der die Individualität und die subjektiven Bedürfnisse anerkannt werden.

6.4 Natalie: „*Hier fühle ich mich gut, ich fühle mich nicht alleine, mir geht es gut*.“

6.4.1 Interviewsituation

Natalie und Markus lernte ich über eine deutsch-französische Organisation kennen, die mir ihre Mitgliederliste zur Verfügung gestellt hatte. Natalie war spontan zum Interview bereit und lud mich ein, zu ihr nach Hause zu kommen. Das Haus liegt in einer ländlichen Umgebung in der Nähe einer größeren Stadt. Ich führte das Interview vormittags durch, ihre Kinder und ihr Mann waren nicht zu Hause. Störungen gab es keine.

Das Interview mit Natalie war im Verhältnis zu anderen Interviews relativ kurz. Dies lag vor allem an der Erzählweise von Natalie, die auf meine Fragen überwiegend sehr direkt und genau antwortete, jedoch ohne große Seitenerzählungen. Sie setzt gezielte Erzählschwerpunkte und kommuniziert eher ihre Einstellungen als ihre Gefühle. Entwicklungen fasst sie überwiegend knapp zusammen, wodurch ihre Erzählweise etwas nüchtern und sachlich wirkt. Besonders deutlich wird dies im Zusammenhang mit der Beschreibung des Kennenlernen ihres jetzigen Mannes. Den Unfalltod ihres ersten Partners erwähnt sie dagegen zunächst nur knapp in einem Nebensatz und geht erst auf direkte Nachfrage auf dieses Ereignis und die Folgen ein.

6.4.2 Zentrale Themen

Ein zentrales Thema für Natalie sind kulturelle Bindungen im Allgemeinen und ihre eigenen elsässischen Wurzeln im Besonderen. Immer wieder kommt sie darauf zurück, wie stark sie sich dem Elsass verbunden fühlt. Obwohl sie dort nur ihre ersten Lebensjahre gelebt hat, sieht sie das Elsass als ihre Wurzeln und ihre Kultur an und legt auch großen Wert darauf, diese ihren Kindern zu vermitteln.

Ein weiteres wichtiges Thema ist ihr Bedürfnis, das Leben möglichst so zu leben, wie es kommt. Sie beschreibt sich als offen gegenüber Veränderungen sowohl hinsichtlich des Wohnortes, aber auch hinsichtlich der gesamten Lebensgestaltung. Diese Flexibilität bzw. Unwilligkeit länger voraus zu planen, verbindet sie mit dem Tod ihres ersten Lebenspartners, der ihr verdeutlich hat, dass das Leben nicht planbar und vorhersehbar ist. Im Gegensatz hierzu betont sie jedoch vor allem gegen Ende des Interviews immer wieder ihr starkes Bedürfnis nach Nähe zum vertrauten sozialen Umfeld und ihre Ängste vor Veränderungen.

6.4.3 Interpretation des Interviews

6.4.3.1 Kindheit und Erwachsenwerden

Kindheit

Natalie vermittelt im Interview den Eindruck einer sehr behüteten Kindheit mit stabilen familiären Bezügen. Obwohl die Familie mehrmals umgezogen ist (vom Elsass in den Norden Frankreichs, dann in die Mitte Frankreichs), fühlt sie sich sicher und geborgen, solange sie ihre Familie um sich hat. „*Der Rest*“ (Freundschaften, Haus, Wohnort) hat für sie in der Kindheit wenig Bedeutung. Die enge Bindung an ihre Familie bewirkt, dass sie Ortswechsel wohl problemlos bewältigt.

„Für mich, ähm, ich bin sehr, sehr familiär, sehr an die Familie gebunden. In dem Moment, wo ich mit Papa, Mama und meinen Brüdern war, das… - war der Rest nicht wichtig. Ich war nicht (*kleine Pause*) ich war nicht genug gebunden – ich weiß nicht, zum Beispiel an Freunde – in der Zeit – um – sie zu vermissen. Nein, ich bin hier angekommen, ähm, ich habe mich überhaupt nicht fremd gefühlt, mir ging es gut, ich war, ich war umgeben, ich habe mich nicht entwurzelt gefühlt oder ich habe mich nicht verloren gefühlt.“[18]

Die Leichtigkeit, mit der sie sich jeweils einlebt, erklärt sie mit ihrer Fähigkeit, sich überall zu Hause fühlen zu können, bzw. sich wie ein „*Chamäleon*“ an ihre Umgebung anpassen zu können. Diese Anpassungsfähigkeit und Flexibilität bezieht sie sowohl auf soziale (neue Freunde), kulturelle (regionale Sprache) als auch auf räumliche Faktoren (das „*neue*“ Haus, das „*neue*“ Zimmer).

„Aber ich habe mich immer überall, wo ich hingegangen bin, zuhause gefühlt und ich hatte wirklich gar keine Probleme mich anzupassen. Nach dem Elsass sind wir für drei Jahre nach Nordfrankreich gegangen wegen der Arbeit meines Vaters. Wir sind da angekommen mhm, gerade vor Beginn des Schuljahrs – und als ich in die Klasse gekommen bin, hat die Lehrerin mir gesagt: das ist ja nicht möglich, dass du aus dem Elsass kommst, du bist diejenige in der Klasse, die am stärksten mit dem Akzent des Nordens spricht. – Ich komme irgendwo an – ich bin wie ein Chamäleon, ich wohne hier und dann, ich – das stört mich gar nicht. Also, ich fühlte mich – im – im Elsass richtig zu Hause, aber ich fühle mich auch irgendwo anders richtig zu Hause. Das ist für mich überhaupt nicht schwierig.“

Interviewerin: „Und wie war es für Sie hierher zu kommen?“
Natalie: „Oh, das war sehr gut, das war kein Problem – Also, ich bin hier angekommen, ich habe Leute getroffen, ich hatte sofort viele Freunde, die Schule hat mir sofort gefallen, ich war wirklich – das hat mich gar nicht gestört. Im Gegenteil, ich mag es gerne in einem neuen Haus anzukommen, ein ähm anderes Zimmer zu haben – für mich – ist das wirklich kein Problem.“

Gleichzeitig betont Natalie jedoch auch immer wieder die Bedeutung, die ihre elsässische Herkunft für sie hat. Sie ist froh, eine „*besondere*“ Kultur zu haben, die sich auch heute noch

---

[18] Alle Zitate von Natalie im Original auf Französisch, übersetzt durch die Autorin.

in ihrem alltäglichen Leben zeigt, wie z.B. in bestimmten Begriffen, Speisen oder Gewohnheiten, die sie als „*typisch elsässisch*“ bezeichnet. Diese elsässische Kultur sieht sie als ihre Wurzel an, die ihr durch ihren Vater weitergegeben wurden. Mit der elsässischen Kultur verbindet sie auch die elsässische bzw. deutsche Sprache, die sie persönlich zwar nicht mehr sprechen gelernt hat, die für sie aber trotzdem einen wichtigen Bestandteil ihrer Kultur ausmacht. Ihre starke Bindung an die elsässische Kultur zeigt sich auch in ihrer Wortwahl: So spricht sie davon, dass sie sich als Kind – wie ein Baby - von der elsässischen Kultur getragen fühlte („*bercée par une culture alsacienne*“). Zuhause ist das Elsass für sie aber heute nicht mehr.

„Es ist war, dass ich ... – ich bin froh, dass ich eine – ähm – etwas besondere Kultur habe – zum Beispiel – in Bezug auf einige Worte, die wir – hier verwenden – und die – die sind typisch elsässisch – in Bezug auf die Esskultur: bestimmte Gerichte, bestimmte Gewohnheiten. Es ist eine Region, die ich besonders liebe, weil ich so viele Erinnerungen habe, ich war da ganz oft in den Ferien, meine Großeltern lebten dort, und ich habe dort noch Familie – also fahre ich regelmäßig hin. Aber nein - ich fühle mich dort – nicht zuhause – ich bin jetzt schon zu viele Jahre hier.“

„Meine Kindheit ist – ist getragen von der elsässischen Kultur – also mit ähm der Gewohnheit der deutschen Sprache in den Ohren, da in meiner, in meiner Familie alle elsässisch sprachen und deutsch, außer uns Kindern, da die Generation der Kinder – nicht – nicht wenig die Sprache verloren hat und es fast keinen mehr gibt, der elsässisch spricht - und fast keinen, der fließend deutsch spricht, weil – unsere Eltern es uns nicht beigebracht haben… Meine Kindheit, ich habe… - ich habe tatsächlich nicht viel Zeit im Elsass verbracht, aber da mein Vater Elsässer ist und sein ganzes Leben im Elsass gelebt hat, hat er sogar nach dem Umzug – ähm – mein Vater hat – hat – hat immer ein bisschen seinen Akzent behalten, wir haben auch die Familie noch gesehen. Also habe ich trotzdem – elsässische Wurzeln und – und ein ziemlich starke Herkunft.“

Neben der Familie spielen in der Kindheit auch Orte für Natalie eine wichtige Rolle. Dies sind zunächst das Haus und der Garten sowie die Schule, später dann die nähere Umgebung, die sie als junges Mädchen gemeinsam mit ihren Freunden erobert und so zu „*ihren*“ Orten werden lässt.

„Ich erinnere mich sehr gut – an meinen Garten, ich erinnere mich sehr gut an einige Stücke im Haus, ich erinnere mich sehr gut an den Hof der Schule – und – ja, da, habe ich in der Tat noch sehr, sehr genaue Vorstellungen im Kopf. Aber die Umgebung, das Dorf, nein ich war zu klein, das waren keine Dinge, die mich interessierten – Es war wirklich der – der Ort – beschränkt auf Haus, Schule, Haus, Schule (…) – und es ist wahr, es waren Orte, wo ich in Sicherheit war, wo ich mich wohl fühlte.“

„Es gab Ecken im Dorf, die meine Eltern sicher nicht kannten, die unsere – unsere Verstecke waren. Es gab Ecken im Wald, es gab – private Gelände, auf die wir uns schlichen und wo wir uns trafen – um uns ganze Nachmittage lang zu amüsieren. Also da, das waren Orte – neben dem Haus und dem Garten. Das es Orte zum Spielen gab, die wichtig waren, weil ähm, weil es meine waren.“

Insgesamt empfindet Natalie ihre Kindheit als sehr positiv und so „*perfekt*“, dass sie aus ihrer heutigen Sicht, diese heile, sichere und sorglose Welt als Kind nicht verlassen wollte.

„Ich habe wirklich keine unangenehme Erinnerung an meine Kindheit – wirklich keine. Ich hatte wirklich das Glück eine – perfekte Kindheit zu haben, nein, aber es ist war, ich habe – ich habe keine Erinnerung – die einzige – die einzige unangenehme Erinnerung ist, dass ich seit ich ganz, ganz klein war, nicht wachsen wollte – ich habe meine Vater gebeten, dass er eine Lösung findet, dass ich klein bleiben kann, weil es mir wirklich so gut ging und ich überhaupt keine Lust hatte, da raus zu wachsen.“

Erwachsenwerden

Als Jugendliche möchte Natalie dagegen möglichst schnell erwachsen werden. Als Motive für ihren Einstellungswandel gibt sie an, dieses Alter nicht gemocht zu haben. Ein weiteres Motiv sieht sie in dem „*Privileg*“ einer Frau, Kinder zu bekommen, also eine Familie zu gründen und die Familie damit weiterleben zu lassen. Berufliche Erfolge möchte sie zwar auch erleben, diese beschreibt sie jedoch als nicht so wichtig.

„Später dagegen, wollte ich, dass das ganz schnelle geht, weil ich – ich mochte dieses Alter gar nicht – und ich wollte da weg – da weg, um groß zu werden, da ich ja nicht die Wahl hatte, wollte ich, dass es so schnell wie möglich geht. (…). Was mich antrieb, war weniger das berufliche Leben – ich hatte … - ich hatte Lust zu studieren, etwas zu erreichen, aber was mich antrieb war, später Kinder zu haben. Das war der Hauptgrund, der mich die Idee eine Frau zu werden, akzeptieren ließ, um Kinder zu haben. Ich finde, das ist ein ganz besonderes Privileg.“

Trotz der Betonung ihrer Offenheit für Veränderungen, hat Natalie keinen gezielten Wunsch, sich aus ihrem Umfeld zu lösen. Sie verbindet einen möglichen Wohnortwechsel mit Entwurzelung („*dépaysement*“). Gleichzeitig betont sie jedoch wiederum ihre Anpassungsfähigkeit an neue Situationen und bezeichnet die Fähigkeit, Dinge anzunehmen, so wie sie kommen, als Stärke ihres Charakters.

„Ich habe mich nie danach gesehnt, ich habe nie danach gesucht, wegzugehen. Aber wenn sich im Gegenteil die Gelegenheit geboten hat, hat es mich überhaupt nicht gestört, es zu tun. – Es ist – ich war immer schon ein bisschen so – das ist Teil meines Charakters. Ich nehme die Dinge so, wie sie kommen. Mich interessiert es nicht wirklich zu wissen, was in einem Jahr passiert oder in 10 Jahren, aber so wie die Dinge kommen, akzeptiere ich sie – ziemlich leicht.“

Die Entscheidung, als junge Erwachsene ihren Wohnort vorübergehend zu verlassen, hängt mit ihrem ersten Partner und seinen berufsbedingten Umzügen zusammen. Der Liebe wegen verzichtet sie deshalb auf eine ‚normale’ Ausbildung und auf die Nähe zu ihrer Familie und ihren Freunden und folgt ihm auf seinen beruflichen Touren.

„In dieser Zeit lebte ich mit Jemandem, der an verschiedenen Orten arbeitete und immer für einige Monate an einem Ort war. Es waren nicht wöchentliche Ortswechsel. Er verlegte Hochspannungsleitungen, er war also immer für 3 Monate in einer Region, 3 Monate in einer anderen Region. Also –

ähm – entweder blieb ich hier, um zu studieren und wir würden uns nur – ein Mal alle drei Monate sehen oder ich ließ das Studium, das ich begonnen hatte, fallen und machte ein – ein anderes Studium als Fernstudium – aber folgte ihm so überall hin, was ich dann auch tat."

Die Erfahrungen, die Natalie in dieser Zeit macht, werden von ihr ausführlich beschrieben. So ist sie begeistert, neue Gegenden und viele Menschen kennenzulernen. Diese Begegnungen bleiben zwar oberflächlich und sind von vornherein nicht auf Dauer angelegt, faszinieren sie jedoch, weil sie zum „*Spiel*" gehörten, das sie in dieser Zeit spielt.

„Drei Jahre lang hat ich – war ich in ganz Frankreich unterwegs – und ich lebte – drei Monate rechts, drei Monate links und ich … - ich habe Regionen entdeckt, die ich überhaupt gar nicht kannte, wie die Bretagne – und – ich habe wirklich Ecken entdeckt, die phantastisch waren, die ganz genau so anziehend waren und mit Leuten – ganz besonderen Leuten."

„Immer wieder den Ort zu wechseln war toll –ich mochte es, in neuen Städten oder sogar Dörfern anzukommen (…). Es war angenehm, wir – wir, ich traf überall neue Leute (*kleine Pause*), die ich gerne traf und die ich ohne Schwierigkeit auch verließ, weil es – es ein bisschen die, die Spielregel war. – Ich habe wunderbare Ecken besucht. Also – es war wirklich, es war wirklich sehr, sehr gut."

Halt gibt ihr in dieser Zeit vor allem ihr Partner. Das Zusammensein mit ihm bezeichnet sie als „*das Wichtigste*" in ihrem Leben in dieser Zeit. Der „*Rest*" war für sie weniger wichtig, so dass sie auch schlechte Wohnverhältnisse akzeptieren konnte. Um sich sicher und geborgen zu fühlen, braucht sie jedoch einen „*Kokon*" (ihre Wohnung), der ihr Schutz bietet – und das Wissen um ihre Freunde und ihre Familie am Herkunftsort, die sie als „*Basis*" bezeichnet, zu der sie zurückkehren kann.

„Mit dieser Person zusammen zu sein, war das Wichtigste. Der Rest war nicht sehr wicht…- sehr schlimm (…). In dem Moment, wo ich nur eine ganz kleine Wohnung hatte, in der wir uns aber wohl fühlten, war der Rest – der Rest war, war... – war alles klar. Dann nahm ich das Auto, ich besuchte, ich traf Leute – es störte mich überhaupt nicht, in dem Moment, wo ich einen Ort hatte – um – zu leben, zu schlafen, an dem ich mich – geborgen fühlte, ein bisschen beschützt fühlte und ich die Person bei mir hatte, mit der ich zusammen sein wollte, war der Rest nicht wichtig."

„Ich habe mit allen meinen Freunden hier, die ich also wirklich als Freunde ansah, sehr lange Kontakt behalten. Ich will damit sagen, ich habe Freunde also seit mehr als 15 Jahren - diese Leute waren wichtig, diese Leute – waren die Basis, zu der ich regelmäßig zurückkehrte. Und also, die Leute, die ich so vorübergehend traf – das waren – das waren Leute, die ich mit dem Wissen kennen lernte, dass es vorübergehend war."

Kurz nach ihrer Rückkehr in ihren Herkunftsort stirbt ihr Partner an einem Unfall. Sein Tod stellt einen massiven Bruch mit ihrem bisherigen Leben dar. Sie flieht für ein Jahr nach Paris, weil sie den Abstand von ihren Freunden (und vor sich) sucht. In dieser Zeit lässt sie Gefühle nicht an sich heran, will nicht nachdenken und nimmt auch ihre Umgebung nicht klar wahr. Auch heute scheint sie sich kaum an diese Zeit erinnern zu können und wollen, was sich auch

in ihrer zögerlichen Erzählweise und Suche nach den richtigen Worten zeigt. Nach einem Jahr erwacht sie aus diesem „*Alptraum*“. Ihr Wunsch ist es, wieder normal zu leben, was sie mit einer Rückkehr in die vertraute Welt mit ihren Eltern und Freunden verbindet.

„Ich habe den Eindruck, ein Jahr einen Alptraum gelebt zu haben. Tatsächlich, habe ich keine – es war wirklich – ich war nicht ich selber – ich war – ich aß nicht, ich schlief nicht, ich arbeitete 12-13 Stunden am Tag, um nicht nachzudenken. Also – also – das war wirklich eine Zeit – ich, ich habe keine, ich habe keine – klaren (*kleine Pause*) Erinnerungen an diese Zeit, weil ich nicht ich selber war.“

„Ich war sehr, sehr froh – zurück zu kommen – meine Freunde fehlten mir, ich musste – am Anfang hatte ich keine Lust zu reden, ich wollte, dass man mich in Frieden ließ, also war es gut weg zu sein. – Dort habe ich schon einen (*kleine Pause*) einen Teil der Trauer gemacht. Also hatte ich nur einen Wunsch, das war im Gegenteil meine, meine Eltern wieder zu sehen, - ähm meine Freunde wieder zu sehen und wieder anfangen zu leben – so normal wie möglich.“

Sie konzentriert sich zunächst auf berufliche Ziele und ist stolz, dass sie einen beruflichen Aufstieg schafft und für ein Geschäft verantwortlich ist – ohne dass dies wohl wirklich für sie eine große Bedeutung hat. Es entsteht der Eindruck eines gewissen Zwischenstatus, den sie akzeptiert, den sie jedoch bereitwillig verlässt, als sich ihr andere Möglichkeiten bieten.

„Ich habe angefangen, muss ich sagen, als Sekretärin, und dann, nach einem Jahr, hat man mir eine Stelle mit Verantwortung angeboten. – Also, ich war ja noch ziemlich jung, ich hatte ein sehr gutes Gehalt, nicht wenig Verantwortung, also am Anfang, ja war es – mochte ich das gerne – ich fühlte mich, ich fühlte mich sehr wohl – sehr geschätzt.“

„Ich wurde mir bewusst, dass ich fähig war, bestimmt Dinge zu tun. Ich war ja wirklich – ich war wirklich noch jung – ich hatte eine Gruppe von vier Leuten unter mir, alles Männer – und trotzdem schaffte ich es, dass das Unternehmen lief, dass das Geschäft lief. Also – ich war froh so wie ich lebte und dann ja – gut – an dem Tag, als ich das Gefühl hatte, dass ich das Blatt wenden muss, hat mir das im Gegenteil überhaupt keinen Kummer bereitet, dass ich das wenden musste.“

Zusammenfassung

Ihre Kindheit wird von Natalie als sehr positiv wahrgenommen. Zwar zieht sie häufiger um, ihre Familie und das Gefühl, feste Wurzeln zu haben, geben ihr jedoch die Sicherheit, die sie für ein Einlassen auf Neues braucht. Auch als junge Erwachsene gewinnt Natalie Sicherheit durch enge persönliche Bindungen und durch das Gefühl, genau zu wissen, wohin und zu wem sie gehört. Dieses Wissen um Zugehörigkeit gibt ihr Sicherheit und ermöglicht ihr Offenheit und Flexibilität in Hinblick auf neue Lebenssituationen. Der Tod ihres Partners stellt für sie diese natürliche Sicherheit und Geborgenheit in Frage. Sie flieht zunächst in eine für sie völlig andere Welt, nach der ersten Trauer hat sie jedoch den Wunsch, in ihre Welt zurückzukehren und ‚normal’ weiterzuleben.

6.4.3.2 Kennenlernen des Partners und Erleben seiner Migration

Kennenlernen des Partners

Natalie beschreibt das Kennenlernen ihres zweiten Partners als sehr schnell und unkompliziert. Aus ihrer Sicht ist es auch ein Zufall, dass ihr Partner Deutscher ist („*tout à fait par hasard*“) – es ist jedoch zu vermuten, dass sie aufgrund ihres Interesses an einer ‚besonderen' Kultur und der großen Bedeutung, die sie ihren elsässischen Wurzeln zumisst, ein gewisses Interesse an einem ‚anderen' Partner hatte. Nur zu vermuten ist auch, dass ihr gerade ein ‚fremder' Partner möglicherweise eine Normalität und Unvoreingenommenheit der Beziehung verspricht, die sie in ihrem direkten Umkreis aufgrund des Todes ihres ersten Partners wohl so nicht finden kann.

„Ich habe – Markus – ganz zufällig kennen gelernt, weil Markus mit einer deutschen Freundin nach Frankreich gekommen ist – und er Arbeit in der Gastronomie gefunden hat – und eine gemeinsame französische Freundin, uns einander bei einer Abendveranstaltung vorgestellt hat, ganz einfach, so war's.“

„Sie hat mir ihn vorgestellt, wir haben den Abend zu dritt verbracht und wir haben uns am nächsten Morgen wieder gesehen und so war's, nichts Besonderes (*lacht*), eine ganz – klassische Begegnung und vom nächsten Morgen an – gut – haben wir uns nicht mehr getrennt und ein Jahr später haben wir geheiratet.“

Deutlich wird, dass sowohl sie als auch ihr Partner, die weitere schnelle Entwicklung (Einzug, Heirat, Schwangerschaft) als natürlich und selbstverständlich betrachten. Beide haben den Eindruck, als sei es für sie der richtige Zeitpunkt und der richtige Partner, um eine Familie zu gründen. Auffallend ist jedoch, wie häufig sie betont, dass sie sich keine Fragen gestellt hat („*je ne me suis pas posée particulièrement de question*“), sondern die Dinge auf sich hat zukommen lassen. Diese Zielstrebigkeit, getroffene Entscheidungen umzusetzen und weitere Lebensschritte nicht länger zu planen, verbindet sie mit ihrem Alter und ihren Lebenserfahrungen - und mit ihren Erfahrungen durch den plötzlichen Tod ihres ersten Partners.

„Wir hatten nicht viel (*lacht*) Zeit, uns Fragen zu stellen. Und dann, haben sich die Dinge einfach so entwickelt – ohne, dass wir uns zu viel Fragen gestellt haben. Die, die Situation schien uns - also auf jeden Fall für mich schien alles ganz natürlich. Ich fühlte mich gut, es, es war – alles lief gut. Es gab nicht besonders viele Fragen zu stellen.“

„Wir hatten den Eindruck, dass – dass es uns gut ging, dass es keine Fehler gab und dass – und dass wir uns nicht geirrt hatten. Also von da an – sind wir – haben wir die Dinge so gemacht – wie wir sie machten mussten – eben ohne sich zu viele Fragen zu stellen und ohne sich zu sagen, dass geht zu schnell. – Und dann waren wir – waren wir nicht mehr 18 Jahre alt. – Er war fast 30 Jahre alt – er hatten den Eindruck, seinen Weg gegangen zu sein und dann dass – gut – wir waren alt genug, um es so schnell zu machen.“

„Und dann – gut, die Tatsache, so brutal den Freund verloren zu haben, mit dem ich lebte, ich glaube das hat wirklich meine Sicht radikal geändert… Ich hatte so viele Pläne mit ihm. Wir waren gerade dabei, ein Geschäft zu eröffnen, wir hatten seit Monaten an diesem Plan gearbeitet, wir hatten so viel zu tun, wir hatten gedacht, dass wir zwei, drei Jahre später heiraten, Kinder bekommen, wenn alles gut läuft – und in einer halben Sekunde – also – war alles zu Ende. Also seit dem ist es zu Ende – ich, ich sehe keinen Sinn darin, langfristige Pläne zu machen, wenn man nicht weiß, was alles in fünf Minuten passieren kann. Also, nein – nein – ich mache keine Pläne, ich …. – ich habe keine Lust dazu und ich, ich schaffe es nicht, langfristige Pläne zu machen."

Die Reaktionen auf ihre neue Partnerschaft empfindet Natalie als positiv. Ihre Freunde sind froh, dass sie nach ihrer Trauer wieder einen Partner gefunden hat und ihre Eltern empfinden ihren Mann als sympathisch. Dass er Deutscher ist, bezeichnet sie als ein amüsantes „*Detail*". Die Bemerkung ihrer Eltern, dass jeder zu seinen Wurzeln zurückkehrt, empfindet sie aufgrund ihrer emotionalen Bindung an das Elsass als passenden Scherz.

„Meine Freunde waren froh zu – zu sehen, dass nach zweieinhalb Jahren – Trauer, ich jemanden getroffen habe. Also – die Leute waren wirklich sehr froh – als ich ihnen Markus vorgestellt habe – das war gar kein Problem."

„Also, ob er Deutscher war, dass hat sie (*Anm.: ihre Eltern*) nicht gestört, dass hat sie eher zum Lachen gebracht. Sie haben mir gesagt: also wirklich, wir kehren alle zu unseren Wurzeln zurück. Weil meine Eltern Elsässer waren – (*kleine Pause*) – das ist genau die Tür nebenan."

Erleben der Migration des Partners

Natalie hat die Migration ihres Partners nicht erlebt und erzählt auch nur wenig über die Umstände. Ihr Partner hatte sich nach mehreren Migrationen zwischen Deutschland und Frankreich schon vor ihrer Begegnung für ein Leben in Frankreich entschieden. Zum Zeitpunkt des Kennenlernens arbeitete er in der benachbarten Stadt, plante jedoch nach einer Trennung von seiner damaligen Freundin einen weiteren Umzug in den Süden Frankreichs. Sein Verbleiben in der Region verbindet sie mit dem Umstand der Partnerschaft.

„Als er nach Frankreich gekommen ist, ganz am Anfang, war das im Süden – er ist nach Deutschland zurückgekehrt – um seinen Wehrdienst zu machen und dann nach… nach… ich weiß, dass er in der Zwischenzeit zurückgekehrt ist. Also das, das wird er ihnen erzählen (*kleine Pause*), also immer ist er, ist er – ist er zurückgekehrt, um in einem Hotel in Deutschland zu arbeiten – er ist zurückgekehrt, er hat eine Deutsche kennen gelernt, die selber nach Frankreich gehen wollte, um ihr Französisch zu verbessern – und sie sind alle beide her gekommen, sie hatte eine Arbeit in P. gefunden. Und er, er ist ihr gefolgt, da im Hotelgewerbe… er wusste, er würde überall Arbeit finden. Und wirklich, hat er sofort eine Arbeit gefunden und, also, ihre Beziehung hat nicht gehalten. Es hat, hat sehr schnell aufgehört. Sie ist nach Deutschland zurückgekehrt. Er wollte die Region verlassen, er hatte nicht die Absicht, hier zu bleiben. Er wollte in den Süden zurückkehren, als wir uns kennen gelernt haben und, dann, ist er geblieben – so."

Zusammenfassung

Natalie beschreibt das Kennenlernen ihres jetzigen Partners als eine eher zufällige Begegnung. Beide sind aufgrund ihres Alters und ihrer Lebenserfahrungen an einem Punkt, an dem sie eine Familie gründen möchten – und sehen im jeweils anderen Partner den geeigneten Menschen für diesen Schritt. Aufgrund ihrer Erfahrungen durch den Tod ihres ersten Partners unterstützt sie die zielstrebige und schnelle Umsetzung dieses Planes durch ihren Partner. Sie hat das Gefühl, das Richtige zu tun und möchte keine Pläne für die Zukunft machen. Dennoch könnte zumindest das Interesse an einem ‚Fremden' nicht ganz zufällig gewesen sein: Ihre Lebensgeschichte lässt vermuten, dass ein in Frankreich lebender Fremder aus Deutschland sowohl ihrem Bedürfnis nach Normalität als auch ihrem Bedürfnis nach einer ‚besonderen Kultur' entsprochen hat.

6.4.3.3 Bewertung der Partnerschaft

Ihren Partner beschreibt Natalie als offen, freundlich und locker im Umgang mit anderen. Probleme sieht sie nur in der Verweigerung seiner deutschen Kultur (siehe nächstes Kapitel), weitere Schwierigkeiten beschreibt sie nicht. Die Kommunikation mit ihrem Partner beschreibt sie als gut, auch sprachlich sieht sie keine Probleme. Interessant ist, dass sie ihren Partner in diesem Zusammenhang als „*viel französischer*" als sich selber bezeichnet und dass sie nicht den Eindruck hat, mit einem Deutschen verheiratet zu sein. Dies amüsiert sie in gewisser Weise, obwohl sie es bevorzugen würde, wenn er zu seiner Kultur und Sprache stehen würde und diese auch ihr und ihren Kindern vermitteln würde.

„Also wissen Sie – sie haben ihn kurz kennen gelernt, aber, er ist eher offen, lächelnd, den man leicht kennen lernt, jemand, der, der – schnell ähm – schnell allen sympathisch ist, er ist jemand, dem man sich leicht nähern kann."

„Er hat gar keine Kommunikationsprobleme. – Er ist viel französischer als ich *(lacht)*. Wenn er Französisch spricht (…) – er hat überhaupt keinen Akzent, man muss wirklich nach seinem deutschen Akzent suchen. Also, – also es gibt da wirklich gar kein Problem. Wenn, wenn ich mit einem Franzosen verheiratet wäre, ich würde keinen Unterschied sehen – gar keinen."

Ihr Leben in ihrer Partnerschaft und mit ihrer Familie empfindet Natalie als positiv. Sie hat sich bewusst für ihre Kinder und gegen ihre Arbeit entscheiden. Ihre Entscheidung begründet sie damit, dass sie sich schon ausreichend bewiesen hatte, was sie beruflich zu leisten im Stande ist. Dennoch ist sie verärgert, dass man sie vor die Wahl Kinder oder berufliche Verantwortung gestellt hat.

„Man hat mir Verantwortung vorgeschlagen, aber sie haben nicht so sehr akzeptiert, dass ich kein Kind haben könnte und dass, also ich nicht zu 100% für meine Arbeit zur Verfügung stehen würde.

Und von da an, habe ich angefangen, die Sache zu überdenken und mir ist bewusst geworden, dass mit einer Arbeit mit Verantwort… - also, ich renne dem Geld nicht hinterher, also, es war – nicht vor allem deswegen. – Eine Arbeit mit Verantwortung zu haben, ist gut, aber, letztendlich ist – ich musste mir nicht – nicht meine Fähigkeiten beweisen, weil (*kleine Pause*) ich, ich wusste, was ich im Leben leisten konnte (…). – Und also, als mir das bewusste wurde, habe ich angefangen mir zu sagen, dass – zwischen (*kleine Pause*) meinen Kindern und meiner Arbeit – weil man mir gesagt hatte, dass ich nicht mit Kindern Verantwortung übernehmen könnte, wenn man sich entscheiden musste, wäre die Wahl sehr schnell getroffen, würde ich die Kinder der Arbeit vorziehen."

Natalie ist zufrieden mit ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter, wohl auch, da Familie für sie eine zentrale Rolle in ihrem Lebenswünschen spielt, beruflicher Erfolg dagegen nur eine sekundäre Rolle. Auch hier betont sie, dass es zudem ihrem Charakter entspricht, sich an das anzupassen und das zu mögen, was sie gerade macht und nicht über die Zukunft nachzudenken. Dennoch zeigt sie sich prinzipiell offen für Veränderungen – wenn sie diese auch im Moment nicht wünscht.

„Es ist Teil meines Charakters, das zu lieben, was ich mache (*kleine Pause*). Wenn ich etwas mache, mach ich, ich es im Allgemeinen gründlich. Aber ich bin zu Hause geblieben und statt mich zu langweilen, mich zu fragen, so wie ich es oft um mich herum von meinen Freunden gehört habe, die mit ihren Kindern zu Hause geblieben sind, ich langweile mich, ich weiß nicht, was ich mit meinem Tag tun soll – ich beschäftige mich nur - nur mit meinem Baby oder meinen Kindern, das ist wirklich nicht sehr erfüllend – nein, im Gegenteil, ich habe viele Sachen mit meinen Kindern gemacht. Ich habe - ich habe mich so organisiert, ich habe dafür gesorgt, dass ich viel zu Hause zu tun habe und so, da habe ich wirklich keine Lust mehr, mir Arbeit zu suchen."

„Ich wäre schon blöd, mich zu beschweren. Ich wohne an einem Ort, der mir gefällt, ich habe einen Mann, den ich liebe, Kinder, die ich liebe, ein Haus, in dem ich mich wohl fühle, ausreichende finanzielle Mittel, um nicht, um nicht – am Ende des Monats die Pfennige zu zählen. Also ja, ich, ich, ich nehme die Dinge, wie sie kommen. Also so, so wie ich lebe, gefällt es mir. Und dann – und dann - wenn sich das Leben weiter entwickelt und wir anders leben, denke ich, würde mir das auch gefallen, aber ich, ich – denke zum Beispiel nicht darüber nach, was ich haben könnte und was ich nicht habe."

Zusammenfassung

Natalie jetzige Partnerschaft steht im starken Gegensatz zu ihrer früheren Beziehung, sowohl hinsichtlich der äußeren Umstände, als auch hinsichtlich ihrer eigenen Einstellung und Erwartungen an ihr Leben und die Partnerschaft: war sie mit ihrem ersten Partner ständig unterwegs, plante gemeinsam eine berufliche Zukunft und wollte mit ihm das Leben gestalten; so hat sie sich jetzt in die Familie und ihre vertraute Umgebung zurückgezogen. Dennoch wirkt Natalie in ihrem jetzigen Leben glücklich, wobei hierfür sicher auch die Rückkehr in ein beschauliches und ruhiges Leben (wie dies ihrer Kindheit) wichtig ist.

6.4.3.4 Konstruktionen von kultureller Identität

Einstellung zum Herkunftsland

Natalie zeigt im Interview eine ambivalente Einstellung zu Frankreich und ‚den Franzosen'. Sie kritisiert die ständige Unzufriedenheit der Franzosen und ihre Tendenz, nur die negativen Seiten zu sehen. Frankreich als Staat bewertet sie dagegen positiver. So empfindet sie den Staat als liberal, was impliziert, dass man „*Sachen machen kann*" und in dem man (eigentlich) glücklich sein kann. Außerdem hält sie Frankreich für ein interessantes und abwechslungsreiches Land. Hierzu tragen sowohl die unterschiedlichen Landschaften als auch die Vielfalt der Regionalkulturen und –sprachen bei.

„Es ist ein Land der Meckerer, ein Land der Unzufriedenen. Also – es gibt sehr viele Dinge, die, die nicht so laufen – die nicht gut laufen. Aber wenn man woanders hinschaut, ist es, ist es ein allgemeiner Eindruck und wenn man sich beunruhigen muss, ist es allgemein. Es gibt – es gibt – es gibt wirklich zu viele Probleme, aber nicht nur in Frankreich – nein, wirklich nicht. Frankreich ist ein Land, das mir gut gefällt, es ist ein Land, das eben doch ein freies Land ist (…) Also, es ist wahr, dass sie diese Seite nach außen haben, zu meckern, zu klagen, unzufrieden zu sein und dass – das gefällt mir nicht. Aber auf der anderen Seite – denke ich – ist es ein Land, in dem man nicht wenige Dinge tun kann, in dem man – man wirklich das Glück hat, um, um, um glücklich zu sein. Und dann auf – auf regionaler Ebene, finde ich, ist es ein Land mit einer außergewöhnlichen Vielfalt: Man muss nur zwei oder dreihundert Kilometer fahren und man hat den Eindruck, nicht mehr am selben Ort zu sein, wirklich ganz wo anders zu sein – und das ist – das ist gut. Es ist nicht ein monotones Land: wenn man in die Bretagne fährt, wenn man ins Elsass fährt, wenn man nach Süden runter fährt, wenn man in den Südwesten fährt, hat man fast den Eindruck, nicht mehr im selben Land zu sein, schon alleine wegen der Dialekte und Akzente. Und das finde ich – das finde ich gut. Ich finde, es ist wirklich ein interessantes Land."

Als eigener Bezugspunkt ist ihr jedoch die Region Elsass wichtiger. Sie bezeichnet sie – wie schon gesehen – als ihre Herkunft und ihre Wurzeln, sowohl in familiärer als auch in kultureller und sprachlicher Hinsicht.

Sprache stellt für sie auch die größte Bindekraft zu Frankreich dar. Vor allem aus sprachlichen Gründen kann sie sich ein Leben in einem anderen Land heute nicht mehr vorstellen. An einem Ort zu leben, an dem sie die Menschen nicht versteht, macht ihr Angst.

„Ich muss gestehen, dass ich in einem anderen Land, hätte ich – ich schon die Sprachbarriere, die mir schon ein bisschen Angst macht. Ich will sagen, dass ich mir mit 20 Jahren – nicht diese Frage gestellt hätte. Ich hätte gesagt, in drei Monaten spreche ich die Sprache. Ich muss gestehen, dass mir das jetzt, das mir das jetzt schon mehr Angst machen würde."

Einstellungen zum „anderen" Land

Natalie beschreibt ihr Bild von Deutschland als relativ oberflächlich und „*klassisch*". Abgesehen von wenigen Kontakten in der Kindheit und die wenigen Besuche mit ihrem Partner in Deutschland hat sie kaum Erfahrungen mit dem Nachbarland. Sie verknüpft Deutschland in

erster Linie mit Sauberkeit und Ordnung auf der Straße und mit einer „*gewissen Form der Höflichkeit*“, schränkt allerdings ein, dass sie nicht weiß, ob diese nun typisch für ihren Schwiegervater oder für „*die Deutschen*“ ist.

„Es ist das ein bisschen klassische Bild von Deutschland – ziemlich strikt, sehr organisiert – sehr *(kleine Pause*) sehr sauber in dem Sinn, dass … es ist wahr, dass in Deutschland, wenn man spazieren geht – gibt es auf dem Boden kein Papier. Ja, das ist ein Bild, dass ich durch die Schulreisen hatte, die ich machen konnte oder die kurzen – kurzen Aufenthalte, die ich, ich gemacht habe, wenn ich im Elsass war und ich einen, einen Tag oder zwei in Deutschland verbracht habe. Also ein (*kleine Pause*) ziemlich oberflächliches und ziemlich klassisches Bild.“

„Eine gewisse Form der – der Höflichkeit: die Türen aufhalten, in den Mantel helfen und solche Sachen, die es in Frankreich kaum noch gibt. Also, ob er das im Besonderen ist (*Anm. ihr Schwiegervater*) oder ob es so ist, dass in Deutschland die Männer etwas galanter sind, ich weiß nicht – es ist egal, ich habe nicht genug Vergleiche.“

Ihr Bild von Deutschland und den Deutschen ist aber auch stark von der negativen Einstellung ihres Mannes geprägt. So übernimmt sie seinen Eindruck, dass ‚die Deutschen’ rigider, weniger offen und phantasievoll sind – und hat das Gefühl als Französin in Deutschland als unreifer und weniger verantwortungsbewusst wahrgenommen zu werden.

„Es ist ein bisschen über das Bild, das mein Mann mir davon weitergegeben hat. Das heißt diese ziemlich strikte Seite, ziemlich – fast ein bisschen gezwungene Seite, diese – dieses ein bisschen Fehlen von Freiheit im Vergleich zu… zu einem Land wie Frankreich.“

„Also, wenn wir nach Deutschland fahren, finde ich wirklich, dass die Leute sehr kleinkariert sind, sehr – ziemlich strikt – dass ihnen manchmal - also denen, die ich manchmal treffe – ein bisschen Phantasie fehlt – die mich oft als (*lacht*) als eine – fast ein bisschen unreife Französin ansehen, nicht so verantwortungsvoll – aber gut, es ist – aber das ist alles.“

Insgesamt ist für sie Deutschland kein fremdes Land mehr, aber auch kein vertrautes Land. Sie hat den Eindruck, dass in kultureller Hinsicht der Übergang zwischen Frankreich und Deutschland ähnlich ist, wie zwischen den unterschiedlichen Regionen Frankreichs. Relevanter für ihre empfundene Nähe oder Distanz zur deutschen Kultur ist deshalb für sie sprachliche Aspekt: So betont sie, dass sie zwar die deutsche Sprachmelodie schon seit ihrer Kindheit im Elsass kennt, für sie jedoch ihr mangelndes Verständnis der Sprache die größte Barriere für einen Umzug nach Deutschland darstellt. Interessant ist zudem, dass Deutschland für sie das Land ihrer Schwiegereltern ist, nicht jedoch das Land ihres Mannes – was wiederum die Distanz ihres Mannes zu Deutschland unterstreicht, die sich auch auf ihre eigene Einstellung zu Deutschland auswirkt.

„Was ist Deutschland? Das Land meiner Schwiegereltern (*lacht*) mehr für mich nicht. Es ist, es ist das Land gleich nebenan – (*kleine Pause*). Ich habe keine – es ist das selbe, wenn man die Grenze über-

quert – ich habe nicht den Eindruck, dass es auf einen Schlag ein anderes Land ist, die Häuser sind ein bisschen anders – gut solange natürlich man die Leute nicht reden hört. Gut, die Straßen sind nicht – nicht genau dieselben, aber nicht mehr, als wenn man in Frankreich von einer Region in eine andere fährt. Also für mich, ist es wirklich – es ist nicht das fremde Land par Excellence, es ist nicht das andere Ende der Welt – und dann sage ich Ihnen, die deutsche Sprache, selbst, wenn ich nicht alles verstehe – alles was gesagt wird, ich war ja schon von der Sprachmelodie her vom Elsässischen die ganze Zeit umgeben, als ich klein war."

„Und dann sage ich Ihnen wegen der Sprachbarriere – ich denke, sie wäre nach einem Jahr weg, aber ich… es ist, es ist ein Schritt, der mir schwer fallen würde, nicht nur, weil ich eine Ecke verlassen würde, die ich mag, Freunde, die ich mag, sondern es wäre auch viel schwieriger, mir einen Platz zu schaffen, da ich ja am Anfang mich noch nicht mal unterhalten könne. Also, nein, das ist nicht etwas, was mich reizt."

Erleben von kulturellen Unterschieden und Gemeinsamkeiten in der Partnerschaft

Es ist für Natalie ein zentrales Thema, dass ihr Mann weder mit ihr noch mit den Kindern zu Hause Deutsch spricht. Sie kritisiert, dass ihr Partner nicht zu seiner „*deutschen Herkunft*" steht und sich weigert, diese seinen Kindern nahezubringen. Sie wirft ihm vor, dass er seinen Kindern die Möglichkeit verweigert, sich mit ihren Großeltern unterhalten zu können und ihnen die Lust nimmt, nach Deutschland zu fahren. Hierdurch entsteht für sie die paradoxe Situation, bzw. das „*Dilemma"*, dass sie es ist, die ihren Kindern über Bücher und Videos versucht, die deutsche Sprache nahezubringen.

„Er spricht nicht ein Wort Deutsch – hm. Er hat – seine – deutsche Herkunft komplett – abgelehnt. Wenn er hier ist – er verwendet Deutsch bei der Arbeit, er verwendet es, wenn er mit seinen Eltern spricht, aber hier, ist es so – hat er nie – zuhause ein Wort Deutsch gesprochen. – Es ist übrigens – sage ich ihnen, das, das , das – große Dilemma weil – wir haben für die Kinder deutsche Bücher, wir haben Videokassetten auf Deutsch gekauft, wir haben eine CD-Rom für den Computer auf Deutsch gekauft, und ich bin es, die diese Kassetten mit den Kindern schaut, um für sie zu übersetzen, und ich bin es, die die Bücher liest, und er spricht zuhause kein Wort Deutsch."

„Markus spricht überhaupt kein Deutsch, wenn er in Frankreich ist. – Unsere beiden Kinder sprechen kein Deutsch. Also – es ist ein großes Dilemma zwischen uns, weil es ist ein großer Vorwurf, den ich ihm mache – Weil es so ist, dass ich es gerne hätte, wenn er zuhause Deutsch spricht und er das nicht tut – und – also – wir sind zum Beispiel diesen Sommer da hingefahren – und gut – die beiden Mädchen konnten mit ihrem Großvater kein Deutsch reden, weil sie es nicht sprechen und weil sie kein Deutsch verstehen. Also, es ist schon wahr, dass es nicht dazu ermuntert, nach Deutschland zu fahren außer aus familiären Gründen."

Nicht nur sie wirft ihrem Partner diese Verweigerung vor, sondern auch zunehmend seine Töchter. So ist es für ihre Tochter und für seinen Vater „*frustrierend*", nicht richtig miteinander reden zu können. Sie – und ihre Tochter – haben das Gefühl, seinen Vater - und damit auch ein Teil der Geschichte und Persönlichkeit ihres Mannes – nicht richtig kennenlernen zu können.

„Es ist schon sehr – mhm enttäuschend – also frustrierend, nicht enttäuschend – auch frustrierend, sich nicht – nicht besser mit ihnen unterhalten zu können, will ich sagen. Es war der – der Vorwurf von Seiten seines Vaters, der ihm gesagt hat, dass er schon seiner Familie beibringen sollte, Deutsch zu reden und von meiner Seite, die ihm ebenfalls gesagt hat, dass es Zeit wäre, dass Du uns allen Deutsch beibringst."

„Es ist nichts zu machen – er hat keine Antworten, er hat keine Erklärungen, er sagt, dass es so schwierig ist, mit ihnen Deutsch zu reden, ich rede lieber Französisch mit ihnen – und je mehr Zeit vergeht, um so schwieriger wird es natürlich, weil mit einem Baby Deutsch zu reden – das ist kein Problem, es versteht die Sprache, es nimmt sie auf. – Jetzt ist unsere ältere Tochter 6 Jahre alt (…) und sie ist zudem sehr fragend, sie will wirklich, sie ist frustriert, dass sie nicht – nicht – mit ihrem Vater und mit ihren Großeltern das – das teilen kann, das sieht man deutlich – und sie wirft es auch ihrem Vater vor."

An späterer Stelle konkretisiert sie diese Vorwürfe noch. Es wird deutlich, dass sie das Gefühl hat, dass ihr Partner ihren Kindern die Chance nimmt, einen Teil seiner Wurzeln – und damit auch ihrer Wurzeln – kennenzulernen. Diese Kenntnis der eigenen Wurzeln ist – wie schon vorher gesehen – für Natalie sehr wichtig, um sich sicher zu fühlen. Sie erwartet deshalb von ihrem Partner, dass er zu seinen existierenden deutschen Wurzeln steht und es seinen Kindern ermöglicht, sich auch in ihrer zweiten Kultur zumindest einigermaßen „*zu Hause*" zu fühlen. Dass er diesen Erwartungen nicht nachkommt, empfindet sie als enttäuschend, zumal ihr selber als Kind eine besondere Kultur mitgegeben wurde.

„Dass die Kinder nicht das Recht auf eine doppelte Kultur haben, das ist für mich ein Problem – offensichtlich nicht für ihn – aber für mich, ja. Ich finde das – mhm – ich finde das nicht gut – es ist – einerseits heute so, weil sie nicht mit ihrem Großvater reden können, was schon ziemlich – ziemlich traurig ist. Und dann, weil später ist es – ist es so, dass sie doch einen Papa haben, der deutsch ist, sie doch Großeltern haben, die deutsch sind und – und ich – ich – ich finde es schade, dass sie nicht nach Deutschland gehen können und sich sagen können, in diesem Land hier, bin ich ein bisschen zu Hause, ich habe doch diese, diese Kultur da."

„Sie haben einen deutschen Papa und ich finde es komisch und schade, dass er selber leugnet (*kleine Pause*) leugnet, dass er Deutscher ist. – Er ist Deutscher – die Kinder sollten – so wie ich als Elsässerin – ich habe das elsässische Essen kennen gelernt, die elsässische Sprache, die traditionellen Geschichten, solche Sachen – ich finde das schade."

„Die Tatsache dass – dass mein Mann gerade nicht – nicht diese Lust hat, diesen Wille hat – uns seine Herkunft zu zeigen, seine Kultur wenigstens – ist es schon fast verkehrte Welt, weil ich es bin, die nicht Deutsche ist, die dafür kämpft, dass die deutsche Kultur im Haus ist, weil ich es schade finde, das nicht teilen zu können, das nicht entdecken zu können."

Sie ist deshalb auch bemüht, ihre (elsässische) Kultur ihren Kindern zu vermitteln. Dass diese auch Elemente dieser Kultur annehmen und verinnerlichen, erfüllt sie mit Stolz, den sie darauf bezieht, ihren Kindern „*etwas Besonderes*" mitgeben zu können.

„Zum Beispiel (*kleine Pause*), wenn wir Spaß machen, sagen wir nicht, dass die Kind… - also die Mädchen wissen schon sehr gut, dass die – die Babys aus dem Bauch der Mama kommen aber – wenn sie – wenn sie Spaß machen und Quatsch erzählen, sagen sie nie, die Babys wachsen in den Rosen oder im Kohl. Sie, sie sind kleine elsässische Mädchen, und da kommen die Kinder mit den Störchen – Es sind Kleinigkeiten wie diese, in den Geschichten, die sie sich erzählen – an – an Ostern sind es nicht die Glocken, es ist der Osterhase, der kommt, weil im Elsass ist es wirklich der Osterhase, es sind nicht die, es sind nicht die Glocken, also. Es sind diese Kleinigkeiten, solche kleinen Geschichten."

Zwar kann sie verstehen, dass ihr Partner aufgrund seiner frühen ersten Migration nach Frankreich keine starken Bindungen und sozialen Kontakte mehr nach Deutschland hat, dennoch klingt auch hier die Enttäuschung durch, dass ihr und ihren Kindern diese Chance auf ‚Anderes' und „*Neues*" genommen wird. Gleichzeitig entsteht der Eindruck, als empfinde sie es auch als persönlichen Verlust für ihren Partner, wenn dieser sich nicht zu seinen Wurzeln bekennt.

„Er hat gar keinen Kontakt mehr nach Deutschland – bis auf seinen Papa hat er wirklich gar keinen Kontakt. Also seine Mama lebt in Frankreich und spricht natürlich – spricht fließend Deutsch, auch wenn sie jetzt – französisch fließend spricht. Natürlich haben wir Kontakt mit ihr – aber es gibt keine deutschen Freunde – er ist als Jugendlicher nach Frankreich gekommen und hat hier alle seine Freundschaften."

„Insgesamt, ist er nicht – ist er nicht so sehr in seiner deutschen Kultur angekommen. – Es ist war, das klingt nicht sehr – das – das klingt nicht sehr – das – er hat keine deutschen Freunde. Also, - alle Leute um uns rum sind Franzosen, haben immer in Frankreich gelebt, haben eine französische Bildung. Also, bis auf seine Familie, das ist wahr, haben wir keine, haben wir keine anderen Beispiele, die – die einen frischen Wind bringen."

Zusammenfassung

Eine eigene Kultur zu haben, verbindet Natalie vor allem mit dem Gefühl, die eigene Herkunft und die eigenen Wurzeln zu kennen und zu wissen, wohin man gehört. Dieses Wissen um die eigenen Wurzeln ist für sie wichtig, um ‚Anderem' offen gegenüber stehen zu können. Die Verweigerung ihres Partners, sich zu seinen Wurzeln zu bekennen, ist für sie somit in mehrerer Hinsicht problematisch: Zum einen für ihren Partner selber, der sich komplett in Frankreich integriert hat, was für sie einen Verlust darstellt. Zum anderen ist es ein Verlust für ihre Kinder, da ihnen durch das Verhalten ihres Partners die Chance genommen wird, die Geschichte ihres Vaters und damit einen Teil ihrer Herkunft und ihrer Wurzeln kennenzulernen. Sie selber verortet sich mit ‚ihrer' Kultur im Elsass, was ihr die Möglichkeit gibt, sich offen mit Unterschieden in und außerhalb Frankreichs auseinanderzusetzen. Ein zentraler Aspekt von Kultur ist für sie Sprache, zum einen in pragmatischer Hinsicht (sich verständigen zu können), zum anderen aber auch als Bindeglied zur eigenen Geschichte und Traditionen.

6.4.3.5 Darstellung von Heimaterfahrungen

Eigene Heimatdefinition

Natalie kennt den Begriff Heimat nicht, so dass sie auch keine eigene Definition dieses Begriffes nennen kann. Wie im Folgenden jedoch dargestellt wird, ist es für sie extrem wichtig, sich zu Hause zu fühlen. Dieses Heimatgefühl verknüpft sie mit räumlichen, sozialen, familiären, historischen als auch mit sprachlich-kulturellen Voraussetzungen. Deutlich wird zudem, dass sie Heimat auch als Ort der Kindheit definiert.

Geographische Räume als Heimat/

Geographische Räume haben für Natalie eine wichtige Bedeutung, in ihrer Kindheit, als junge Erwachsene und auch heute. Sie beschreibt sehr ausführlich, wie ihr schon in der Kindheit bestimmte Räume, damals überwiegend im Haus, rund ums Haus und in der Schule, wichtig waren, um sich wohl und sicher zu fühlen. Sie bezeichnet sich selber als empfänglich für Orte und eine vertraute Umgebung; diese vermitteln ihr das Gefühl, zu Hause zu sein. In ihrer Jugend weitet sie ihren Radius auf den Ort und die Umgebung aus. Auch hier erinnert sie sich genau an Orte, die ihr wichtig waren, weil es ‚ihre' Orte waren.

„Ich erinnere mich sehr gut – an meinen Garten, ich erinnere mich sehr gut an einige Zimmer des Hauses, ich erinnere mich sehr gut an den Hof der Schule – und, ja ich habe da tatsächlich noch sehr, sehr genaue Erinnerungen im Kopf (…) Haus, Schule, Haus, Schule und dann ja später die Ferienorte, wie die Großeltern oder solche Sachen. Ja, ja – sehr, sehr genaue Erinnerungen – und es ist wahr, das waren Orte, wo ich in Sicherheit war, wo ich mich wohl gefühlt habe (*kleine Pause*) ja sehr - besonders, weil ich sehr sensibel in Bezug auf Orte bin. Es gibt Orte, das ist wahr, wenn man sie nur erwähnt – erinnert man sich, dass es schön war, dass man sich wohl gefühlt hat, dass man – dass man ganz einfach da zu Hause war."

„Es gibt Ecken im Ort, die meine Eltern sicher nicht kennen, die unsere – unsere Verstecke waren. Es gab Ecken im Wald, es gab – Privatgrundstücke, auf die wir heimlich gingen und wo wir uns aufhielten, um, um uns ganze Nachmittage lang, zu amüsieren. Also, das waren Orte – neben dem Haus und dem Garten, es waren Spielorte, die wichtig waren, weil, weil sie eben meine waren."

Während sie mit ihrem ersten Partner durch Frankreich zieht, versucht sie ebenfalls sich kleine ‚eigene' Räume zu schaffen. So benötigt sie immer einen Ort, an den sie sich zurückziehen kann. Dieser Ort gibt ihr die Sicherheit, sich für die Umgebung und neue Menschen zu öffnen. Zentral ist jedoch in dieser Zeit die Bindung an ihren Partner und das Wissen um vertraute Menschen und Orte in ihrem Herkunftsort.

„In dem Moment, wo ich nur eine ganz kleine Wohnung hatte, in der wir uns aber wohl fühlten, war der Rest – der Rest war, war... – war alles klar. Dann nahm ich das Auto, ich besuchte, ich traf Leute – es störte mich überhaupt nicht, in dem Moment, wo ich einen Ort hatte – um – zu leben, zu schlafen,

an dem ich mich – geborgen fühlte, ein bisschen beschützt fühlte und ich die Person bei mir hatte, mit der ich zusammen sein wollte, war der Rest nicht wichtig."

Heute ist Natalie froh, wieder in ‚ihrem' Ort und ‚ihrer' Region zu leben. Hier fühlt sich hier zu Hause, vor allem auch aufgrund der Vertrautheit mit dem Ort und der Region.

Interviewerin: „Fühlen Sie... – fühlen Sie sich da, wo Sie jetzt wohnen, wohl?"
Natalie: „Oh ja, ja. Ja, auf jeden Fall (*kleine Pause*). Nein ich fühle mich wirklich voll und ganz zuhause."
Interviewerin: „Was ist für Sie wichtig, damit Sie sich – damit Sie sich zuhause fühlen?
Natalie: „Ich – also schon, ich mag die Atmosphäre des Dorfes gern – mehr als die Atmosphäre in einer Stadt. Ähm gut, das – das – das Tal, also – (*kleine Pause*) ich kenne es, da ich meine Kindheit hier verbracht habe, ich kenne die Orte in der Umgebung".

Die Entscheidung, an diesen Ort und zu ihren Freunden und zu ihren Kindheits- und Jugenderinnerungen zurückzukehren, hat sie nach ihrer Flucht nach Paris getroffen. Sie beschreibt, dass ihr bewusst geworden war, dass sie nicht in einer Stadt leben möchte und sie sich nach der Ruhe eines kleinen Ortes und der Beschaulichkeit einer hügeligen Landschaft zurücksehnte – und wohl auch nach einer Überschaubarkeit und Vertrautheit ihrer Lebenswelt wie in ihrer Kindheit. Auch heute fühlt sie sich in Städten nicht wohl und meidet, wenn möglich, Ausflüge in die nahe gelegene Stadt.

„Nach einem Jahr – wurde mir bewusst, dass ich da nichts zu suchen hatte. – Das Leben in Paris – ich mag das nicht – ich mag das Land, ich mag die Ruhe, ich mag die Vögel und die Tiere, also – *(lacht)* das Leben in Paris, das war wirklich nichts für mich."

„Ich mag keinen Lärm, ich habe – selb… - selbst in der Nachbarstadt, ich gehe da nie samstags Nachmittags hin – da sind zu viele Menschen , es ist zu laut, ich sehe darin keinen Sinn. Ich bin, ich – ich, ich mag das nicht, nein, nein, ich brauche – Ruhe und Stille."

„Das Tal, das ist ein Ort – an dem ich immer gerne leben wollte – zurückkommen und leben wollte, weil es ist hügelig, weil es schön ist, weil es im Herbst schöne Farben gibt, – weil, im Vergleich zu – zu anderen Ecken, die sehr flach sind – wo es Felder bis zum Horizont gibt – es gibt nichts – es sind wirklich Ecken – die mich – Das ist wirklich eine Ecke, die mir auf jeden Fall gefällt."

Die Ruhe und Beschaulichkeit und die Vertrautheit mit diesem Ort sind ihr auch heute sehr wichtig. Zwar beschreibt sie sich als prinzipiell offen für Veränderungen, verdeutlicht jedoch auch, dass sie niemals selber nach räumlicher Veränderung gestrebt hat. Einen Umzug aus beruflichen Gründen würde sie zwar akzeptieren, deutlich wird jedoch, dass sie sich sehr stark an ihren jetzigen Wohnort und ihr Zuhause gebunden fühlt.

„Ich habe mich nie danach gesehnt, ich habe nie danach gesucht, wegzugehen. Aber wenn sich im Gegenteil die Gelegenheit geboten hat, hat es mich überhaupt nicht gestört, es zu tun. – Es ist – ich

war immer schon ein bisschen so – das ist Teil meines Charakters. Ich nehme die Dinge so, wie sie kommen."

„Wir würden nichts Gutes ablehnen – um unbedingt hier zu bleiben – aber nur wegzugehen, nur um wegzugehen, also das nein – nein, nein – hier bin ich schon, hier ist schon seit Jahren mein Zuhause."

Soziale Beziehungen als Heimat

Die Bedeutung, die Natalie sozialen Beziehungen zumisst, zeigt sich vor allem im Zusammenhang mit ihren häufigen Umzügen in der Zeit ihrer ersten Partnerschaft und der Bewertung ihres heutigen Lebens. Natalie differenziert stark zwischen den vorübergehenden Beziehungen während ihrer Reisen und ihren ‚echten' Freunden in ihrem Herkunftsort. So ist es für sie bei kurzfristigen Kontakten nur wichtig, dass sie mit ihren Bekanntschaften eine angenehme Zeit verbringt. An den Aufbau von Freundschaften glaubt sie dagegen in dieser Zeit nicht - diese benötigen, um sich zu festigen, mehr Zeit. Ihre Freundschaften in ihrem Herkunftsort bezeichnet sie dagegen als ihre „*Basis*", zu der sie immer wieder zurückkehren konnte. Diese Freundschaften sind ihr wichtig, weil sie seit ihrer Kindheit und Jugend existieren – und damit einen Teil ihres Lebens und ihrer Geschichte ausmachen.

„Die Leute, die ich getroffen habe, ich habe sie vollkommen aus den Augen verloren, weil ich sie kennen lernten mit dem Wissen, dass ich 2 Monate später oder 3 Monate später wieder weggehen würde und man muss nicht träumen, im allgemeinen, wenn man Leute sehr kurz kennen lernt – die großen Versprechen, dass man sich schreibt, dass man sich wieder sieht – gut – daran glaube ich absolut nicht. Ich war Realistin, ich wusste dass – Freundschaften können sich nicht so festigen. (…) Im Gegenteil bei diesen vorläufigen Begegnungen – nein, ich lernte sie kennen und sagte mir, es wäre schön, wenn sie nett und sympathisch sind, während der Zeit, in der wir zusammen sind."

„Ich habe mit allen meinen Freunden hier, die ich also wirklich als Freunde ansah, sehr lange Kontakt behalten. Ich will damit sagen, ich habe Freunde also seit mehr als 15 Jahren - diese Leute waren wichtig, diese Leute – waren die Basis, zu der ich regelmäßig zurückkehrte. Und also, die Leute, die ich so vorübergehend traf – das waren – das waren Leute, die ich mit dem Wissen kennen lernte, dass es vorübergehend war."

Auch heute stellen diese Beziehungen zu ihren Jugendfreunden eine feste Basis ihres Lebens dar. So ist es ihr wichtig, dass sie mit ihren Freunden gemeinsam aufgewachsen ist und sie auch heute gemeinsame Erfahrungen haben, z.B. als Mütter, die ihre Kinder in die Schule bringen. Ihre Freundschaften bewertet sie als besonders wichtig, da ihr Mann oft unterwegs ist und sie die Umgebung von Freunde und Nachbarn braucht, um sich nicht isoliert zu fühlen. Vor diesem Hintergrund bildet sie eine Rangfolge, was ihr besonders wichtig ist, um sich wohl zu fühlen, und platziert Freunde vor die Bindung an den Ort und ihr Haus.

„Es sind die Leute, die ich auch treffe – die ich vor der Schule treffe, wenn ich – meine Kinder zur Schule bringe, Mädchen, die im College mit mir waren, die älter geworden sind, die alle hier her zu-

rückgekommen sind, um hier zu wohnen. – Wir haben nette Leute in der Umgebung kennen gelernt, also kenne ich hier Leute. Ich, ich habe einen Mann, der eben schon oft weg ist und für mich ist es wichtig, wenn er nicht da ist – nicht isoliert zu sein, zu wissen, dass ich – dass ich Freunde habe oder dass ich… und wenn es nur die Nachbarn sind, auf die ich zählen kann, wenn – wenn es nötig wäre. – Also – ich fühle mich hier zuhause weil – nicht unbedingt, weil das Dorf hübsch ist, was nicht – was nicht der Fall ist, noch weil ich ein besonderes Haus habe, was auch nicht der Fall ist – sondern eher wegen der Leute, die uns umgeben, durch die Tatsache, dass wenn ich hier raus gehe – gut – ich, ich bin, ich fühle mich wohl, ich treffe Leute, ich – ich fühle mich nicht alleine, mir geht es gut."

Dass sie einen Umzug weg von ihren Freunden mit Angst vor Isolation verbindet, zeigt sich auch im folgenden Zitat. Hier betont sie, dass sie zwar versteht, dass ihr Partner sich auch nach seinen Jugendfreunden sehnt, für sie selber wirkt jedoch ein Leben in einer ‚fremden' Umgebung bedrohlich, da sie „*echte*" Freundschaften stark mit lebenslangen und in der Jugend entstandenen Bindungen gleichsetzt.

„Er möchte in den Süden zurückkehren, nur weil er da Erinnerungen hat, die – gut – aber ohne irgendwelche berufliche Pläne, ohne eine genaue Vorstellung zu haben – und weil er Freunde aus der Jugend da hat. – Und wie ich ihm sage – du möchtest, dass ich meine Freunde aus meiner Jugend und Kindheit aufgeben, damit du deine wieder triffst, das ist – das ist – das ist – logisch – aber es gefällt mir nicht, weil ich bin – ich bin eben im Moment Hausfrau – und er ist viel weg. Ich sage ihm, ich habe keine Lust, auch –in einer Region zu sein, wo ich niemanden kenne – wenn du wochenlang nicht da bist – und – in einem Haus zu sein, wo ich sicher die Tatsache, nicht zu arbeiten, keinen Außenkontakt zu haben, schlechter leben könnte, während es mir hier überhaupt nicht fehlt."

Familie als Heimat

Obwohl Natalie wenig über ihre Familie (ihre Herkunftsfamilie, ihre eigene Familie oder die Familie ihres Partners) spricht, zeigt sich doch die große Bedeutung, die sie diesen Bindungen zumisst. Familie bedeutet für sie, die eigenen Wurzeln und die eigene Geschichte zu kennen und zu erleben - und damit auch die eigene Herkunft und Person zu kennen. Zum anderen bedeutet Familie – und Partnerschaft – für sie jedoch auch einen sicheren Rahmen, auf den sie sich voll und ganz einlässt. Sie beschreibt sich zudem als sehr familienbezogen. Solange sie in ihrer Kindheit ihre Familie um sich hatte, zeigte sie keine Befürchtungen und Ängste bei Umzügen. Freundschaften spielten damals noch nicht die gleiche Rolle für sie. Während ihrer Umzüge zur Zeit ihrer ersten Partnerschaft übernimmt dagegen ihr Partner die Rolle der sie umgebenden Familie. Jetzt ist er es, der für sie – im Gegensatz zum Rest – zum Lebensmittelpunkt wird.

Interviewerin: „Und was ist für Sie wichtig, um sich in diesen Situationen wohl zu fühlen?
Natalie: „Also – (*kleine Pause*) (*seufzt*) es war – es ist mit dieser Person zusammen zu sein, das war das Wichtigste, der Rest war nicht sehr wicht… sehr, sehr schlimm".

Am liebsten hätte Natalie auch heute ihre gesamte Familie direkt um sich. Die räumliche Distanz zu ihrer Schwiegermutter und ihrem Bruder bereiten ihr Schwierigkeiten, weil für sie feste – emotionale - Bindungen über Distanz kaum aufrecht zu erhalten sind. Sie behilft sich zwar mit der (Not-)Lösung des Telefons und des Briefes, deutlich wird jedoch, dass es für ihr Wohlbefinden eine große Bedeutung hat, alle vertrauten Menschen – Familie und Freunde – physisch um sich zu haben.

„Was mir fehlt, ist – das ist nicht – nicht zu können – das sind tatsächlich die Entfernungen. Zum Beispiel zu meiner Schwiegermutter, die ich sehr liebe, das sind – das sind 10 Stunden Fahrt – das ist weit, das ist weit. Wir können da nicht mehr als ein Mal im Jahr hinfahren, es ist wahr, es ist frustrierend für alle weil – weil wir sie fast nicht sehen. Weil es nicht einfach ist, feste Bindungen zu schaffen – es ist sehr kompliziert mit Jemanden, den man nur ein Mal im Jahr sieht. Aber das Problem gibt es auch bei einem – einem meiner Brüder, der 900 Kilometer von hier lebt – also – ja das fehlt mir, dass ich mich vielleicht nicht - nicht schneller, nicht leichter fortbewegen kann, dass ich nicht die Leute bei mir habe, die ich schätze und die ich gerne häufiger sehen würde."

Sprache und Kultur als Heimat

Auf die Bedeutung, die die elsässische Kultur und Sprache für Natalie hat, wurde schon mehrmals eingegangen. Diese Bedeutung erwächst vor allem aus dem Gefühl, mit einer Regionalkultur ‚etwas Besonderes' mitbekommen zu haben, dass sie von anderen (vom Durchschnitt) abgrenzt. Wichtige Elemente der Kultur sind dabei für sie Sprache und Speisen.

Dieses Besondere und Eigene möchte sie auch ihren Kindern weitergeben. So definiert sie ‚ihre' Kultur, als die von elsässischen Gewohnheiten und Sprachen getragene und ist bemüht, diese Kulturelemente auch ihren Kindern nahezubringen, sei es durch bestimmte Gewohnheiten an Weihnachten oder der Gebrauch besonderer Worte. Es entsteht der Eindruck, dass die Weitergabe von Kultur an ihre Kinder sowohl die Bedeutung hat, ihre Kinder an ihre Wurzeln heranzuführen, gleichzeitig aber auch für sie selber hohe Identifikationspotenziale aufweist.

Interviewerin: „Und ist es für Sie wichtig, dass sie Ihre Kultur kennen, Ihre Kinder?"
Natalie: „Oh ja! Auf jeden Fall. – Ich – Das ist es, was, was um so paradoxer ist, das ist zum Beispiel, dass das bisschen elsässische Kultur, die ich behalten habe – ich zeige sie ihnen (*kleine Pause*) - mhm – bei, bei – ganz einfachen Dingen: die Weihnachtskuchen – im Elsass die Lebkuchen zu Weihnachten, solche Sachen. Gut, also an Weihnachten ich – ich ... ich habe eine Bäckerei gefunden – in R., die so was macht und ich erzähle ihnen, dass, als ich klein war – also das gab es in den Bäckereien, wo ich lebte. Bestimmte Worte, die ich immer auf Elsässisch gehört habe, ich sage sie auf Elsässisch zu Hause, sie sprechen sie nie Französisch aus (*kleine Pause*) Gut, – Worte – Worte, die wirklich – die in ihrem Sprachgebr – so – die in ihrem Sprachgebrauch sind wie bei mir, als ich klein war."

Die Bedeutung, die sie dem Besonderen einer Regionalkultur zumisst, zeigt sich auch in ihren Aussagen über andere Regionen Frankreichs. Sie verdeutlicht, dass ihr die Regionen lieber

sind, die etwas ‚Eigenes' und ‚Besonderes' haben – und überträgt dies auch auf die dort lebenden Menschen, die sie als liebenswerter und ‚etwas Besonderes' empfindet.

„Ich habe Regionen entdeckt, die ich überhaupt gar nicht kannte, wie die Bretagne – und – ich habe wirklich Ecken entdeckt, die phantastisch waren, die ganz genau so anziehend waren und mit Leuten – ganz besonderen Leuten – Jedes Mal, wenn ich – jedes Mal, wenn es – es eine besondere Kultur in einer Region gibt, irgendetwas ein bisschen Stärkeres gibt, sind die Leute – sind sie ein bisschen stärker gebunden – sie haben etwas Besonderes – Also Ecken, wie zum Beispiel die Bretagne, sind – sind – sind Orte, an denen ich gerne gelebt hätte."

Umgang mit Heimweh und Fernweh

Natalie empfindet kein Heimweh, weil sie in ihrer sozialen und räumlichen Umwelt lebt. Sie empfindet auch kein Fernweh, da sie es vorzieht, in ihrer Welt zu leben.

Zusammenfassung

Zu Hause zu sein, besitzt für Natalie heute eine große Bedeutung. Sie definiert dieses Zuhause über lebenszeitliche Bindungen an eine vertraute räumliche und soziale Umgebung und an Familie (ihre eigene, ihre Herkunftsfamilie, ihre Schwiegerfamilie). Ihre Heimatdefinition ist somit eng mit ihren Kindheits- und Jugenderfahrungen verbunden. Diese Heimatfaktoren vermitteln ihr Geborgenheit und Sicherheit und dienen ihr als ‚Basis' für Offenheit und Anpassungsfähigkeit an Neues. Neben diesen ‚eigenen' Wurzeln spielen jedoch auch familienhistorische und kulturelle Wurzeln für Natalie eine wichtige Rolle. Die eigenen Wurzeln zu kennen und weiterzugeben, ist für sie ein natürliches Bedürfnis und ein wichtiger Identitätsaspekt. Es entsteht zudem der Eindruck, dass sie seit dem Tod ihres Partners und der Rückkehr an ihren Heimatort ein starkes Bedürfnis nach Vertrautheit, Geborgenheit und Sicherheit hat, die sie (nur) in ihre Heimat finden kann.

6.4.3.6 Fazit

Natalie betont im Interview immer wieder die hohe Bedeutung, die sie der Kenntnis der eigenen Wurzeln zumisst. Es ist für sie wichtig zu wissen, woher sie kommt und wohin sie gehört. Dieses Wissen gibt ihr die Sicherheit und den Halt, der nötig ist, um sich offen für neue Erfahrungen und neue Wege zu zeigen. Sie bevorzugt zwar ein ruhiges und kontinuierliches Leben, betont jedoch immer wieder, dass es ihr – wenn nötig – auch keine Probleme bereitet, sich flexibel auf neue Lebenssituationen einzustellen. Natalie zeigt im Interview zwar kein ausgeprägtes Interesse für die ‚Fremde', bewertet das Besondere anderer Kulturen innerhalb und außerhalb Frankreichs jedoch als sehr positiv.

In ihrer Kindheit und Jugend fühlt sich Natalie fest in ihre familiären Strukturen eingebunden. Da sie die ‚heile' Welt ihrer Familie um sich hat, fühlt sie sich geborgen und sicher – sogar so

sicher, dass sie gerne in dieser kindlichen Welt geblieben wäre. Diese Geborgenheit und die enge Bindung der Familie an die Besonderheiten der elsässischen Kultur, dokumentiert in familiären Gewohnheiten und Sprachelementen, vermitteln ihr das Gefühl, ihre Geschichte und ihre Wurzeln zu kennen. Dieses Wissen um das ‚Besondere' ihrer Herkunft ist ihr zudem wichtig, um sich von anderen abzuheben. Der „*Rest*" ist für sie von geringer Bedeutung, da sie sich – mit dem Hintergrundwissen um ihre Heimat - wie ein „*Chamäleon"* ihrer Umgebung anpassen kann.

Dies ermöglicht es ihr, auch als junge Erwachsene flexibel auf sich verändernde Lebensumstände zu reagieren, ohne sich aus ‚ihrer' Welt zu lösen. So folgt sie ohne Zögern ihrem ersten Partner auf seiner berufsbedingten Wanderung durch Frankreich. Geborgenheit und Sicherheit zieht sie in dieser Zeit aus der Liebe zu ihrem Partner, das Wissen um feste Freundschaften in ihrem Herkunftsort (ihre ‚Basis') und den kleinen räumlichen Nischen, die sie sich schafft. Mit dem Wissen um diese festen Strukturen und Bindungen kann sie das abwechslungsreiche Leben mit häufigem Ortswechsel als ein „*Spiel*" genießen und offen auf die Begegnung mit der ‚Fremde' reagieren.

Mit dem Tod ihres ersten Partners verliert Natalie diese Sicherheit zu wissen, wohin und zu wem sie gehört. Möglicherweise braucht sie auch deshalb den Bruch mit ihrem bisherigen Leben, so dass sie zunächst mit ihrem bisherigen Leben bricht, nach Paris flieht und sich ausschließlich auf den beruflichen Erfolg konzentriert. Nach einem Jahr kehrt sie jedoch in ihre vertraute Umgebung zurück und versucht, soweit nach diesen Erfahrungen möglich, wieder in ihre vertraute Welt einzutauchen.

Ihrem heutigen Partner begegnet sie mehr oder weniger durch Zufall. Sie hat den Eindruck, dass dieser Mensch der Richtige für ihren Wunsch ist, eine Familie zu gründen und lässt sich auf eine sehr schnelle Entwicklung der Beziehung ein. Diese Schnelligkeit der Familiengründung scheint zum einen durch ihre Erfahrungen mit dem plötzlichen Tod ihres ersten Partners zusammenzuhängen, der ihr die Zuversicht in längere Pläne genommen hat. Zum anderen bietet sich ihr in dieser Beziehung jedoch die Möglichkeit, in die Familienwelt zurückzukehren und damit den Bogen in die ‚heile' Welt ihrer Kindheit zu schlagen.

Die Tatsache, dass ihr Partner aus Deutschland kommt, ist für sie wohl nur zweitrangig. Zwar reizt sie vermutlich das ‚Besondere' einer anderen Kultur - es entsteht jedoch nicht der Eindruck, als habe sie gezielt nach ‚Fremde' gesucht. Sie stellt sich jedoch offen auf die sich hieraus ergebenen Möglichkeiten einer bikulturellen Beziehung ein und sieht sie als Chance,

‚Neues' zu Hause kennenzulernen. Die Weigerung ihres Partners, ‚seine' Kultur an die Familie weiterzugeben, erfüllt sie deshalb mit Bedauern und Ärger: sie hat das Gefühl, dass ihren Kindern damit die Möglichkeit genommen wird, einen wichtigen Teil ihrer Herkunft und ihrer Wurzeln kennenzulernen, um daraus wie sie Sicherheit und Halt zu gewinnen. Sich nicht zu der Besonderheit der ‚eigenen' Kultur zu bekennen empfindet sie als unverständlich und unnatürlich, zumal ihr es sehr wichtig ist, ihre elsässische Kultur an ihre Kinder weiterzugeben und damit die Tradition ihrer Familie weiterleben zu lassen.

Auch in ihrem Heimatverständnis zeigt sich bei Natalie die große Bedeutung, die sie dem Wissen um die eigene Zugehörigkeit und die eigenen Wurzeln zumisst. So ist Heimat für Natalie das Netz aus familiengeschichtlichen und kulturellen Bezügen, aus familiären Bindungen und aus vertrauten räumlichen und sozialen Strukturen. Das Vertrauen und die Sicherheit, die sie aus diesen Strukturen gewinnt, basieren auf lebenslangen Kenntnissen und Erfahrungen. Heimat ist daher für Natalie eng mit Kindheits- und Jugenderfahrungen verknüpft, ihr Heimatgefühl eng mit den vertrauten Menschen und Orten ihres Herkunftsortes verbunden. Gerade aufgrund dieser starken Verwurzelung der Heimat in lebenslangen Strukturen, ist es ihr jedoch auch möglich, aus der räumlichen Distanz heraus diese Heimatbezüge weiter zu empfinden.

Insgesamt erzählt Natalie offen über ihre Lebenserfahrungen, Wünsche, Erwartungen und Ziele. Über ihre Gefühle spricht sie dagegen relativ wenig. So geht sie zunächst über den Tod ihres ersten Partners knapp hinweg und kommt erst später im Interview wieder auf die damit verbundenen Erfahrungen und Konsequenzen zurück. Auch über die Bedeutung, die ihre jetzige Partnerschaft für sie hat, spricht sie wenig. Hierdurch entsteht der Eindruck einer gewissen emotionalen Distanz zu ihrer Partnerschaft. Lebhaft und eindringlich wird sie dagegen, wenn sie über ihre ‚eigene' Kultur spricht.

6.4.4 Stefan: *"Wenn man woanders hingeht, da fehlt dann die Vertrautheit mit den Menschen. Und die ist wichtig."*

Wie auch Natalie beschreibt Stefan beschreibt seine Kindheit und Jugend als „*normal*" und ohne große Brüche oder Veränderungen. Ein zentrales Thema ist für ihn seine Zugehörigkeit zum Familienbetrieb: von klein auf ist für ihn und sein soziales Umfeld klar, dass er in den Betrieb seines Vaters hineingeboren wurde und ihn als Erwachsener übernehmen werde. Dieses Wissen um seine Verortung, seine Zugehörigkeit und seinen zukünftigen Weg erlauben ihm, sich offen für die Begegnung mit Anderen zu zeigen, Neues auszuprobieren und ‚fremde' Elemente bereitwillig in sein Leben zu integrieren. Stefan zeigt von Jugend an ein gewis-

ses Interesse für die Fremde (z.B. für China), dieses Interesse bleibt jedoch für seinen Lebensweg relativ unbedeutend und ist auf Hobby und Urlaub beschränkt.

Seine Kindheit und Jugend beschreibt Stefan als unspektakulär. Er wächst in der mittelgroßen Stadt auf, in der er auch heute noch lebt und fühlt sich in die Gesellschaft dieser Stadt von klein auf herein gewachsen. Schon früh steht für ihn fest, dass er den Betrieb seiner Eltern übernehmen wird und richtet sein Leben entsprechend darauf aus. Sein Studium der Betriebswirtschaft sieht er als Ergänzung zu seinem Leben mit dem Betrieb an, einen Wunsch, seinen Weg zu verlassen, verspürt er wohl nie. Die Beziehung zu seinen Eltern beschreibt Stefan als harmonisch. Deutlich wird, dass Stefan das Gefühl, seine Wurzeln und seine Zukunft zu kennen, als positiv und Halt gebend wahrnimmt.

Auch als junger Erwachsener geht Stefan seinen Weg weiter. Sein Studium empfindet er als eine Bereicherung, da er neue Menschen und neue Gedanken kennen lernt. Er beginnt sich in dieser Zeit für China zu interessieren und entwickelt eine engere Beziehung zu einer chinesischen Familie. Seine Offenheit für Neues empfindet er als „*normalen*“ Bestandteil seines Lebens. Dass er derjenige aus seinem studentischen Freundeskreis ist, der als einer der wenigen nach dem Studium vor Ort geblieben ist, nimmt er als „*seine Funktion*“ an.

Stefan lernt seine spätere Frau über Freunde während eines Kurzurlaubes in Frankreich kennen, geht die Beziehung jedoch eher vernünftig und überlegt an. Es ist ihm wichtig, dass seine Partnerin, die erst vor relativ kurzer Zeit Witwe geworden ist und bereits ein Kind hat, sich frei und bewusst für ein Leben mit ihm in Deutschland entscheidet. Insofern empfindet er den Beginn der Beziehung als wenig romantisch, sondern als ein überlegtes Zusammenwachsen. Dennoch entscheidet sich das Paar in relativ kurzer Zeit für ein gemeinsames Leben in Deutschland.

Die Tatsache, dass seine Partnerin Französin ist, empfindet Stefan zwar als etwas Besonderes und Interessantes, nicht jedoch als entscheidend für die Beziehung. Er lässt sich jedoch sofort auf die französischen Elemente ein, die seine Partnerin in den gemeinsamen Alltag integriert und empfindet die entstehende „*Mischung*“ oder „*Synthese*“ als eine Bereicherung seines Lebens. Die Familie hält zudem enge Kontakte nach Frankreich aufrecht, auch damit die Kinder eine enge Beziehung zu beiden Familien und Kulturen aufbauen können. Wichtig ist ihm dabei, dass alle Familienmitglieder ihre Traditionen leben können und die Familie mit dem Bewusstsein der jeweils ‚eigenen‘ Herkunft und ‚eigenen‘ Kultur lebt. Auch sprachlich verfährt die Familie zweigleisig: Seine Frau spricht fließend Deutsch, er selber hat sein Französisch

verbessert. Obwohl die Familie heute überwiegend deutsch spricht, ist es Stefan sehr wichtig, hin und wieder auf französische Ausdrücke zurückgreifen zu können.

Frankreich ist für Stefan heute nicht mehr Fremde, sondern ein zweites Zuhause. In dem Haus, das seine Frau noch in Frankreich besitzt, fühlt er sich ebenso wohl und zu Hause wie in seinem Haus in Deutschland. In ihre Familie fühlt er sich als zugehörig und fest integriert. Er würde gerne häufiger in Frankreich sein, einen kompletten Umzug könnte er sich jedoch nicht vorstellen, da ihm im Herkunftsort seiner Frau die Vertrautheit mit den Menschen vor Ort fehlt.

Heimat bleibt für Stefan der Ort, die Region, die Kultur und die Menschen, mit denen er aufgewachsen ist. Der Stadt und den Menschen fühlt er sich zugehörig, da sie sein „*Ursprung*“ sind und er – über seine Familie und den Betrieb – in die „*Gesellschaft des Ortes*“ hineingewachsen ist. Er fühlt sich den Menschen und den Gewohnheiten vor Ort verbunden und es entsteht der Eindruck, dass dieses Wissen um die eigene Zugehörigkeit ihm die Sicherheit gibt, sich offen für die Begegnung mit Neuem und für die Integration von fremden Elementen in sein Leben zu zeigen.

Sein Verhältnis zu Deutschland empfindet er dagegen als verkrampft, da er zum einen die historische Belastung des Begriffes „*Nation*“ für Deutschland sieht und akzeptiert, ein Zugehörigkeitsgefühl zur eigenen Nation für ihn jedoch „*eigentlich*“ einen „*normalen*“ Teil des Heimatgefühls darstellt. Heimat ist für ihn auch die Familie, da sie die Basis für die Integration in eine Gesellschaft und in eine – oder mehrere – Kulturen darstellt.

Insgesamt wirkt Stefan heute mit seinem Leben sehr zufrieden. Zwar hätte er gerne mehr Zeit für sich, seine Familie und seine Freunde, er akzeptiert jedoch, dass sein Leben durch den Betrieb und seine Erfordernisse geprägt ist. Auch würde er gerne mehr reisen bzw. sich länger in Frankreich aufhalten, diese Wünsche sind für ihn jedoch „*normale*“ Bestandteile eines offenen Lebens.

Stefan wirkt im Interview sehr nüchtern und zeigt kaum stärkere Emotionen. Dies und die häufige Verwendung des Begriffs „*normal*“ lassen auf den ersten Blick den Eindruck von Distanz und Zurückhaltung entstehen. Sie können jedoch auch als die gelassene Erzählweise eines Menschen interpretiert werden, der genau weiß, wohin er gehört und was er will und deshalb Veränderungen in seinem Leben einfach annimmt.

Auf den ersten Blick ähneln sich die Geschichten von Stefan und Natalie nur wenig. So hat Stefan keinen Bruch in seinem Leben erfahren, außerdem lebt er – im Gegensatz zu Natalie - in einer Partnerschaft, in der Elemente beider Kulturen bewusst in den gemeinsamen Alltag integriert werden. Dennoch lassen sich deutliche Gemeinsamkeiten in den beiden Interviews erkennen: Sowohl Stefan als auch Natalie legen eine große Bedeutung auf die Kenntnis der eigenen Wurzeln. Sie fühlen sich beide ihrer Herkunft (und ihrer persönlichen Kultur) stark verbunden und sind bemüht, diese Geborgenheit und Sicherheit, die aus der Kenntnis der Herkunft wächst, auch ihren Kindern zu vermitteln. Beide suchen die Begegnung mit der Fremde nicht gezielt, sie nehmen sie jedoch bereitwillig in ihr Leben auf, als sich die Chance bietet.

6.4.5 Das Typische der Fälle

Beide Gesprächspartner empfinden ihre Kindheit als sehr harmonisch. Sie wachsen in stabilen und kontinuierlichen Familienverhältnissen auf und fühlen sich vor Ort integriert. Auch in der Jugend sind sie wohl weitgehend zufrieden mit ihrem Leben und beschreiben kein stärkeres Bedürfnisse nach Abgrenzung und Veränderung. Beide akzeptieren eine gewisse Fremdbestimmtheit ihres Lebens (Anpassung an die Berufstätigkeit des Partners bzw. Erfordernisse des Betriebes) und vermitteln den Eindruck, trotz dieser Erfordernisse ihre eigenen Ziele und Wünsche in ihrem Leben umsetzen zu können.

Sowohl Natalie als auch Stefan zeigen ein gewisses Interesse an ‚dem Fremden'. Sie sind neugierig, andere Menschen, Regionen, Länder und Kulturen kennen zu lernen und zeigen dabei beide einen relativ gelassenen Umgang mit Andersartigkeit und Fremdheit. So suchen beide kaum gezielt nach ‚Fremde', können jedoch neue oder ‚fremde' Gewohnheiten gut in ihren Alltag integrieren. Die relative große Gelassenheit im Umgang mit ‚Fremde' beruht dabei auf dem Gefühl, genau zu wissen, wohin sie gehören. Beide haben einen starken Bezug zu ihrer Herkunft und ihren Wurzeln und fühlen sich fest in ihre Familien, ihr soziales Umfeld und auch vor Ort integriert. Das Wissen um die eigene (kulturelle) Identität ermöglicht ihnen, andere (kulturelle) Identitäten zu achten und zu akzeptieren.

Das Wissen um die eigene Heimat ist für diese beiden Gesprächspartner sehr wichtig. Heimat wird dabei vor allem mit dem Wissen um Zugehörigkeit, mit Vertrautheit und Akzeptanz verbunden. Dieses Heimatgefühl verbindet die Elemente Familie, soziales Umfeld, Raum und Kultur. Heimat hat zudem ein starkes zeitliches Element: die Verbundenheit mit diesen Elementen seit frühster Kindheit bzw. über Generationen hinweg wird in beiden Interviews stark

betont. Beide haben diese Heimat nie oder nur kurzfristig verlassen und haben ihre Bindungen an diese Heimat nie in Frage gestellt. Die jetzige binationale Familie stellt diese Heimatbindungen nicht in Frage. Sie wird als Ergänzung verstanden und scheint in beiden Fällen die eigene Verbundenheit mit der Heimat nicht zu beeinflussen.

Stefan vermittelt den Eindruck einer gefestigten und ‚sicheren' Identität. Das Gefühl zu wissen, wo er herkommt und wohin er gehört, trägt dazu bei, dass er sich seiner ‚eigenen' Identität bewusst ist. Er wirkt zufrieden mit seinem Leben und strebt von sich aus wohl wenig nach (grundsätzlichen) Veränderungen. Er stellt sein Leben kaum in Frage und zeigt im Interview weniger ambivalente Gefühle gegenüber seiner Familie, seiner Herkunft oder ‚seiner Kultur' als andere Gesprächspartner. Er kann Neuem und ‚Fremden' relativ offen begegnen und integriert bereitwillig (kulturelle) Gewohnheiten und Traditionen seiner Frau in die Partnerschaft.

Das Leben und die Identität von Natalie sind sicherlich stark von der Erfahrung des plötzlichen Todes ihres ersten Partners beeinflusst. Sie scheint seit dieser Krise stark die Vorhersehbarkeit des Lebens in Frage zu stellen und hat es weitgehend aufgegeben, längerfristige Pläne und Wünsche für ihr Leben zu entwickeln. Obwohl sie betont, sich heute in ihrer Partnerschaft und in ihrem Leben sehr wohl zu fühlen, entsteht dennoch der Eindruck einer gewissen Verunsicherung und dem ‚Rückzug' in die Welt ihrer Kindheit. Gerade in dieser Situation scheint ihr aber das Wissen um ihre Herkunft, ihre Wurzeln und ihre Zugehörigkeit besonders zu helfen und ihr auch das Gefühl für die ‚eigene Identität' zu vermitteln.

Sowohl Natalie als auch Stefan vermitteln den Eindruck, durch Zufall eine binationale Partnerschaft eingegangen zu sein. Sie haben nicht gezielt nach ‚Fremde' oder einem Partner aus einer ‚anderen Kultur' gesucht, können diesen Umstand aber als Bereicherung ihres Lebens annehmen. Es entsteht dabei der Eindruck, dass sie die Integration von ‚fremden' Elementen in ihrem Alltag begrüßen (bzw. gerne sehen würden), wichtig ist ihnen dabei jedoch vor allem, dass auch ihr Partner bzw. ihre Partnerin ‚ihre Kultur' leben kann bzw. das Wissen um die eigene Herkunft und die eigenen Wurzeln nicht aufgibt. Im Fall von Natalie entstehen gerade hieraus Konflikte in der Partnerschaft: Die Weigerung ihres Partners, die eigene Herkunft und die ‚eigene Kultur' anzuerkennen, empfindet sie als unnatürlich und für die Partnerschaft belastend.

6.5 Karin: „*Ich sitze schon total zwischen zwei Stühlen*.“

6.5.1 Interviewsituation

Karin und Henri wurden mir als Ansprechpartner von einem befragten Paar genannt. Sie waren sofort zum Interview bereit und luden mich zu sich nach Hause ein. Da sie etwas außerhalb der Stadt wohnten, führte ich beide Interviews an einem Tag: Zunächst das Interview mit ihrem Mann, dann das mit Karin. Zwischen den Interviews fand ein kurzes Gespräch zu dritt statt, dann verließ Henri den Raum. Karin zeigt sich zunächst wegen des Aufnahmegerätes etwas zögerlich, willigte dann aber in die Aufnahme ein und schien das Gerät kurze Zeit später vergessen zu haben.

Obwohl Karin zunächst etwas zögerlich wirkte, hatte ich den Eindruck, dass das Interview für sie sehr wichtig war. Sie erzählte mir sehr offen ihre Geschichte und ihre Probleme und genoss es, mal wieder „*typisch deutsch*“ Kaffee zu trinken. Die Gefühle, die sie in bestimmten Situationen empfunden hatte, waren ihr sehr präsent und sie kämpfte während des Interviews einige Male mit den Tränen. Die Enttäuschung über manche Entwicklungen und über Verhaltensweisen ihres Mannes waren ihr deutlich anzumerken. Auch ihr starkes Heimweh bewegte sie stark. Das Interview war eines der emotionalsten, das ich geführt habe.

6.5.2 Zentrale Themen

Zentrale Themen von Karin sind ihre Zerrissenheit zwischen Fernweh und Heimweh. Immer wieder kommt sie auf ihr Interesse für die Fremde, aber auch auf ihre Sehnsucht nach Deutschland zu sprechen. Schon als Kind kannte sie viele „*Ausländer*“ und wollte gerne reisen. Diese Sehnsucht empfindet sie noch heute und bedauert, dass sie bisher in ihrem Leben sehr wenig in die „*Fremde*“ gekommen ist. Gleichzeitig fühlt sie sich in Frankreich oft ‚fremd‘ und würde gerne öfter in Deutschland sein.

Ein weiteres wichtiges Thema im Interview sind Freundschaften. Erfahrungen des ‚sich wohl Fühlens‘ oder des sich ‚schlecht Fühlens‘ verbindet sie immer wieder mit Freundschaften, die sie an einem Ort hat oder nicht hat. Auch ihr Heimweh richtet sich überwiegend auf ihre Freunde und Familie in Deutschland. Mit dem Thema Freundschaften eng verknüpft ist auch das Thema Sprache: Sie verknüpft Identitätsaspekte immer wieder mit ‚ihrer‘ Sprache (also Deutsch) und misst Lebensabschnitte daran, ob sie jemanden zum Deutsch sprechen hatte oder nicht. Entsprechend spielt auch die Sprachkompetenz ihrer Kinder im Deutschen eine wichtige Rolle im Interview.

6.5.3 Interpretation des Interviews

6.5.3.1 Kindheit und Erwachsenwerden

Kindheit

Karin ist in ihrer Kindheit mehrmals umgezogen und hat in verschiedenen Orten in einer Region in Süddeutschland gelebt. Die einzelnen Wohnorte haben für sie jedoch nur eine geringe Bedeutung: Da sie immer ihre Familie um sich hat, ist es für sie selbstverständlich, dass sie sich wohl fühlt. Gleichzeitig beschreibt sie, dass für sie Freundschaften schon in der Kindheit eine zentrale Rolle spielen. So betont sie, wie schwer ihr der umzugsbedingte Abschied von einer Freundin gefallen ist. Dieser Verlust kann für sie auch nicht durch ihre Familie ausgeglichen werden und auch heute noch empfindet sie Verlust, wenn sie an diese Freundin denkt und bezeichnet die Trennung als einen starken Einschnitt in ihrem Leben.

Interviewerin: “Haben Sie sich denn dort zu Hause gefühlt?
Karin: „Sehr. *(kurze Pause)* Aber das war klar, weil meine Familie da war.“

„Dadurch, dass die Familie immer mitgereist ist oder – ich meine, schwer ist mir der Abschied von dieser, von dieser Jugend-, und von dieser - Freundin aus meiner Kindheit gefallen - weil so, das, für mich `n ein, irgendwie `n Einschnitt in meinem Leben war, aber - ansonsten habe ich mich eigentlich überall immer, immer - etwas, also schnell eingelebt und so weiter.“

„Ich hatte eigentlich immer sehr viele Freunde, muss ich sagen. Meine Kindheit, an meine - langjährigste Freundin - habe ich mit sechs Jahren kennengelernt, - das ist nach wie vor meine beste Freundin. - Und wir haben eigentlich nur zwei Jahre zusammengelebt und - sonst immer getrennt, aber - die Freundschaft dauert weiterhin. Die fehlt mir am meisten.“

Soziale Beziehungen spielen auch für ihr Interesse an der Fremde eine wichtige Rolle. So beschreibt Karin, dass sie in der Kindheit gerne mit ausländischen Kindern spielt und die Familie immer wieder ausländische Studenten zu Besuch hat. Besonders fasziniert ist sie von ‚fremden’ Lebensgeschichten und der französischen Sprache. Selber gereist ist sie dagegen wohl nie. Es ist ihr jedoch wichtig zu betonen, dass auch ihre Mutter offen für ‚fremde’ Menschen ist und sie in einem „*offenen Haus*“ aufwächst.

„Und - wann ich, weil ich eigentlich schon immer - wie verrückt war, für`s Ausland mich interessiert habe, und schon mit - als kleines Kind, also als ähm, ja Mädchen (...) - schon mit den, mit den Kindern, mit den französischen Kindern - den Besatzungskindern - gespielt habe, und mich also zum Beispiel die französische Sprache schon immer fasziniert hat.“

„Unser Haus war auch immer `n sehr offenes Haus, also - meine Mutter hat - wir haben immer - und immer jedes Jahr - ein, - irgendein, jemanden, einen Studenten aus irgendeinem Land, mehr oder weniger fernen Land - bei uns in der Familie gehabt und - das war immer interessant. Irgendwie so dieser - neue Erfahrungen, weil - neue Lebensgeschichte, neues - Land kennenzulernen, das war immer `ne

Art von - bei uns eine Art `n neues Land kennenzulernen. Denn zu unserer Zeit hatten wir kein Geld, um so große Reisen zu machen. Leider.“

Ihre Kindheit endet jedoch für sie sehr plötzlich mit der Scheidung ihrer Eltern. Es entsteht der Eindruck, als sei für sie die Trennung ein besonderer Schock gewesen, weil sie beide Elternteile bewundert, jedoch erfahren muss, dass auch bei „*tollen Menschen*“ die „*Chemie*“ einfach nicht stimmen kann.

„Ich habe eine sehr glückliche Kindheit gehabt. - Äh leider - die Scheidung meiner Eltern in meinem fünfzehnten Lebensjahr *(kurze Pause)*, die dann zu Ende war.“

„Da gibt`s eigentlich nur eine - eine schreckliche - das war die Scheidung meiner Eltern. *(kurze Pause)* Und zwar - deswegen, weil ich, - weil die sich - weil, weil die sich immer gestritten haben, also es kam so wirklich für mich vom - ist `ne deutliche Erinnerung, also ... *(kurze Pause)* Also - ich sag` jetzt immer so - *(lacht)* da - hat einfach die Chemie nicht gestimmt zwischen meinen Eltern, das war, das waren beides - tolle, tolle Menschen, und die aber – die haben sich wirklich - das ging halt nicht. Und - das war für mich die - also die einzige – schlimme Erfahrung – muss ich wirklich sagen.“

Schwer zu schaffen macht ihr auch noch heute, dass ihr Vater mit dieser Scheidung aus ihrem „*Leben verschwunden ist*“ und sie nicht begreift, warum er sich nicht mehr gemeldet hat. Da sie diese Fragen nie klären konnte, belastet sie dieser Verlust noch immer.

„Die Geschichte mit der Scheidung meiner Eltern und - ja, ich muss dazu sagen, dass mein Vater - dann relativ – aus meinem Leben verschwunden ist - vor dreißig Jahren, - damals waren es ja nun weniger - irgendwie er ist verschwunden, *(kurze Pause)* warum, weiß ich bis heute nicht genau. Wahrscheinlich, weil er - vielleicht - ich kann`s heute immer noch nicht sagen - vielleicht ist er auch schon tot, ich weiß nicht - was er mir sagen würde. - Haben wir auch nie richtig drüber sprechen können, vielleicht, weil er - es nicht anders ausgehalten hat oder weil er ... - ich weiß es nicht.“

Erwachsenwerden

Nach der Scheidung zieht Karin mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern in eine benachbarte Stadt, in der sie ihre Schulausbildung beendet und auch überwiegend während ihres Studiums wohnt. Sie entwickelt in dieser Zeit genaue Ziele und Vorstellungen, was sie später machen möchte. Diese Pläne richten sich sowohl auf berufliche (Lehrerin werden und es besser machen als ihre Lehrer früher) als auch auf private Ziele (Mann und 3 Söhne).

„Ich wollte eigentlich immer Lehrerin werden, das war von Anfang an - stand das für mich fest - und - nicht unbedingt jetzt was genau, aber - Lehrerin wollte ich werden.“

„Ich wollte `ne bessere Lehrerin sein als die - als meine Lehrer das mal waren - zum Teil - nicht alle, weil manche waren sehr gut. - Aber es waren auch ganz schlechte dabei, was psychologische Dinge angeht, und ich dachte, - das will ich mal anders machen. - Aber - ich wollte auch gerne einmal Kinder haben mal und `n Mann und - wollte sogar so *(lacht)* das ist `ne völlig, so bescheidene Mädchenträume, ich hatte immer gesagt, ich möchte gerne - nur, nur Jungs haben und zwar drei.“

Gleichzeitig besteht auch ihr Interesse an der ‚Fremde' weiter. Karin möchte gerne reisen, um „*andere Sitten kennenzulernen*". Sie möchte offen sein und Neues kennenlernen. Diese Begegnungen mit der ‚Fremde' stellt sie sich jedoch kurzfristig und nicht auf Dauer ausgelegt vor. Zwar kann sich Karin durchaus vorstellen, dass diese Einschätzung von ihren jetzigen Erfahrungen geprägt ist, es entsteht aber durchaus der Eindruck, dass sie zwar von der ‚Fremde' fasziniert war, gleichzeitig jedoch auch Bedenken oder Ängste hatte, sich zu weit aus ihrem gewohnten Umfeld zu entfernen.

„Ich wollte - doch, ich wollte viel reisen, also, das war - ich - wollte immer gerne reisen und - andere Länder, ferne, andere Sitten kennenlernen und so. Dadurch, dass eben dies bei uns irgendwie auch gefördert wurde in der Familie, - aber ich glaube nicht, dass ich - unbedingt in, im, im anderen Land leben wollte, also, oder zumindest nur vorübergehend, - nicht auf die Dauer. *(kurze Pause)* Das ist zwar unterbewusst, aber irgendwie - ich bin sicher, dass ich damals das Gleiche geantwortet hätte. Das war für mich nicht `n Ideal in `s, in `s Ausland zu gehen, im Ausland zu leben. Also - ich meine jetzt – für immer, ne."

Die Frage ihrer Offenheit für Veränderungen setzt sich auch in der Beschreibung ihrer Studienortwahl fort. So betont sie, dass zum einen finanzielle Gründe ein wichtiger Aspekt für ihre Entscheidung waren, vor Ort zu bleiben; gleichzeitig bringt sie jedoch auch ihre Mutter und deren bzw. ihr eigener Umgang mit der Scheidung ins Spiel. Sie hat als älteste Tochter den Eindruck, ihre Mutter nicht auch noch verlassen zu dürfen. Unklar ist jedoch, wie weit dieser Wunsch von ihr oder von ihrer Mutter bestimmt war. Auffallend ist in jeden Fall, wie intensiv sie sich mit diesem Aspekt auseinandersetzt. Zwar möchte sie nicht den Eindruck entstehen lassen, dass sie nicht offen für einen Wohnortwechsel gewesen wäre, gleichzeitig möchte sie jedoch auch festhalten, dass es nicht ihre Mutter war, die sie zurückgehalten hat.

Interviewerin: „Und haben dann dort auch angefangen zu studieren?"
Karin: „Ja. - Also eigentlich nicht aus - weil ich, weil ich`s nicht woanders aushalten konnte, sondern es war - waren damals rein finanzielle Gründe, also die, meine Mutter hatte nicht sehr viel Geld und - wir waren vier Kinder."

„Ich glaube, meine Mutter war damals - durch diese - Scheidung und so weiter, hatte sie ihren Beruf und - hat sich *(kurze Pause)* wahrscheinlich - Ich war die älteste Tochter – ich hab` vielleicht manchmal auch gedacht, ich müsste irgendwie - gucken, dass es ihr einigermaßen gut geht und so was - könnte sein, ne. Also mein äh, sonst wäre ich ja nie nach Berlin gegangen, wenn ich wirklich nur bei Muttern - zu Hause hätte bleiben wollen, das war also nicht der Punkt. - Sie hat mich ja auch nicht festgehalten, es war einfach mehr, weil, weil die Umstände so waren."

Dennoch geht Karin für ein Jahr nach Berlin. Im Nachhinein findet sie diese Erfahrung als für sie „*wichtig*", ein „*ganz großer Erfolg*" war die Zeit für sie jedoch nicht. Positive Aspekte des Berlinaufenthaltes waren für sie die Begegnungen mit ‚fremden' Menschen. Sie findet in Berlin schnell Freunde und interessiert sich auch für das Leben der Menschen in Ostberlin. Auch

in diesem Zusammenhang betont sie noch einmal, wie wichtig ihr Freunde und soziale Kontakte sind und beschreibt sich als einen Menschen, der Freundschaften auch über Distanz aufrecht erhalten kann.

„Ich hatte in Berlin – enorme finanzielle Schwierigkeiten, die das Ganze etwas da beeinflusst haben, das heißt, ich konnte mir - eigentlich - nicht wie die anderen irgendwelche - großen Dinge leisten. (...) Aber so - richtig so das Studentenleben *(kurze Pause)* Ich hatte da zwar auch Freunde, das war kein Problem, aber - so`n ganz große Er, also wenn ich ganz ehrlich bin, so`n ganz großer Erfolg war das nicht. Ich fand`s unheimlich interessant, ich fand es wichtig für mich - es zu machen, - ich hab` sehr viele Ostdeutsche auch kennengelernt, (...) aber – ich kann jetzt nicht sagen, das war `ne ganz, ganz tolle Zeit, also - nee, war`s eigentlich nicht."

„Ich hab` immer neue Leute wieder kennengelernt, also immer - ich hab aus jeder Zeit Freunde, also aus jeder Zeit, die ich *(kurze Pause)* vielleicht nicht so sehr aus der Berliner - doch, da habe ich auch, da habe ich auch Bekannte noch, aber sagen wir mal - aus allen Phasen meines Lebens gibt`s Freunde, die - zumindest einen oder eine - Freundin, mit der ich nach wie vor - ganz - engen Kontakt habe."

Zusammenfassung

Karin ist in ihrer Kindheit und Jugend stark an den Lebensweisen ‚fremder' Menschen interessiert. Darüber hinaus spielen Erfahrungen mit der französischen Sprache für sie eine wichtige Rolle. Gleichzeitig scheint sie jedoch ‚Fremde' auch ambivalent zu erleben: So beschreibt sie sich zum einen als offenen Menschen, der gerne ‚fremde' Gewohnheiten kennenlernt, andererseits scheint ihr dagegen das Leben ‚in der Fremde' als unsicher und schwierig, vielleicht sogar als beängstigend (es lässt sich nicht genau feststellen, ob diese Gefühle gegenüber ‚der Fremde' vor allem von den heutigen Erfahrungen beeinflusst sind, oder ob sie schon als junge Erwachsene ähnliche Gefühle hatte). Deutlich wird auch, dass ihre Beziehung zu ihrer Mutter für sie als junge Erwachsene eine wichtige Rolle spielt. Nach der Scheidung ihrer Eltern und dem Verlust des Vaters scheint sie eine sehr enge Beziehung zu ihrer Mutter zu entwickeln, die ihr die Ablösung von Zuhause erschweren. Interessant ist, wie sehr Karin die Bedeutungen von Freundschaften für ihr Wohlbefinden betont.

6.5.3.2 Migrationserfahrungen und Integrationsbewertung

Kennenlernen des Partners/Motive für die Migration

Karin lernt ihren späteren Mann während des Studiums kennen. Ihr Mann ist für ein Jahr Gaststudent an ihrer Universität. Sie beschreibt, dass sie ihn aus Neugierde angesprochen hat, die Initiative für die spätere Partnerschaft also von ihr ausging. Diese für damalige Verhältnisse und auch für sie ungewöhnliche Verhaltensweise lässt sie noch heute lachen.

„Da saß eben auch immer ein Monsieur und irgendwann hab` ich gemerkt, dass der Monsieur immer raus kam, wenn ich raus ging in die Pause - oder ich - wenn ich wegging, ging er auch weg und - hatte

zufällig den gleichen Weg *(lacht)* wie ich - und so weiter. - Und - dann war aber noch nichts - das ging, früher war das nicht so schnell wie jetzt. *(kurze Pause)* Und dann - war ich mal abends im Jazzkeller, - (...) Und als ich da ankam - wer saß da? *(kurze Pause)* Dieser - dieser Mensch *(lacht) (kurze Pause)*, der heute mein Mann ist, und - mit, mit einem Freund und - statt dass ich mir jetzt irgendwie an einen anderen Tisch gesetzt hätte, - das war alles noch leer, nur die zwei saßen da - da dachte ich, jetzt muss ich doch mal wissen, wer dieser Typ ist, der mich da immer verfolgt. - Und hab` mich da an den Tisch gesetzt, obwohl ich eigentlich eher - denke, ein bisschen schüchtern war, ... und an dem Abend haben wir uns kennengelernt."

An eine fester Partnerschaft bzw. spätere Ehe denkt sie jedoch lange nicht. Aus heutiger Sicht spielen hierbei auch ihre Erfahrungen mit der Scheidung ihrer Eltern eine Rolle. Sie hält sich aus diesem Grund für „*vorsichtig*" und zeigt Ängste, eine festere Bindung einzugehen. Er steht ihr zwar näher als bisherige Freunde, die Frage ihrer Mutter „*was will der überhaupt von Dir*?" kann – oder möchte – sie jedoch nicht beantworten, vielleicht auch, weil eine Antwort das Verhältnis zu ihrer Mutter beeinflussen könnte.

„Ich fand das jetzt nicht - von vornherein, das ist mein zukünftiger Mann, das war für mich nicht so. Er sagt, dass es für ihn so war. Aber für mich war`s eigentlich nicht so. *(kurze Pause)* Ich überleg` - ich - ich fand, dass er wirklich – vor allen anderen stand, die ich bis dahin kennengelernt habe, aber - dass ich, ich hab` - ich war irgendwie nicht so, vielleicht - durch die Ehe meiner Eltern, die kaputt war, also dass ich vielleicht viel vorsichtiger war oder – also meine Mutter hat mich dann nach zwei - Jahren mal gefragt, wer ist das eigentlich, was will der denn überhaupt *(lacht)* von Dir? Und so. - Habe ich gesagt, das weiß ich doch gar nicht, weiß ich auch nicht. - Siehst ja, dass wir uns gut verstehen, fertig, aus. So - war ich irgendwie mal."

So fällt ihr auch die räumliche Trennung nicht so schwer wie ihrem Partner, als dieser zurück nach Frankreich kehren muss, zumal sie in ihrer vertrauten Umgebung bleibt. Sie genießt das Gefühl, einen interessanten und ‚fremden' Freund zu haben, der jedoch ihr „*Privatleben*" wenig beeinflusst. Zieht man ihre Äußerungen hinzu, wie sie sich ihre Begegnungen mit der ‚Fremde' als Jugendliche wünschte, so scheint diese Situation für sie zunächst ‚optimal' gewesen zu sein.

„Also er war relativ allein, und ich war aber in meiner Universität, in meinem Rahmen, mit meinen Freunden und *(kurze Pause)* und das - für, für mich war das nicht so schwierig, das - ich fand das eigentlich irgendwie - ganz toll so *(kurze Pause)* da jemanden zu haben, aber jetzt nicht unbedingt - ich war, und ich bin jetzt auch nicht so `n Mensch, der da ständig jetzt nur noch mit dem Hand in Hand durch die Gegend gerannt ist, sondern ich hatte auch noch, ich hatte auch`n Privatleben irgendwie noch. Verstehen Sie, was ich meine? Und - in den Ferien bin ich da immer zu ihm gefahren und *(kurze Pause)*, er hat auch jede freie Minute, die er kommen konnte, ist er wirklich manchmal - nur über`s Wochenende - *(lacht)* am Samstag hin, am, am Samstag, am Sonntag zurückgefahren."

Nachdem sie mit ihrem Studium fertig ist, heiraten die beiden und sie folgt ihm – wie es aus ihrer Sicht üblich war - nach Frankreich. Obwohl sie eigentlich nicht umziehen möchte, hat sie das Gefühl, dass sie, wenn sie ihren Partner heiraten möchte, ihm folgen muss und in Fol-

ge dessen „*Abstriche*“ in ihrem Leben akzeptieren muss. Auch ihre Mutter verstärkt wohl ihre Befürchtungen, dass ein Leben in Frankreich für sie nicht einfach werden wird.

Interviewerin: „Hatten Sie denn mal die Vorstellung, mal ganz woanders zu wohnen?“
Karin: „*(lacht)* He, das ist `ne gute Frage. - Eigentlich nicht, nein. Komischerweise nicht. - Also, ich weiß zum Beispiel, meine Mutter hat gesagt, warum musst gerade Du - Dich nach Frankreich verheiraten - Nicht, weil sie mich halten wollte, sie war überhaupt nicht so, - sondern weil sie mich gut gekannt hat und gewusst hat, dass es für mich sicher nicht einfach sein wird. Das ist - die Frage ist wichtig *(lacht)*, die Sie da stellen. - Es war überhaupt nicht vorgesehen in meinem Programm. *(lacht)*“

„Meine Gedanken, die waren noch sehr altmodisch damals. Also damals - als ich dann - geheiratet, ne, beschlossen, dass man gemeinsam - das Leben führt. - Und - dass ich auf meine Karriere verzichte, das *(kurze Pause)* zunächst mal zumindest, also - und *(kurze Pause)* dass ich Abstr, dass ich Abstriche machen muss, also dass, - aber dass mir der Schritt *(kurze Pause)* wegen dieser Person - möglich war.“

Zwar betont Karin, dass ihre Mutter sie nicht zurückgehalten hat, dennoch entsteht der Eindruck, dass die Haltung ihrer Mutter auch Einfluss auf Karins Einschätzung der Situation hat. So hat Karin heute das Gefühl, dass ihre Mutter recht hatte, dass diese Partnerschaft „*was Kompliziertes*“ war und sie deswegen „*enorme Angst*“ hatte, dass es ihr nicht gut geht – was sich aus ihrer Sicht heute bestätigt hat. Von ihren Schwiegereltern fühlt sie sich dagegen gut aufgenommen.

„Also, ich denke schon, dass meine Mutter - große Ängste hatte. Ich war die älteste Tochter und es war `s erste Mal und - also das erste Mal, nicht dass ich `n Freund hatte, aber *(kurze Pause)* dass – ich – im Prinzip, dass da was präziser geworden ist. Irgendwie – denke ich, dass aus ihrer Erfahrung, ihrer negativen Erfahrung, dass sie wahrscheinlich enorme Angst hatte, - obwohl sie aber bestimmt - ganz gewiss nie was gegen - Franzosen oder so hatte, dass ich - dass meine, meine Mutter war `n sehr sensibler Mensch und hat wahrscheinlich - sich - wohl - wie alle Mütter - mehr auch gedacht, oder hat - geahnt, dass es für mich so einfach sein wird, - dass ich mir was Kompliziertes rausgesucht habe (...) aber - sie hat sicher gedacht, also - wird sie das schaffen - irgendwie. Sie hat wahrscheinlich an alles gedacht, was - was da eigentlich so auf einen zukommt, wenn man so was macht.“

„Ich meine, - also die Familie war eigentlich - ist eigentlich sehr auf mich zugegangen, da kann ich nichts sagen. Also die haben - da gab`s keine Probleme. Sie haben das mit anderen verglichen, die - die das - wo`s viel schwieriger war, also von der - von der Art - Aversion gegen Deutsche überhaupt und so was, das war da in meiner Familie echt nicht. Auf keinen Fall.“

Erste Erfahrungen in Frankreich

Den Umzug nach Frankreich empfindet Karin als „*großen Schritt*“, den sie sich nicht gewünscht hatte. Sie hat das Gefühl, durch die Migration wichtige Lebensbereiche aufgeben zu müssen und empfindet die Aufgabe ihrer Karriere und die Distanz zu ihrer Familie und ihren Freunden als starken Verlust.

„Das war - schon wirklich `n großer Schritt, denn ich - immer so, - und zwar - nicht, nicht jetzt - nur, was Karriere anbetrifft, denn ich hatte nicht, wirklich nicht nur Karriere im Sinn, sondern - ich war

eigentlich sehr - familiengebunden und - freundegebunden, ich hab` sehr viele Freunde in Deutschland und - seh` die jetzt nicht - ständig so. So weit weg zu sein, das war für mich ganz schwer. - Und (*Pause*) *(lacht) (kurze Pause)* damals hatte mein, mein Mann - eine Stelle in G., und – ich hab` da, dort dann ein Jahr lang überhaupt nicht - gearbeitet, was - sozusagen, was unerträglich war, vor allem nach dem Stress, Staatsexamen und so weiter, - ich war einfach auch nicht dran gewöhnt, nicht zu arbeiten, das war für mich - undenkbar, nicht zu arbeiten."

Besonders hart trifft sie, dass sie im ersten Jahr keine Arbeit hat. Ihr fehlt das Arbeiten an sich, ihre ‚Identität' als Lehrerin, aber wohl auch die sozialen Kontakte durch die Arbeit. Somit empfindet sie es als Glück, dass sie eine Stelle als Englischlehrerin findet. Hierdurch bekommt sie das Gefühl „*überhaupt wieder (zu) existieren"*. Insgesamt fühlt sie sich jedoch in dieser Situation überfordert.

„Und - dann habe ich zum Glück eine Stelle gefunden in einer Privatschule, - aber nicht als Deutschlehrerin, sondern als Englischlehrerin, das war das interessante, das war – sehr kompliziert für mich, denn ich hatte tagaus, tagein drei verschiedene Sprachen - im Kopf und das war eigentlich an der Grenze. Also ich muss gestehen, - dass – die Erfahrung war sehr gut, die reine – pädagogische Erfahrung und – das hat alles unheimlich gut geklappt. Aber - für mich war's ein Problem. Das war zu viel."

„In diesem zweiten Jahr, wo ich dann Lehrerin war und also *(kurze Pause)* `ne gewisse An, `ne soziale Anerkennung - oder nicht - falsch, ist falsch gesagt, nicht die Leute irgendwie, sondern - da waren - diese ganzen Kinder, die mich gemocht haben und die - die mich besucht haben und die auf einmal dieses Gefühl, dass ich überhaupt wieder existiere, das war - ja, war ich - richtig das Gefühl gehabt, ich existiere überhaupt nicht. - Verstehen Sie, was ich meine?"

Auffallend ist, mit welch starken Ausdrücken Karin ihre ersten Erfahrungen in Frankreich schildert. Die Situation, alleine in einer fremden Stadt zu sein, ist für sie fast nicht mehr „*erträglich*". Sie ist fast „*eingegangen vor Heimweh*" und hat das Gefühl, dass sie der Kontakt zu einer deutschen Freundin vor Ort „*rettet*", das „*Übel*" zu vermeiden. Dies zeigt ihre starke emotionale Betroffenheit in dieser ersten Zeit in Frankreich, aber auch, welche Bedeutung sie Freundschaften und Sprache zumisst.

„Also, zum Glück hatte ich dann nachher im zweiten Jahr den Job, aber ich glaub`, ich wäre eingegangen vor Heimweh, vor - vor Einsamkeit, vor - gut, ich hatte dann auch diese Freundin dann kennengelernt. - (...) *(kurze Pause)* Diese, diese Person, die hat mir sehr viel geholfen - manches zu überbrücken, also zum Beispiel eben einfach das, was, was einem so fehlt manchmal *(kurze Pause)* also `ne halbe Stunde oder `ne Stunde mal Deutsch zu reden."

„Sie hat mir sehr viel geholfen bei der Integration, also die ersten - das erste und zweite Jahr zu überstehen, was in jeder Hinsicht - enorm schwierig für mich war, also - enorm schwierig. *(kurze Pause)* Äh also ich weiß nicht, ob das für alle so ist, aber - für mich war's an der Grenze des - des Erträglichen."

„Also – ich hatte solches Heimweh, - dass ich wirklich fast weg gegangen wäre, also das - da war vielleicht die Freundin, - die mich gerettet hat vor, vor dem Übel."

Aufgrund dieser extremen Schwierigkeiten bereut sie heute, ihre Zustimmung zu dieser Ortswahl gegeben zu haben. Zwar erschien ihr die Wahl einer Stadt, in der sie erste soziale Kontakte hatte, als sinnvoll. Andererseits schwankt sie zwischen Ausdrücken wie „*wir haben gewählt*“ und „*er hat gewählt*“ – dies lässt den Eindruck entstehen, dass sie ihren Einfluss auf diese Wahl als nicht unbedingt gegeben ansieht.

„Wir haben - also er hat diese Stadt gewählt, - mit meiner Zustimmung, weil dort eine seiner Schwestern gewohnt hat - damals und ich - mich eigentlich mit ihr zunächst mal ganz gut verstanden habe und gedacht habe, gut, dann - dann kenne ich eben jemanden schon irgendwo, so den ich - schon kenne oder so was. Das hat sich nachher als ein großen Flop, ein großer Flop herausgestellt (...) Also groß diskut, ich meine - ja, gut, wir haben beschlossen - er konnte wählen – und wir haben dann diese Stadt gewählt. Ich weiß eigentlich - muss ich gestehen - wenn Sie mich so fragen, - überhaupt nicht, wieso wir auf die Idee kamen in so `ne winzige - poplige Kleinstadt zu ziehen. - Ich kannte die Stadt, dadurch, dass ich eine Woche einfach schon mal dort war.“

Erleben der Integration

Neue Hoffnung macht sich Karin, als ihr Mann einen Ruf an eine Universität bekommt. Diese Hoffnungen richten sich vor allem auf soziale Kontakte zu Deutschen, da sie das Gefühl hat, mit Franzosen keine engeren Kontakte aufbauen zu können. Zwar hatte sie vor ihrer Migration die Erwartung, dass die Menschen in Frankreich offen und einladend sind, fühlt sich jedoch durch ihre Erfahrungen stark enttäuscht und hat den Eindruck, dass es in Frankreich sehr schwer ist, „*tiefere*“ Kontakte aufzubauen.

„Am Anfang das Leben in Frankreich irgendwie so - dachte ich, na ja, gut, die Leute sind sehr offen, die - komm rein, trink was, setz Dich hin und so weiter, und da muss ich sagen, dass da die Enttäuschung immer groß ist, also das *(kurze Pause)* das eine totale - Fehlvorstellung oder so was. Falsche Vorstellungen war. Es war so, dass es extrem schwer ist, in Frankreich Kontakte zu finden. Ja, solche tiefere Kontakte, sag` ich mal.“

„Und dann habe ich mir sehr viele Hoffnungen gemacht, also hier - habe ich mir gesagt, gut, da - hier sind dann deutsche Kollegen und - also da hat`s wenigstens die deutschen Kollegen meines Mannes und so weiter - und dem war aber nicht so - also, sagen wir mal - es war, ich war nach wie vor alleine.“

Die Hoffnung, schnell Kontakte – wenigstens zu Deutschen - zu bekommen, erfüllen sich jedoch nicht. Karin findet auch am neuen Wohnort zunächst keinen Anschluss und fühlt sich extrem alleine. Die Wohnung in einem Hochhaus verstärkt ihren Eindruck des „*Übels*“ noch zusätzlich. Da für sie soziale Kontakte und ‚echte‘ Freundschaften extrem wichtig sind, empfindet ihre Situation als „*unerträglich*“.

„Ja, zum Anfang war’s auch wieder sehr schwierig, denn - wir haben zu allem Übel auch noch in einem Hochhaus gewohnt und - ich war eben Dorfleben und Natur - gewöhnt und - also schon allein

deswegen war's für mich da ziemlich - ziemlich unerträglich, muss ich sagen (...) – Und ich weiß noch, dass ich damals immer gesagt habe, dass ich *(kurze Pause)* ich würde jemanden dafür bezahlen, dass er mit mir redet, zum Beispiel, ne, so war das damals. Aber ich muss sagen, ich hab` zwei, - drei Leute, drei Familien kennengelernt - trotzdem -, mit denen ich auch heute also, von denen stehe ich, mit zweien immer noch Kontakte habe - und von denen eine - eine, ein Ehepaar sogar unsere Freunde geblieben sind bis heute - Aber es war enorm schwierig, - jemanden kennenzulernen."

Erst als sie soziale Kontakte findet, wird ihre Situation für sie erträglicher. Eine weitere Verbesserung tritt ein, als sie an der Universität Arbeit findet. Diese ermöglicht es ihr, sich in die Arbeit zu stürzen und – was für sie sehr wichtig ist – Kontakt zur deutschen Sprache und zu Deutschen zu bekommen. Ihre Enttäuschung, dass ihre Kollegen nicht mit ihr Deutsch sprechen wollen, ist jedoch noch heute stark.

„Irgendwann mal - wurde an der Universität jemand gebraucht und *(kurze Pause)* da habe, habe ich mich da eingeschrieben. Die Arbeit hat mir sehr gut gefallen (...) denn endlich hatte ich wieder einen Job, - und endlich hatte ich einen Job, der mir - sehr gefiel, und da habe ich mich – völlig investiert."

„Seitdem bin ich an der Universität tätig und - kann nur sagen, Gott sei Dank. ... Weil ich über die - weil ich dort wirklich Deutsch unterrichte, weil ich mit der deutschen Sprache ständig in Kontakt bin (...) also den Kontakt einfach behalte und - eben auch Kollegen habe, wo ich eben, mit denen ich manchmal – mal kurz `n deutsches Wort einfließen lassen kann und – die sprechen zwar nie Deutsch mit mir, aber ich, ich weiß, dass sie's könnten."

Auch der Umzug in das eigene Haus trägt dazu bei, dass sie beginnt, sich in Frankreich etwas wohler zu fühlen, weil dieses Haus „*in der Natur steht*", vor allem aber, weil sie die Menschen dort als etwas gesprächsbereiter empfindet. Diese Kontakte ermöglichen ihr *„ `ne Form von Heimatgefühl",* dennoch ist sie enttäuscht, dass die Bindungen trotz der langen Zeit nicht enger geworden sind und die Leute „*total geschlossen*" sind.

„Besser geworden ist es eigentlich mit dem Haus hier. ...Weil es in der Natur steht, weil - die Leute, sobald sie - im Haus wohnen, `n Garten davor haben - irgendwie gesprächiger sind oder was *(kurze Pause)* Und - obwohl ich sagen muss, dass die Leute hier auch sehr, sehr geschlossen sind, total geschlossen, das sieht alles sehr idyllisch aus, aber - was - das waren also die - hinter uns war so, ist so`n Haus, ne, wo zwei ältere Leute gewohnt haben, die waren wirklich, die waren besonders nett, also die haben - sind sofort gekommen, haben Blumen gebracht und - mal` n Apfel oder mal was für die Kinder oder so. - Und das war schon mal für mich wichtig, wie `ne Form von Heimatgefühl oder von - aber das war eben - Die anderen Leute haben alle nur freundlich ‚Guten Tag' gesagt. Aber ich bin in keinem Haus jemals drin gewesen, - ich wohne ja schon über - 28 Jahre hier."

Situation heute

Auch heute nach 28 Jahren fühlt sich Karin in Frankreich nicht wirklich integriert. Zwar haben ihre Kinder dazu beigetragen, dass es für sie etwas einfacher wurde, da sie für sie ein „*Bindeglied*" für die Integration waren. Sie sieht sich aber immer noch als zwischen zwei „*Extremen*" stehend und bezeichnet ihre Integration als „*Scheinintegration*." Für eine ‚richtige'

Integration fehlen ihr vor allem die „*tieferen Kontakte*“, so wie sie sie von früher aus Deutschland kannte.

„Also ich denke, ich denke abschließend, dass - die Tatsache, dass - dass man dann irgendwann mal Kinder kriegt, ... die irgendwie so das - das Bindeglied zwischen den – beiden *(kurze Pause)* Extremen sind, also - was heißt Extremen, das ist auch, das ist auch schon negativ, wenn ich das sage einfach - die *(kurze Pause)* dann, dann kann’s sein, dass es irgendwie einfacher wird. Also für mich war’s dann irgendwie einfacher.“

„Ich würde sagen, dass die Kinder natürlich auch viel helfen bei der Integration. - Also bei `ner Scheinintegration.“

„Also – tiefere Kontakte, sagen wir mal, na, so wie ich sie früher in Deutschland hatte *(kurze Pause)* naja, ich hab` Kontakt, also - wie gesagt - ich unterscheide da zwischen - oberflächlicheren oder - ich - keine schlechten Kontakte sind das, aber einfach nicht - Kontakte, wie sie – früher waren.“

Einerseits wünscht sie sich deshalb, nach Deutschland zurückzukehren, andererseits empfindet sie sich durch ihre Kinder an Frankreich gebunden. Dies verstärkt noch ihr Gefühl „*zwischen zwei Stühlen“* zu sitzen. So stark wie am Anfang ist ihr „*schmerzliches Gefühl*“ zwar heute nicht mehr, es ist aber nicht verschwunden. Sie hat jedoch gelernt, damit etwas besser umzugehen, vor allem wohl auch, weil sie „*keine andere Wahl*“ hat. Auch hier wird wieder deutlich, dass Karin das Gefühl hat, ihr Leben nicht wirklich beeinflussen zu können, sondern nur auf gegebene Situationen reagieren zu können: So hatte sie sich zur Migration entschlossen, weil sie das Gefühl hatte, den „*Richtigen*“ getroffen zu haben. Dies ist jedoch mit der Vorstellung verbunden, dass sie „*Abstriche*“ machen muss, was ihr sehr schwer fällt.

„Und *(kurze Pause)* ich weiß aber genau, wenn ich jetzt zum Beispiel zurückgehen würde nach Deutschland, würde ich ständig - hier sind meine Kinder, also - ... wenigstens ist einer drüben zwar, aber - irgendwie ist es doch hier, also - es ist - ich bin, ich sitze schon total zwischen zwei Stühlen, muss ich klar sagen. - Aber dieses ganz schmerzliche Gefühl hat schon nachgelassen, also, das, was am Anfang so war, was ich Ihnen beschrieben habe. Also, damit kann ich jetzt schon besser umgehen als - wie vorhin schon, wie Sie, wie Sie da auch gefragt haben, - so manche Phasen, - in denen das besonders stark ist. - Na ja, - aber da hat sich so `ne gewisse Resignation eigentlich – ich hatte da auch keine andere Wahl jetzt sozusagen.“

„Ich, ich hab` mir gesagt, gut, wenn ich mich entscheide zu diesem Schritt, dann muss ich einfach Abstriche machen. ... Deswegen *(kurze Pause)* versuche ich gar nicht groß nachzudenken. Also ich habe einfach noch ab und zu das Gefühl - dass es vielleicht auch nicht richtig (...), oder dass ich mir zu viel abverlangt hab`, sagen wir mal. ....Mir persönlich. - Es gibt sicher andere Menschen, die - ich kenne andere - Deutsche, die in Frankreich leben, die finden, das ist überhaupt nicht schwierig. *(kurze Pause)* Vielleicht liegt`s an der Kindheit auch. *(kurze Pause)* So wie die anderen sich hier wohl fühlen, und von Deutschland irgendwie – überhaupt nichts mehr brauchen, sind oft Leute, die in Deutschland Probleme hatten, - habe ich festgestellt. Und das war bei mir nicht der Fall. Das hat jetzt nichts mit, mit dem tollen Deutschland was zu tun, sondern nur mit den Personen, die mit mir, mit denen ich dort – Kontakt habe. ... Oder hatte und auch noch habe.“

Dass gerade ihr die Migration so schwer gefallen ist, führt sie auf Lebenserfahrungen in der Kindheit zurück. Deutlich wird hierbei auch, dass Karin den Eindruck hat, dass ‚man' sich entscheiden muss, wo man sich wohl bzw. zugehörig fühlt: In Deutschland oder Frankreich – und sie sich für Deutschland entschieden hat.

Zusammenfassung

Karin empfindet ihre Integration in Frankreich als extrem schwierig und bis heute nicht richtig geglückt. Zwar hat sie sich mittlerweile mehr oder weniger an ihr Leben hier gewöhnt, dennoch hat sie weiterhin starkes Heimweh, vor allem nach ihren deutschen Freunden. Gründe für ihre Schwierigkeiten liegen zum einen sicherlich in ihrem Gefühl, sich zwischen Deutschland und Frankreich entscheiden zu müssen, zum anderen aber auch in der Tatsache, dass sie die Migration nach Frankreich nicht als ihre Entscheidung wahrnimmt. Sie fühlt sich – aufgrund der Umstände und ihrem Partner – zur Migration gezwungen und verknüpft von Anfang an den Umzug mit dem Gedanken, Verluste in Kauf nehmen zu müssen. Noch heute fühlt sie sich in einer Falle, aus der sie nicht mehr herauskommt. Auffallend ist zudem, dass sie die Migration von vornhinein als „*schwierig*" für sich ansieht und sie schon mit einem negativen Gefühl die Migration beginnt. Deutlich wird zudem, dass sie von ihrer Mutter in dieser negativen Sichtweise unterstützt wird bzw. diese möglicherweise sogar sie stark in dieser Hinsicht beeinflusst hat.

6.5.3.3 Bewertung der Partnerschaft

Karin fühlt sich zu Beginn der Partnerschaft von ihrem Partner angezogen, weil dieser Verständnis für ihre Ängste vor Enttäuschung (die sie mit der Scheidung ihrer Eltern verknüpft) zeigt und „*feinfühlig*" reagiert. Sein Verständnis überrascht sie, da er nicht die gleichen Erfahrungen mit Enttäuschungen gemacht hat wie sie. Aufgrund dieses Verständnisses kann sie sich auf die Partnerschaft einlassen und ist bereit, den „*harten Schritt*" zu machen und ihm nach Frankreich zu folgen.

„Also - hm – *(kurze Pause)* der hat mich am besten verstanden von denen - von den - Leuten, also. *(kurze Pause)* Was zum Beispiel auch - weil für mich war das - das können Sie sich ja wahrscheinlich vorstellen - die Geschichte mit der Scheidung meiner Eltern und - ja, (...) Auf jeden Fall, war ich sicher *(kurze Pause)*, hatte, hatte ich alles sozusagen, ne, das ist jetzt sehr persönlich, was ich jetzt sage, aber *(kurze Pause)* ich hatte Angst vor Enttäuschungen und so weiter und er hat das gesehen und sehr gut verstanden. - Und alles - hat das irgendwie gut verstanden, obwohl er selber aus - aus `ner, also seine Eltern - in `ner glücklichen Ehe gelebt haben. Das hat mich gewundert eigentlich. Das war`n sehr feinfühliger Mensch."

„Und ich hab` Ihnen vorhin schon gesagt, das war ein enorm harter Schritt für mich, wirklich `n sehr, sehr schwerer Schritt war das für mich, - aber ich habe ihn gemacht, weil das genau die Person war."

Die Frage nach der Erfüllung von Bedürfnissen beschäftigt sie auch heute noch stark in ihrer Partnerschaft, zumal sie das Gefühl hat, dass sie ihre eigenen Bedürfnisse zurückstellen muss. So verbringen sie die Ferien in der Regel in der Bretagne (ein Bedürfnis ihres Mannes), wohingegen sie auf ihre Welt verzichten muss. Sie hat das Gefühl, nicht zu ihrem „*Anrecht*“ zu kommen; dass sie sich wohl eigentlich gut verstehen, kann ihr dabei nicht über die Enttäuschung hinweghelfen.

„Den Sommer verbringen wir immer in der Bretagne. ...Und - zwar - mit dem Argument - meines Mannes, dass er - ja aus der Bretagne stammt - und dass er mindestens einmal dort sein muss, und - nicht nur eine Woche, sondern wirklich - einen Monat. - Da ist das Meer und da ist die, die ihm vertraute Welt. ... Und meine Gegenfrage ist, und ich? ...: Die wird nie beantwortet. ... Also, das ist, das ist zum Beispiel ein Problem - für mich.“

„Das ist`n Punkt, wo wir uns auch streiten können, also wo ich ihm sage, dass ich das nicht normal finde, dass ich `s eigentlich gerecht finde, dass ich das Anrecht darauf hätte, einen Monat zum Beispiel in Deutschland pro Jahr zu leben (...) Naja. *(kurze Pause)* Und ansonsten verstehen wir uns natürlich, sonst wären wir nicht mehr zusammen, aber ... - ...“

Auch in ihrem Wunsch zu reisen, fühlt sich Karin durch ihren Partner gehindert. Zwar erkennt sie an, dass er aus gesundheitlichen Gründen (ihr Partner war lange krank) gewissen Einschränkungen beim Reisen unterliegt, aus ihrer Sicht bestehen diese Einschränkungen heute jedoch nur noch bedingt. Vielmehr hat sie den Eindruck, dass ihr Partner nach Scheinargumenten sucht, um nicht reisen zu müssen. Dies weckt in ihr erst recht den Wunsch, auch mal eigene Bedürfnisse zu realisieren – gleichzeitig weiß sie jedoch wohl nicht genau, wie sie dies ohne schlechtes Gewissen in die Wirklichkeit umsetzen soll.

„Vor allem möchte ich mal eben `n bisschen weiter weg, `n bisschen weiter weg, und - Aber für ihn ist es `n Problem. Also mit ihm kann ich das nicht machen. -. *(kurze Pause)* Und deswegen stelle ich auch - das muss ich Ihnen vielleicht erklären und zu sagen, habe ich bis jetzt nicht gesagt - stelle ich auch manchmal meine Wünsche zurück, - weil ich mir sage, dass ich - nicht sein Leben auf`s Spiel setze wegen bloß, weil ich was haben will oder so. Aber es gibt durchaus Dinge, die wir machen könnten, (...) ich will jetzt mal sehen, ob`s jetzt, wenn er nächstes Jahr in Ruhestand ist, ob dann - dann sich was ändert. Und wenn sich nichts ändert, dann werde ich meine Wünsche eher durchsetzen. ... Verstehen Sie, also ich will nicht - meine Wünsche gegen - gegen jemanden anderen durchsetzen - egal was dem anderen passiert, aber - Also ich werde schon auch dafür sorgen, dass - dass da kein Alibi, - das, der Beruf ist dann kein Alibi mehr ist.“

Dennoch hat sie das Gefühl, mit ihrem Partner gut reden zu können. Sie hat den Eindruck, dass er sich bemüht, sie zu verstehen. Da er jedoch *„ganz anders*“ ist als sie und die Erfahrung der Migration auch nicht selber erlebt hat, hat sie nicht den Eindruck, dass er sie wirklich verstehen kann. Karin ist zwar bemüht, ihrem Partner gerecht zu werden, die Enttäuschung

über sein Verhalten wird aber doch deutlich. Gleichzeitig sucht sie jedoch nach Argumenten, warum es richtig ist, bei ihm zu bleiben.

„Also ich kann mit ihm sehr gut reden, ne, also, ... alle möglichen Dinge. - Also sonst könnte auch nicht mit ihm, nicht zusammenleben. Das war für mich - das ist zum Beispiel ein Grund, warum ich mit ihm zusammen geblieben…. Nee, einfach, was ich bei ihm gut finde ist wirklich auch, wenn er selber anders ist als ich, ganz anders ist als ich, dass es immer so stehen kann, was ich, was mir jetzt - oder zumindest versucht, es zu verstehen (...) Aber - er, er hat es ja noch nicht erlebt in dem Sinne. ... da kann ich auch nicht von ihm erwarten, dass er das jetzt so nach, - aber er mit seinem Verstand und mit seinem - Herzen versucht er schon irgendwie - sich in mich rein zu denken. Und - ob er jetzt - unbedingt immer was dagegen macht oder versucht, was zu machen, das ist `ne andere Frage."

„Er ist nicht immer bereit, jetzt da groß was zu machen, das sind ja oft ganz einfache Dinge, das kann - sein, dass ich – einfach nur`n Spaziergang mache, wenn's mir nicht gut geht, und - danach geht `s mit wieder besser und - manchmal macht er's, aber wenn er keine Lust hat, oder er macht's eben nicht. Aber - im Prinzip schon, also, muss ich schon sagen."

Zusammenfassung

Karin lässt sich auf die Partnerschaft mit einem ‚Fremden' ein, weil sie bei ihm Verständnis für ihre Situation erlebt und sie das Gefühl hat, in vielen Bereichen gut mit ihm reden zu können. Die Art und Weise, wie sie ihre Partnerschaft beschreibt, lässt jedoch den Eindruck entstehen, als verbinde sie ihre Partnerschaft und ihre Migration von vornherein mit einem Opfer, dass sie bringen muss. Dieses Gefühl, Opfer bringen zu müssen, setzt sich auch in ihren weiteren Beschreibungen der Partnerschaft fort – unklar ist dabei, wie stark die Widerstände ihres Partners sind, ihr in ihren Bedürfnissen entgegenzukommen bzw. wie weit sie diese Opferrolle immer wieder von sich aus annimmt. Auffallend ist, dass in ihren Beschreibungen die Person ihres Partners auffallend blass bleibt.

6.5.3.4 Konstruktionen von kultureller Identität

Einstellungen zum Herkunftsland

Für Karin ist Deutschland immer noch „*ihr*" Land und „*ihr*" Staat. Frankreich ist dagegen für sie immer noch das „*fremde*" Land. Ihre Bindung knüpft sie an ihre Kindheit/Jugend und ihre Familie, zum Teil wohl aber auch an ihre Staatsbürgerschaft. Zwar legt sie Wert darauf, dass ihre Bindung an Deutschland für sie nichts mit Nationalität zu tun hat, den Gedanken, zwischen dem eigenen und dem „*fremden*" Land wählen zu müssen, findet sie jedoch „*unerträglich*".

Interviewerin: „Was ist Deutschland für Sie?"
Karin: *(lacht) (kurze Pause)* „Die, die, das, da, das Land, wo meine Familie - wo ich groß geworden bin, wo ich Kind war, wo ich groß geworden bin, wo meine Freunde leben. *(kurze Pause)* Hat also

nichts mit Nationalität - mit Nationalität oder mit - `ner Flagge oder mit `ner - Nationalhymne zu tun, sondern einfach das Land, wo ich - mal zu Hause war.“

„Ich hab`, ich hab` das Glück, die doppelte Staatsbürgerschaft zu haben, aber die meisten - die, heute muss jeder wählen. Er muss wählen zwischen seinem - Land und dem Land, dem fremden Land. Und das finde ich - unerträglich, eigentlich. - Man wechselt ja nicht – das Land wie die - wie, wie`n Hemd.“

Gleichzeitig hat sie jedoch auch den Eindruck, dass auch Deutschland nicht mehr wirklich ihr Zuhause ist. So bezeichnet sie es als das Land, in dem sie „*mal zu Hause war*“, jedoch nicht mehr ist, da ihr alltägliche Gewohnheiten in Deutschland nicht mehr vertraut sind und sie z.B. beim Einkaufen Produkte nicht wiedererkennt. Dieser Verlust an Vertrautheit beschäftigt sie stark. Sie möchte ihm entgegenwirken und hat das Bedürfnis, wieder eine Zeitlang in Deutschland zu leben.

„Also, das ist, das ist zum Beispiel ein Problem – für mich. - Ich weiß, dass es schwieriger ist für uns, wäre es zum Beispiel sehr teuer in Deutschland mal - zu leben, ja, also, so viel verdient er ja nicht. - Was weiß ich - 2 Wochen, drei Wochen da was zu mieten oder so - und - für mich wär`s wichtig mal, - wieder in Deutschland richtig zu leben, und zwar so ganz - ganz banal - morgens, also einkaufen zu gehen, wieder den Zucker zu erkennen und den, das Mehl - ich - ich kann das alles nicht mehr - finden oder - ... nein, für mich ist Einkaufen in Deutschland ein Problem geworden, weil ich die, die Dinge nicht erkenne, ne - weil ich solange nicht mehr - da gelebt habe.“

Neben den vertrauten Gewohnheiten, steht Deutschland für Karin aber auch für „*ihre*“ Sprache. So ist Französisch für sie nur die Sprache „*für den Kopf*“, Deutsch dagegen die „*Sprache des Herzens*.“

„Ich würde sagen, das ist - ich sag` nicht mal Muttersprache, sondern die Sprache des Herzens für mich. Und die andere ist die Sprache des - für den Kopf.“

Einstellungen zum „anderen“ Land

Vor ihrer Migration hatte Karin bereits einige Kontakte mit Frankreich. So hatte sie Briefkontakt mit französischen Austauschschülern und war ein Mal zu Besuch in Frankreich. Dort hat sie zwar einige positive Erfahrungen gemacht, eng waren ihre Bindungen an Frankreich aber wohl nicht. Vorstellungen, einmal länger oder sogar für immer in Frankreich zu leben, hatte sie nicht.

„Also ich hatte, wie gesagt, schon einige Kontakte mit Franzosen. – Ich hatte zum Beispiel zwei Brieffreunde - französische – wir hatten Austauschschüler - zu Hause. *(kurze Pause)* Na gut - ich habe mir das natürlich toll vorgestellt - Frankreich, also - aber nicht so, nicht in dem Maße, dass ich jetzt gesagt habe, da muss ich hin, da muss ich leben in dem Land, so nicht. *(kurze Pause)* Aber - ich war, ich war auch schon in Frankreich gewesen – eigenartiger -,witzigerweise ganz nah - also in der Bretagne, wo mein Mann ja herkommt - war ich mal - `n ganzen Monat gewesen - hätte nie gedacht, dass ich da so

oft dann wieder hinkomme. ... Und also meine Eindrücke waren sehr positiv, müsse ich sagen - von Frankreich. - Bin überall gut aufgenommen worden, so.“

Ihre ersten Erfahrungen im Land sind zunächst sehr negativ. Sie findet keinen Kontakt zu den Menschen vor Ort und gewinnt den Eindruck, dass in Frankreich „*tiefere Kontakte*“ kaum möglich sind. Zwar schränkt sie ein, dass dies auch an ihr liegen könnte, führt ihre Erfahrung dann aber doch wieder auf die Menschen vor Ort zurück. An späterer Stelle geht sie noch einen Schritt weiter und bezeichnet die Offenheit bzw. mangelnde Offenheit der Menschen als den „*Hauptunterschied zwischen Deutschland und Frankreich*.“

„Es ist extrem schwer, in Frankreich Kontakte zu finden. *(kurze Pause)* Ja, solche tiefere Kontakte, sag` ich mal. (...) Ich möchte, ich möchte betonen, - dass es, - dass ich natürlich nur von mir reden kann und dass es - vermutlich etwas mit, mit den Leuten hier zu tun hat, die - wie schon die Häuser – in denen sie wohnen, anzeigen, dass - die Dächer immer sehr groß und sehr weit runtergehen.“

„Also da sehe ich den Hauptunterschied zwischen Deutschland und Frankreich, ich glaub` wirklich, dass in Deutschland die Leute offener - sind als in Frankreich, - also davon bin ich überzeugt.“

Kritik äußert Karin auch am Verhältnis Eltern zu ihren Kindern. Sie hat den Eindruck, dass in Frankreich Eltern nicht an ihre Kinder gewöhnt sind und sie – im Gegensatz zu ihr und wie es in Deutschland üblich ist – nicht um sie haben möchten. Deutlich wird damit auch hier, dass Karin von ‚typisch deutschen‘ und ‚typisch französischen‘ Beziehungen ausgeht, wobei sie die „*deutsche Art*“ als die bessere definiert.

„Allein dadurch, dass das - dass in Deutschland die Schule nur den halben Tag - belegt, zumindest bei den kleineren Kindern, also den Kindern, die besonders – noch ihre Eltern brauchen, - *(kurze Pause)* habe ich `ne andere Vorstellung davon, was man mit Kindern – in der Freizeit macht. - Also - in Frankreich habe ich den Eindruck, dass - die Kinder möglichst viel aus dem Haus sein müssen, weil die Eltern gar nicht dran gewöhnt sind, dass die mal da sein können. Das heißt, auch am Mittwoch, wo sie schulfrei haben, - müssen sie noch irgendwo in’n Sportunterricht oder sonst wohin. Und bei mir war’s eher umgekehrt, dass ich immer mich gefreut habe, wenn die Kinder da waren, um was mit ihnen zu machen.“

Eine weitere ‚typische‘ Erfahrung mit Frankreich richtet sich auf den Bereich Sprache. Sie hat den Eindruck, dass Franzosen automatisch an Kriegsfilme denken, wenn sie Französisch mit deutschem Akzent hören. Karin fühlt sich hierdurch diskriminiert, ohne dass sie real konkrete Anspielung auf ihren Akzent erfährt.

„Ich weiß, wenn ich - ich lebe jetzt lang genug hier, - wie zum Beispiel der deutsche Akzent auf die meisten Leute hier, die jetzt zwar sagen, ja, im, im Gegenteil, wir finden das toll. Sie sprechen ja wie Sissi. - Und da könnte ihnen schon gleich eine - `ne Ohrfeige geben, so ungefähr. (...) Also ich weiß genau, dass das nicht stimmt - ... dass sie sofort an die ganzen Kriegsfilme denken, die jahrelang – jahrzehntelang noch gelaufen sind, die - jede Woche einmal, ... und der gleiche Akzent kommt wie - so wie mein Akzent ist auf Französisch, und sobald ich was sage, dann habe ich das Gefühl, die hören

den Film vom Abend vorher oder - na, wenn ich, was weiß ich, auf'm Markt bin und zwei - Kilo - Kartoffeln bestelle - und - dann höre ich den Akzent vom Abend vorher und alle haben den Film gesehen und dann weiß ich genau, was da im Kopf abläuft, also."

Erleben von kulturellen Unterschieden bzw. Gemeinsamkeiten in der Partnerschaft

Karin geht auch von kulturellen Unterschieden in ihrer Partnerschaft aus und unterscheidet deutlich zwischen deutschen und französischen Gewohnheiten in ihrer Familie. Im Alltagsleben hat sie einige französische Gewohnheiten übernommen (z.B. in Bezug auf Essen), konnte aber auch deutsche Gewohnheiten einbringen, weil ihr Mann diese „*anderen*" Gewohnheiten akzeptiert hat. Interessant ist, dass für sie das Durchsetzen von Gewohnheiten eine Frage von Zwang bzw. Toleranz ist. So betont sie mehrmals, dass dies von ihrem Mann Toleranz erfordert bzw. dass sie ihren „Stil" ihm „*aufgezwängt*" hat. Anderes konnte sie durchsetzen, weil er ihren festen Vorstellungen, z.B. wie man Weihnachten feiern „*muss*", nichts entgegenstellte.

„Ich glaube, da ist mein Mann sehr tolerant mit mir, denn - ich - habe da schon meinen Stil etwas - ihm aufgezwängt, vielleicht, weil er gar keinen hatte, oder so. Ich weiß es nicht *(lacht)*, aber - sagen wir mal, - ja, gut, was heißt mein Stil? Ich habe auch vieles von Frankreich übernommen, (...) der Beweis dafür, dass ich jemanden gern habe, - ist, dass wenn er kommt, dass ich ihm zunächst mal - `n tolles Essen mache... Was ja in Deutschland nicht unbedingt der Fall ist. - Da merke ich dann zum Beispiel, dass es - was ist, was ich aus dem Französischen übernommen habe, aber - alles was, was weiß ich, Dekorationen oder irgendwas Sonstiges, das ist - na ja, ob die Franzosen Kerzen mögen oder nicht, bei mir sind immer tausend Kerzen auf dem Tisch und – solche Sachen."

„Also, ich habe bestimmte Vorstellungen, jetzt was weiß ich wie `n Kindergeburtstag gefeiert werden muss, oder - oder wie - wie Weihnachten - .... gefeiert werden muss und *(kurze Pause)* so, was ich da an ihm toll finde, dass er unheimlich tolerant ist, also er – ich glaub`, der - vielleicht, vielleicht sind Männer insgesamt jetzt nicht so - haben nicht solche festen Vorstellungen von Festen *(kurze Pause)* weiß ich nicht, hab` keine Ahnung. Aber - also da hat er immer gesagt, das kannst du machen, wie du willst, da - irgendwann mal am Anfang hat er gesagt, - was ist denn das für`n komischer Tanz um`m Tisch oder - ... so was, aber ich meine, da ist er völlig offen, ne, dazu war er, ist er schon viel zu viel rumgekommen - auch andere Sitten ... zu, zu kennen, und der findet das eigentlich eher schön, dass - dass ich so was mache irgendwie an Weihnachten."

Dass Karin sich bei für sie sehr wichtigen kulturellen Bindungen an Deutschland von ihrem Partner nicht unterstützt fühlt, zeigt sich im Interview an vielen Stellen. Spannungen gibt es in der Partnerschaft jedoch auch hinsichtlich der Spracherziehung der Kinder. Karin hat das Gefühl, dass ihr Mann ihr Bedürfnis nach einer zweisprachigen Erziehung der Kinder nicht versteht bzw. sogar boykottiert. So respektiert er – im Gegensatz zu ihr – nicht den sprachlichen Kontext und spricht mit den Kindern und mit ihr prinzipiell nur Französisch.

„Also ich habe meine Kinder nie gezwungen zu einer Sprache. - Außer - in einer Situation, wenn einer am – wenn andere Menschen am Tisch waren, also am Beispiel am Tisch saßen oder - Besuch, da war bei uns und - einer, eine Sprache, der eine der beiden Sprachen nicht sprach, dann war`s für mich normal, dass alle die andere Sprache sprechen, da wir ja - fähig waren, die andere Sprache zu spre-

chen. Und das war`n Punkt, wo wir uns - mit meinem Mann zum Beispiel - gestritten haben, weil er - immer gesagt hat, lass` sie doch reden wie sie wollen, oder so. Aber ich habe nur in diesem Moment - verlangt von den Kindern, dass sie dann - die Sprache, die andere Sprache sprechen (...) denn - wenn ich mit meinen Schwiegereltern zusammen war, habe ich auch nicht mit meinen Kindern Deutsch gesprochen, nie. ...Und ich fand das ungerecht, dass es bei mir aber so war."

„Er hat mich nie unterstützt. *(kurze Pause)* Also er hatte keine, - er konnte, er kann ja Deutsch, ja, ist nicht so wie bei anderen, - wo eben der eine einfach nicht so gut kann und sich - da überfordert fühlt oder sonst was. Er kann perfekt Deutsch - bis ins Detail und bis in Feinheiten, - und er hätte mir oft sehr große Freude gemacht, *(kurze Pause)* in dieser deutschen Sprache zu bleiben, zum Beispiel wenn mal meine Mutter da war, - hat aber systematisch dann Französisch gesprochen. Das ist für mich `n Punkt, den ich ihm - wirklich übel nehme, und das weiß er auch."

Dennoch war es für Karin „*klar*", dass sie mit ihren Kindern Deutsch sprechen möchte. Dies ist bei ihrem älteren Sohn auch gelungen. Er ist ihrer Meinung nach zweisprachig und es hat sie auch nicht überrascht, dass er jetzt in Deutschland lebt, da es immer seine „*zweite Heimat*" war.

„Für mich war es am Anfang klar, dass ich mit meinem Kind Deutsch spreche, das war ganz spontan, also ich - habe mit ihm geredet, das war nur auf Deutsch. – Dann war eben sechs Jahre später erst das nächste Kind - und da fing das Problem an, also mein erster Sohn ist total zweisprachig, - also ich kann bei ihm wirklich sagen, dass er zweisprachig ist."

Interviewerin: „Hatten Sie gehofft oder gedacht, dass einer ihrer Kinder mal nach Deutschland geht?"
Karin: „*(kurze Pause)* Der ältere war, da habe ich mir gedacht, dass er mal - also nach Deutschland - Er ist - sehr - sehr interessiert an anderen Ländern und - Deutschland war für ihn immer seine zweite, seine zweite Heimat, und – ich, ich sage mal, mich hat`s nicht überrascht, dass er`s gemacht hat. ... Ich kann jetzt nicht sagen, dass ich mir das gewünscht hab`, also ich - ja, ich find´s gut, - ich find`s irgendwie gut."

Ihr jüngerer Sohn hat dagegen wenig Bezug zur deutschen Sprache, was für sie ein problematisches Thema ist. Immer wieder kommt Karin auf die Ursachen zurück, warum die Zweisprachigkeit bei ihrem jüngeren Sohn nicht erfolgreich war. Die Schuld für seine Abwehr gegenüber der deutschen Sprache sucht sie sowohl bei ihm, den Umständen, ihrer Mutter, jedoch auch bei sich selber, da sie mit ihm Französisch gesprochen hat, weil er es so wollte – und sie deshalb mit ihm nicht in ihrer „*Herzenssprache"* gesprochen hat.

„Beim zweiten völlig anders, - also liegt das jetzt an, an seiner Persönlichkeit, oder würde ich sagen, dass er eben schon - dass wir schon länger - zusammen waren, dass - die Haussprache - nicht mehr - Deutsch war, sondern eben Französisch geworden ist, einfach deshalb weil das Kind aus der Schule heimkam, und - zunächst mal Französisch gesprochen hat, wogegen ich nie was unternommen habe."

„Dem Kleinen habe ich zum Beispiel die Geschichten auf, auf Französisch erzählt. ... Oder auch auf Französisch vorgelesen, und ich habe immer neben mir gestanden und mich selber reden hören - mit ihm, das weiß ich noch ganz genau, wie das für mich war, kann ich auch - genau beschreiben. - Während ich sonst mit allen Leuten spontan Französisch rede, aber bei, wenn `s mein Kind war - kam mir

das absolut - künstlich und absurd vor, dem auf Französisch Geschichten vorzulesen. (...) Bei meinem Kind habe ich immer das Gefühl gehabt, dass ihm nicht die Herzenssprache widerspricht, sondern die Kopfsprache.“

„Mein jüngerer Sohn hat sich, - hat sich, hat, hatte, hat `ne gewisse Aversion gegen Deutsch gehabt, was vielleicht von meiner Mutter kam, die - weil er – mit ihr nur Französisch geredet hat, sich von ihm etwas abgewendet hat und mehr dem Größeren sich zugewendet hat.“

Zusammenfassung

Karin geht von zentralen Unterschieden zwischen Deutschen und Franzosen aus. Diese richten sich vor allem auf die Bereiche Offenheit und soziale Beziehungen, wobei aus ihrer Sicht Franzosen weniger offen sind und weniger „*richtige*“ Freundschaften haben. Auch in ihrer Beziehung betont sie kulturelle Unterschiede, die jeweils „*toleriert*“ oder „*durchgesetzt*“ werden müssen. Ein wichtiger Aspekt ist für sie in diesem Zusammenhang Sprache. So sieht sie die deutsche Spracherziehung ihrer Kinder in einem engen Zusammenhang mit deren möglicher Bindung an Deutschland Das Misslingen der Zweisprachigkeit ihres jüngeren Sohnes empfindet sie als Scheitern bzw. als Verlust der Bindungen an sie und ihre Kultur. Auch hier in Bezug auf die Konstruktion von kulturellen Identitäten in der Familie wird wieder ihre Verknüpfung von Migrations- bzw. Fremdheitserfahrungen mit dem Gefühl, Opfer bringen zu müssen, deutlich.

6.5.3.5 Heimat und Fremde

Eigene Heimatdefinition

Karin nennt spontan Deutschland als ihre Heimat, hält jedoch auf Nachfrage diese räumliche bzw. nationale Definition ihrer Heimat nur bedingt aufrecht. Stattdessen wird deutlich, dass Deutschland für sie eng mit sozialen Bindungen an ihre Familie und insbesondere an ihre Mutter verknüpft ist. Da ihre Mutter nicht mehr lebt, hat Karin in gewisser Weise ihre Heimat ‚verloren’. Sie hat jedoch noch viele Freunde in Deutschland, die für sie eine gewisse heimatliche Bindung ermöglichen. Frankreich ist dagegen für Karin nicht Heimat.

Interviewerin: „Was sehen Sie als Ihre Heimat jetzt an?“
Karin: „*(kurze Pause)* Deutschland. - Also, - ich möchte jetzt nicht Deutschland sagen, sondern vorsichtiger - die Gegend, in der ich geboren bin, wo meine Familie - war. *(kurze Pause)* Und zum Teil noch ist, also ich meine, denn meine Geschwister leben ja alle noch - meine Eltern leben nicht mehr - aber, *(kurze Pause)*, zum Beispiel hat ja, also - früher war, hätte ich vielleicht gesagt R., aber dadurch, dass meine Mutter da nicht mehr lebt, ist es für mich auch nicht mehr - ich gehe da gerne hin und - aber das ist eher *(kurze Pause)* ja, das ist so`n bisschen, `n bisschen schwierig, weil ich, also ich hab` auch schon mit anderen darüber gesprochen, - immer, wenn die Eltern tot sind, ist ein, (...*unverständlich*) im Land. *(kurze Pause)* Wenn man im Ausland lebt. Aber ich hab` zum Glück noch

eine, weil ich dort viele Freunde habe. (...) - Aber man hat irgendwie kein - keine Möglichkeit mehr, einen Anker zu werfen, sozusagen… (...) Also, es ist auf jeden Fall nicht hier."

Geographische Räume als Heimat

Die Stadt R. hat für Karin zwar heimatlich Bezüge – deutlich wird jedoch auch hier, dass Orte an sich für sie keine zentrale Bedeutung haben. So sind die Vorzüge dieser Stadt vor allem die guten Möglichkeiten, soziale Beziehungen aufzubauen. Auf die räumlichen Aspekte der Stadt geht sie dagegen nicht weiter ein.

„Ja, R. war schon - ein Ort, an dem ich mich sehr wohlgefühlt habe. *(kurze Pause)* Wir haben einige Zeit auch äh, auch auf einem alten Schloss sehr romantisch gewohnt - auf dem Land, aber – R. war was wirklich - ein, ein, - also für mich ist das meine Heimat, wenn Sie so was hören wollen. *(lacht)*."

Interviewerin: „Und wie haben Sie sich dann in R. gefühlt?"
Karin: „Sehr gut."
Interviewerin: „Was war da vielleicht besonders wichtig, dafür, dass Sie sich wohlgefühlt haben?"
Karin: „Mhm - wahrscheinlich, dass da so viele junge Leute waren. - Und dass da immer was los war (...) R. ist so über, überschaubar, - ist irgendwie - kleiner, aber trotzdem - keine verschlafene Stadt, sondern - also durch die große Universität - irgendwie hat man das Gefühl, dass da immer irgendwas - Interessantes los ist und - da immer was unternommen werden kann, das ist - dass man immer, kann man viele Leute kennenlernen, man kann auch - ja, viele Leute kennenlernen, kennenlernen, - da in dieser Stadt."

Dass eine Stadt ohne soziale Bindungen für sie keine Bedeutung hat, wird auch in Bezug auf ihren jetzigen Wohnort A. deutlich. So ist für sie die Schönheit einer Stadt sekundär; heimatlich kann eine Stadt nur sein, wenn sie dort gute Freunde hat. Ihr jetziger Wohnort ist somit keine Heimat, da sie zwar bekannt ist, hier aber keine richtigen Freunde hat.

„Für mich `ne Stadt, ja, gut, die ist, ob die hässlich, schön oder nicht schön oder - aber `ne Stadt ohne - ohne - Menschen, die ich gut kenne, ich meine, ich gehe hier in die Stadt, bin bekannt wie`n weißer Hund, also ... - das - jeder kennt mich, ne, - weil, dadurch, dass ich seit 25 Jahren irgendwelche Studenten - mal hatte, aber - ich – jeder sagt ‚Guten Tag', aber das sind noch keine Freunde."

Soziale Beziehungen als Heimat

Die Bedeutung von sozialen Beziehungen für Karins Heimatverständnis ist offensichtlich. So verknüpft Karin die Bewertung von Lebensphasen damit, ob sie „*richtige*" Freunde hatte oder nicht – wobei sie sich bemüht, diese Freundschaften über lange Zeiträume aufrechtzuerhalten. So wäre sie ohne die deutsche Freundin, die ihr in der ersten sehr schweren Zeit in Frankreich half, an Heimweh „*eingegangen*". Außerdem geht sie „*wie `ne Primel*" ein, wenn sie keine sozialen Kontakte hat.

„Ich glaub`, ich wäre eingegangen vor Heimweh, vor - vor Einsamkeit, vor - gut, ich hatte dann auch diese Freundin dann kennengelernt."

„Ich hab` immer neue Leute wieder kennengelernt, also immer - ich hab aus jeder Zeit Freunde, also aus jeder Zeit, die ich *(kurze Pause)* vielleicht nicht so sehr aus der Berliner - doch, da habe ich auch, da habe ich auch Bekannte noch, aber sagen wir mal - aus allen Phasen meines Lebens gibt`s Freunde, die - zumindest einen oder eine - Freundin, mit der ich nach wie vor - ganz - engen Kontakt habe."

„Ich muss unbedingt frische Luft schnappen immer wieder, - sonst gehe ich hier ein wie `ne Primel, also ich - ich muss einfach raus, ich muss – Leute besuchen, ich muss was unternehmen und so."

Auch ihre Bindungen an Deutschland beruhen vor allem auf sozialen Kontakten zu ihren Freunden. So ist es für sie jedes Mal sehr positiv, wenn sie ihre Freunde in Deutschland trifft. Auch würde sie gerne wieder in Deutschland wohnen, weil dort ihre Freunde sind. Der eigentliche Wohnort ist ihr dabei unwichtig – wichtig ist ihr die Nähe zu ihren Freunden.

Interviewerin: „Ähm - wie ist das für Sie, - das Wiedersehen?(...)"
Karin: „Schön - immer *(lacht)* ... Also - dadurch, dass ich sehr gute, sehr guten Kontakt eben habe mit meinen Freunden,... ist es eigentlich immer sehr, sehr angenehm und ich würde immer viel lieber, - ich würde unheimlich gerne noch länger bleiben, also ... aber aus verschiedenen Gründen, entweder weil er nicht länger bleiben will oder weil das Geld nicht reicht oder weil - weil - weil vielleicht welche zu, eben - weil`s zu viel wird irgendwie."

Karin: „Aber - in Deutschland würde ich gerne wieder wohnen (...)."
Interviewerin: „Gibt es dafür `n bestimmten Ort, wo Sie sich vorstellen könnten, wieder - oder wo Sie gerne hin..."
Karin: „Nee, ich glaube, es ist - also in der Nähe meiner Freundinnen. (...) Also – schon eher im süddeutschen Raum, aber es gibt auch – welche im norddeutschen Raum, und - ich weiß nicht, dass es wenigstens etwas näher dran sein."

Familie als Heimat

Ihre Herkunftsfamilie ist für Karin sehr wichtig. So war als Kind und Jugendliche ihre Familie der wichtigste Faktor, um sich wohl zu fühlen. Die Scheidung ihrer Eltern hat diese ‚natürliche Bindung' an die Familie für sie gebrochen. Auch heute noch hat sie eine enge Bindung zu ihren Geschwistern und würde sie gerne häufiger sehen. Ihre Geschwister waren – und sind wohl auch – für sie dabei wie „*ganz gute Freunde*".

Interviewerin: „Wie haben Sie sich damals gefühlt, als Sie dann so die Orte gewechselt haben - jetzt bis Sie nach R. kamen?"
Karin: „Ach, das - das ging eigentlich, dadurch, dass die Familie immer mitgereist ist."

„Ich hab` halt meine Familie, muss ich wirklich sagen, also - meine Geschwister waren für mich irgendwie - ganz gute Freunde."

Ihre eigene Familie ist ihr zwar auch wichtig, es entsteht jedoch nicht der Eindruck, als könne sie ihr wirklich Heimat bieten. So haben ihr zwar ihre Kinder auch bei der (Schein-) Integration geholfen; ihre Sehnsucht nach ihren Geschwistern und ihren Freunden in Deutschland bleibt jedoch unverändert bestehen.

Sprache als Heimat

Die Bedeutung, die die deutsche Sprache für Karin hat, wurde schon an einigen Stellen im Interview dargestellt. So half ihr ihre Freundin in ihrer ersten Zeit in Frankreich auch deshalb, weil sie mit ihr Deutsch reden konnte. Auch die Möglichkeit, jetzt in ihrem Beruf Deutsch reden zu können, bedeutet Karin viel. Die deutsche Sprache ist für sie die „*Sprache des Herzens*" – also die Sprache, in der sie fühlt und Emotionen erlebt. Diese Sprache wollte sie auch ihren Kindern vermitteln. Heute ist sie froh, dass zumindest ihr älterer Sohn, den Bezug zur deutschen Sprache gefunden hat. Gleichzeitig ist sie aber traurig, dass sie mit ihm kaum Deutsch reden kann. Wichtig wäre ihr, dass ihr Sohn sie auch „*auf Deutsch*" „*irgendwie kennt*" und damit ihre ‚andere' Identität kennenlernt.

„Seitdem bin ich an der Universität tätig und - kann nur sagen, Gott sei Dank. ... Weil ich über die - weil ich dort wirklich Deutsch unterrichte, weil ich mit der deutschen Sprache ständig in Kontakt bin (...) also den Kontakt einfach behalte."

„Ich würde sagen, das ist - ich sag` nicht mal Muttersprache, sondern die Sprache des Herzens für mich. Und die andere ist die Sprache des - für den Kopf."

Interviewerin: „Was bedeutet das für Sie, dass Ihr Sohn jetzt in Deutschland lebt?"
Karin: „Ich find`s eigentlich ganz - ganz lustig so, dass er das macht und - auch ganz schön, weil - weil - es - leider Gottes sprechen wir noch sehr wenig Deutsch miteinander - also er spricht perfekt Deutsch, aber - dadurch, dass meine Schwiegertochter, die nur Französisch redet, die spricht zwar auch ganz gut Deutsch, aber irgendwie ist es – eben noch `ne dritte Sprache für sie, und das sehe ich auch ein - darunter leide ich `n bisschen, muss ich sagen. Also, ich würde jetzt gerne nach Deutschland gehen zu ihm und mit ihm Deutsch reden, endlich mal - dass er mich auch auf Deutsch irgendwie kennt, ne."

Umgang mit Heimweh und Fernweh

Karin würde gerne wieder in Deutschland leben. Sie hat Heimweh nach ihren Freunden und Geschwistern und möchte an deren Leben teilnehmen. Dieses Heimweh nach ihren Freunden und Geschwistern war besonders intensiv in ihrer ersten Zeit in Frankreich, existiert aber auch heute noch. Der Gedanke, zu alt zu sein, um Besuche in Deutschland machen zu können, ist ihr „*unerträglich*". Besonders stark ist ihr Heimweh an Weihnachten, Familienfesten oder Geburtstagen aber auch, wenn sie das Gefühl hat, für eine wichtige Person (ihre Mutter) nicht da sein zu können.

Interviewerin: „Vermissen Sie manchmal was?"
Karin: „*(lacht)* Sehr oft."
Interviewerin: „Was denn?"
Karin: „Das habe ich Ihnen ja schon gesagt, dass ich meine, - meine Freunde vermisse ich - ich habe das Gefühl, dass ich die Leute, die mir rar sind, also auch meine Geschwister, dass ich die einfach

nicht oft genug sehe, dass ich - meine Neffen und Nichten nicht - ihr Werde, ihr Werden nicht verfolgen kann, dass ich immer nur Stipvisiten mache."

„Irgendwie stelle ich mir manchmal vor, wenn ich mal so alt bin, dass ich nicht mehr hin kann, - das ist unerträglich, der Gedanke."

„Früher war`s an Weihnachten besonders stark *(lacht)*, aber ich meine, da muss man natürlich auch drüber wegkommen. (...) und wenn zum Beispiel meine Geschwister sich treffen, ja, - und ich nicht dabei bin zum Beispiel, dann - könnte ich das alles verfluchen irgendwie. Dann sage ich mir, warum bin ich da jetzt nicht dabei. - Oder wenn ich, wenn ich aus irgendeinem Grund zu einem wichtigen - Fest oder ob das jetzt da, was weiß ich, da - der sechzigste Geburtstag meiner Freundin ist oder - so was, und ich kann einfach nicht hin, weil es zu weit ist und weil es auch viel Geld kostet und weil es – so was zum Beispiel, ne. (*kleine Pause*) Das sind also ganz harmlose Dinge, das ist jetzt nicht *(kurze Pause)* gut, als meine Mutter zum Beispiel - jetzt ist sie ja gestorben, aber wo sie so schwer krank war, war`s für mich furchtbar, weil ich - nicht öfter hingehen zu können....."

Einen wirklichen Ausgleich findet Karin auch heute noch nicht für ihr Heimweh. Zwar bemüht sie sich um „*Ersatzhandlungen*", diese helfen ihr insgesamt jedoch wenig. Wie sehr sie von diesem Thema emotional berührt ist, zeigt auch ihre Sprechweise in dieser Passage: Sie macht viele längere Pausen und sucht immer wieder nach den richtigen Worten, um ihre Gefühle zu beschreiben.

Interviewerin: „Was machen Sie dann, wenn - so`n Gefühl ist?"
Karin: „*(lacht)* Kuchen essen, nee, das wär zu übertrieben, aber - ... das ist jetzt ja wirklich ... *(kurze Pause)* Ersatzhandlung und so - Spazierengehen in der Natur oder - oder - wenn ich Glück habe, kommt grade jemand zu Besuch, oder so was. *(kurze Pause)* Oder ich fresse es in mich rein."

Neben ihrem Heimweh hat Karin jedoch auch ein starkes Fernweh. Sie möchte gerne mehr reisen und ‚fremde' Länder kennenlernen. Auffallend ist, dass sie auch ihre Chancen, ihr Fernweh zu stillen, pessimistisch sieht. Die Hauptursache sieht sie wiederum in ihrer Partnerschaft.

Interviewerin: „Führen Sie denn jetzt insgesamt so ein Leben, wie sie es sich wünschen?"
Karin: „Nee."
Interviewerin: „Was würden Sie gerne ändern?"
Karin: „Ja, mehr reisen *(kurze Pause)* mehr - Kontakte haben, - also - vor allen Dingen, also – tiefere Kontakte, sagen wir mal, na, so wie ich sie früher in Deutschland hatte (*(kurze Pause)*) nja, ich hab` Kontakt, also - wie gesagt - ich unterscheide da zwischen - oberflächlicheren oder - ich - keine schlechten Kontakte sind das, aber einfach nicht - Kontakte, wie sie – früher waren."

„Ich hab` zum Beispiel, ich bin noch nie mit dem Flugzeug gefahren, - ich muss das unbedingt einmal erleben, also ... das ist zwar Fetisch irgendwie, aber - vor allem möchte ich mal eben `n bisschen weiter weg, `n bisschen weiter weg und - aber für ihn ist es `n Problem. Also mit ihm kann ich das nicht machen. "

„Also, ich hab` noch viel zu, viel zu erleben, ich weiß nicht ob`s, ob`s mir mal gelingen wird, das noch zu erleben."

Zusammenfassung

Für Karin sind ihre deutschen Freunde und ihre Herkunftsfamilie wichtig, um sich wohl zu fühlen. Sie bieten ihr einen festen Rahmen, Anerkennung, Vertrautheit und Geborgenheit. Zwar hält sie diese Kontakte auch über die Distanz aufrecht; um „Heimat" zu empfinden, benötigt Karin aber den direkten Kontakt mit ihnen. In Frankreich hat sie dagegen keine Freunde gefunden, die ihr Heimatgefühle vermitteln können, wohl auch, weil sie ‚richtige' Freundschaft per se mit ‚deutschen' Freundschaften gleichsetzt. Eine mit sozialen Beziehungen eng verknüpfte Heimatdimension ist Sprache. Auch heute noch ist Deutsch ihre „*Herzenssprache*", Französisch dagegen für sie eine „*Kopfsprache*". Karin leidet stark unter Heimweh und wünscht sich eine Rückkehr in die Nähe ihrer deutschen Freunde und Familie. Geographische Räume haben dagegen für Karin eine geringe Bedeutung.

6.5.3.6 Fazit

Karin fühlt sich als Deutsche in Frankreich und in ihrer Beziehung zwischen allen Stühlen sitzend. Sie ist in einer Situation gefangen, aus der sie keinen Ausweg findet, ohne weitere Verluste in Kauf nehmen zu müssen. Sie empfindet starkes Heimweh, vor allem nach ihren Freunden und ihrer Herkunftsfamilie. Die Bewertung ihrer Lebenssituation hängt dabei stark von der Empfindung ab, ob sie an einem Ort und in einer Situation ‚richtige' Freunde um sich hat oder nicht. Da ihre ‚richtigen' Freunde heute immer noch in Deutschland leben, fühlt sie sich in Frankreich zwar nicht mehr ‚fremd', aber auch nicht richtig integriert.

Die Bedeutung von Freundschaften betont Karin im Interview immer wieder. So fühlt sie sich eng an ihre Freunde gebunden und empfindet räumliche Trennungen als Verlust, die allerdings durch eine intakte Familiensituation – wie sie in ihrer Kindheit existierten – ausgeglichen werden können. Mit der Scheidung ihrer Eltern wird jedoch das Vertrauen in die Kontinuität und Dauerhaftigkeit von sozialen Bindungen erschüttert. Diese Erfahrung setzt sie mit dem Ende ihrer Kindheit gleich. Gleichzeitig bindet sie der Verlust des Vaters umso enger an ihre Mutter. Sie wirkt als junge Erwachsene verunsichert und scheint sich ihrer Mutter bzw. ihrer Familie verpflichtet zu fühlen. Eine Ablösung von der Familie fehlt ihr schwer, dies beeinflusst auch ihre Möglichkeiten, sich Neuem öffnen und vertraute Wege verlassen zu können.

Eingebettet in ihre Welt entwickelt Karin in ihrer Kindheit und Jugend ein relativ starkes Interesse für die ‚Fremde'. Sie interessiert sich für Menschen aus anderen Ländern, die Sprache Französisch und wünscht sich, in andere Länder reisen zu können. Ihr Interesse für die Fremde richtet sich jedoch auf von ihr kontrollierbare und begrenzbare Erfahrungen. So

möchte sie zwar offen für Neues sein, kann sich jedoch nicht vorstellen, sich für längere Zeit in die Fremde zu begeben. Das Interesse ihres späteren Mannes an ihrer Person ist somit für sie zu Beginn reizvoll, vor allem da ihr „*Privatleben*“ (d.h. ihr Leben in ihrer Umgebung und mit ihren Freunden) zunächst nicht von der Beziehung betroffen ist.

Mit der Ehe und der Migration ist sie jedoch „*gezwungen*“, Fremde in ihr Privatleben eindringen zu lassen und auf Dauer erleben zu müssen. Sie entscheidet sich dennoch für diesen Weg, hat jedoch gleichzeitig das Gefühl durch die Migration ihr Leben und ihre Ziele aufgeben zu müssen. Sie verknüpft die Entscheidung, mit ihrem Partner in Frankreich zu leben, von Anfang an mit dem Gedanken, Opfer bringen zu müssen – und wird in dieser Einschätzung wohl auch von ihrer Mutter unterstützt. Entsprechend hat sie in der ersten Zeit in Frankreich das Gefühl, nicht mehr richtig zu „*existieren*“, also keine Identität zu haben. Erst Kontakte mit Deutschen und insbesondere mit einer deutschen Freundin, mit der sie sich austauschen kann, lassen aus ihrer Sicht ihre Situation erträglicher werden. Auch ihre spätere Berufstätigkeit als Deutschlektorin und die Geburt ihrer Kinder empfindet sie als Hilfe. Richtig integriert fühlt sie sich jedoch auch heute in Frankreich noch nicht.

Auch ihre Partnerschaft empfindet Karin als konflikthaft. Sie hat den Eindruck, dass sie ihre Bedürfnisse und Ziele nicht verwirklichen kann und dass ihr Mann zwar tolerant gegenüber ‚ihren‘ Gewohnheiten im Alltag ist, ihr jedoch nicht die Möglichkeit lässt, ihre (kulturelle) Identität zu leben. Insbesondere vermisst sie längere Aufenthalte in Deutschland, die Möglichkeit, in der Familie deutsch zu sprechen, aber auch die Möglichkeit zu reisen. Deutlich wird zudem, dass sie auch in ihrer Partnerschaft stark zwischen Eigenem und Fremdem unterscheidet und die Übernahme von deutschen oder französischen Gewohnheiten mit Begriffen wie „*Toleranz*“ oder „*Zwang*“ bzw. mit dem Gedanken, Opfer bringen zu müssen, verknüpft. Besonders deutlich wird dies im Zusammenhang mit Reisen nach Deutschland und der deutschen Spracherziehung der Kinder, in denen sie das Gefühl hat, ihre (deutschen) Interessen gegen die (französischen) Interessen ihres Partners durchsetzen zu müssen.

Die Möglichkeit, Heimat zu leben, ist für Karin auch heute noch eng an Deutschland geknüpft, da dort ihre Familie und ihre Freunde leben. Von zentraler Bedeutung ist für sie auch die deutsche Sprache, die sie als ihre Herzenssprache bezeichnet. Umso schmerzhafter ist es für sie, dass sie diese Sprache mit ihren Kindern nur eingeschränkt oder gar nicht sprechen kann. Auch Deutschland ist für sie jedoch in gewisser Weise fremd geworden und – insbesondere nach dem Tod ihrer Mutter – immer weniger Heimat. Dieser Verlust von Heimat lässt sie ihre Situation in gewisser Weise aussichtslos erscheinen.

Die starke Emotionalität, die Karin bezüglich dieser Themen empfindet, zeigt sich auch deutlich im Interview. Immer wieder macht Karin längere Pausen, stockt beim Reden und sucht nach den richtigen Worten, um ihre Empfindungen richtig auszudrücken. Hierbei versucht sie immer wieder, ihrem Partner gerecht zu werden, die Enttäuschung über sein Verhalten und ihre (verzweifelten) Bemühungen, sein Verhalten zu erklären, werden jedoch deutlich. Insgesamt entsteht der Eindruck, als hätte sie ihrem Leben in Frankreich von Anfang an keine richtige Chance gegeben, entsprechend kann sie sich auch kaum auf die ‚fremden' Lebensumstände einlassen. Wie weit ihr Partner ihre Wahrnehmung der Situation negativ beeinflusst hat bzw. ob sie selber aktiv nach Lösungsmöglichkeiten gesucht hat, ist nicht eindeutig festzustellen.

6.5.4 Katharina: *"Ich glaube nicht, dass ich mich hier jemals wirklich heimisch fühle."*

Ähnlich ergeht es auch Katharina. Ein wichtiges Thema in ihrem Interview ist ebenfalls ihre Beziehung zu ihren Eltern. Diese nehmen auch heute noch in ihrem Leben eine zentrale Stellung ein, nur bei ihnen fühlt sie sich richtig sicher und geborgen. Zwar wünscht sich Katharina eine gewisse Unabhängigkeit und ein ‚*eigenes*' Leben, eine richtige Ablösung von ihren Eltern findet jedoch nicht statt. Entsprechend hat sie starkes Heimweh. Ihre Entscheidung, in Frankreich zu leben, wirkt wie eine Notlösung (weil sie mit ihrem Partner leben möchte und das nur so geht), sich mit dieser Entscheidung identifizieren, kann sie jedoch nicht.

Ihre Kindheit und Jugend beschreibt Katharina als harmonisch und von hoher Kontinuität geprägt. Die Familie vermittelt ihr Sicherheit und Geborgenheit, insbesondere zu ihrer Mutter hat sie eine sehr intensive Beziehung. Die Vertrautheit ihrer Familie und der enge Zusammenhalt helfen ihr auch über die schwierige Zeit hinweg, in der sie sich nach einem Klassenwechsel als Außenseiterin ohne enge soziale Kontakte fühlte. Zwar entwickelt sie während ihrer Kindheit und Jugend ein gewisses Interesse am Ausland und an Sprachen, auf Dauer in der Fremde zu leben, kann sie sich jedoch nicht vorstellen.

Auch nach dem Abitur kann sich Katharina nicht von ihren Eltern lösen und akzeptiert, dass diese wichtige Zukunftsentscheidungen für sie treffen. So verspürt sie zwar den Wunsch, sich mit der Wahl des Studienfaches und Studienortes Zeit zu lassen, um ihren eignen Weg zu finden, nimmt aber die Vorstellung ihrer Eltern an, sofort mit dem Studium zu beginnen. Katharina fühlt sich mit dieser Entscheidung nicht wohl, lässt die Fremdbestimmung jedoch zu, da sie sich nicht in der Lage sieht, ihre eigene Position zu vertreten. Obwohl sie sich weder im gewählten Studienfach noch am Studienort wohl fühlt, geht sie den eingeschlagenen Weg

weiter, da sie wenig Alternativen sieht. Sie hat das Gefühl, die Situation aushalten zu müssen, und ist stolz, dass es ihr gelingt, trotz Einsamkeit und Heimweh die „*Zähne zusammen zu beißen*." Die hierdurch gewonnene Unabhängigkeit und Eigenständigkeit empfindet sie jedoch eher als Belastung, denn als positive Bestätigung. Positiv bewertet sie dagegen ihre Erfahrungen bei einem Studienaufenthalt in Frankreich: Der geringere Leistungsdruck als Auslandsstudentin und schnelle Kontakte zu anderen Studierenden vermitteln ihr ein Gefühl von Leichtigkeit und Freiheit.

Zurück in Deutschland beendet sie ihr Studium in der Nähe ihrer Heimatstadt. Ihre positiven Erfahrungen in dieser Zeit verbindet sie mit einer engen Freundin vor Ort und der Nähe zu ihrer Familie, die sie jetzt, im Gegensatz zu vorher, häufiger besuchen kann. Das Gefühl, sich nicht wirklich mit dem Studienfach und dem späteren Lehrerberuf identifizieren zu können, bleibt jedoch.

Entsprechen froh ist sie, dass sich für sie nach dem Studium die Möglichkeit ergibt, für ein Jahr eine Lektorentätigkeit an einer Universität in Frankreich zu übernehmen. Zwar entwickelt sie auch hier wenig Eigeninitiative, dieses erste Jahr in Frankreich ist für sie dennoch befreiend und sorglos, da sie es als „*Abenteuer auf Zeit*" ansieht. Es ermöglicht ihr, ihrem scheinbar vorbestimmten Weg eine Zeitlang zu entgehen und – ohne Risiko – Freiheit zu genießen. Auch die in dieser Zeit beginnende Partnerschaft mit Alexandre kann sie zunächst relativ unbeschwert erleben. Sie entscheidet sich deshalb nach diesem ersten Jahr freiwillig für eine Verlängerung ihres Lektorenvertrages um ein Jahr.

Mit dem Ende ihrer Lektorentätigkeit verändert sich jedoch ihre Einschätzung ihrer Lebenssituation. Sie ist sich unsicher, ob sie wegen ihrer Partnerschaft in Frankreich bleiben soll und macht ihre Entscheidung unter anderem davon abhängig, wie viel Halt und Geborgenheit ihr Partner ihr vermitteln kann. Sie fühlt sich einsam und orientierungslos, da ihr die berufliche Sicherheit genommen wurde und sie wieder das Gefühl hat, eine Notlösung wählen zu müssen. Außerdem empfindet sie starkes Heimweh nach ihren Eltern, da ihr Partner ihr nicht die Sicherheit einer Familie geben kann, nach der sie sich sehnt.

Katharina entscheidet sich zwar für ein Bleiben in Frankreich und beginnt eine Zusatzausbildung als Handelsassistentin, als eigene Entscheidung empfindet sie diese Schritte jedoch nicht – sie sind für sie Notwendigkeit bzw. das Opfer, das sie für ihre Partnerschaft erbringen muss. Ihre Ausbildung und ihre anschließende berufliche Tätigkeit erleichtern ihr das Leben in Frankreich, da sie ihr soziale Kontakte ermöglichen, sie empfindet sich jedoch weiterhin als

fremd und nicht richtig integriert. Die Verwendung der fremden Sprache und ihr Gefühl, in Frankreich nur Gast zu sein, bewirken, dass sie sich nicht gleichwertig und – trotz der Akzeptanz durch ihre Umwelt – nur geduldet fühlt.

Auffallend ist, dass Katharina in diesem Zusammenhang immer wieder auf prinzipielle Unterschiede zwischen Deutschen und Franzosen eingeht. Zwar empfindet sie die Lebensart „*der Franzosen*“ in manchen Momenten als angenehm, da dies auch ihr den Druck nach Perfektion nimmt, sie setzt sie jedoch auch mit Oberflächlichkeit und einem „*mangelnden Tiefgang*“ bei Beziehungen gleich. Entsprechend glaubt sie nicht, mit Franzosen richtige Freundschaften aufbauen zu können, und hofft auf intensivere Beziehungen zu anderen Deutschen. Deutschland ist dagegen ihre Kultur, ihre Sprache und ihre Nation, in der sie eine selbstverständliche kulturelle und nationale Identität hat.

Ihre Partnerschaft kann diese Defizite und ihre Heimwehgefühle nicht ausgleichen. So vermittelt ihr ihre Partnerschaft nicht die familiäre Sicherheit und Geborgenheit, die sie bei ihren Eltern empfindet. Da ihr Partner sich wenig Gedanken um die Zukunft macht und sein Leben beinahe kindlich-naiv angeht, fühlt sie sich zu stark auf sich selbst gestellt. Sie hat zwar den Eindruck, dass sich ihr Partner bemüht, sich einzufühlen, sieht die Lösung ihrer Schwierigkeiten aber als ihr eigenes Problem an. Auffallend ist auch hier, dass sie den Eindruck hat, keine andere Wahl zu haben, als sich mit seinem ausschließlich auf Frankreich ausgerichtetem Leben abzufinden und ihre Gewohnheiten und Vorstellungen zurückstellen zu müssen. Zwar betont sie, dass es „*ungerecht*“ ist, das sie alleine die Integrationsleistungen erbringen muss, gleichzeitig nimmt sie ihn jedoch in Schutz, dass er ihr hier sowieso wenig helfen kann. Als Lösung bemüht sie sich, dem französischen Alltag gerecht zu werden – und sehnt sich nach Besuchen bei ihren Eltern, um dort die vertrauten Gewohnheiten ihrer Kindheit und Jugend leben zu können. Insbesondere an Weihnachten ist ihr dies wichtig – hier gehen beide Partner zurzeit noch getrennte Wege, weil jeder seine Gewohnheiten leben möchte. Für ihre Kinder wünscht sie sich jedoch, dass diese sich in beiden Ländern wohl und zu Hause fühlen und sich nicht wie sie „*fremd*“ fühlen, wenn sie im anderen Land sind.

Deutlich wird, dass sich Katharina innerlich noch nicht auf ein Leben in Frankreich eingestellt hat und sich zerrissen fühlt, zwischen ihrem Bedürfnis mit ihrem Partner zu leben und ihrer Sehnsucht nach der geborgenen und sicheren Welt ihrer Kindheit. Diesem Konflikt bemüht sie sich aus dem Wege zu gehen, in dem sie sich durch Besuche bei ihren Eltern „*Nischen*“ schafft bzw. davon träumt, ihre Eltern stärker in ihr Leben in Frankreich zu integrieren. Zwar hat sie in beruflicher Hinsicht aktive Schritte unternommen, um sich besser zu integrieren; in

emotionaler Hinsicht empfindet sie sich dagegen in einer Situation gefangen, aus der sie keinen Ausweg findet. Dennoch hat sie den Eindruck, durch ihre Partnerschaft und ihren Beruf doch ihren Platz gefunden zu haben. Sie hofft, dass sich dies durch die anstehende Geburt ihres ersten Kindes noch intensivieren wird.

Heimat ist für Katharina stark mit Gefühlen wie Vertrautheit, Geborgenheit, Sicherheit und Zuflucht verbunden. Diese Gefühle erfährt sie vor allem in ihrer Familie, in der Wohnung ihrer Eltern und an ihrem ehemaligen Wohnort. Ihre Heimatempfindungen sind an engste soziale Beziehungen (auch die Familie ihres Partners ist „nur“ ein Familienersatz), aber auch an vertraute Orte und Gewohnheiten gebunden. Ein hohes Identitätspotenzial bietet für sie auch die Region in Norddeutschland, in der sie aufgewachsen ist. Ihr Heimatbild ist somit auffallend starr, mit einer hohen Fixierung auf Vertrautes und Gewohntes ihrer Kindheit. Enge soziale Kontakte besitzt sie wenig, die Möglichkeit sich intensiv mit einer guten Freundin auszutauschen, hat für sie jedoch eine hohe Bedeutung. Diese Beziehung erwartet sie vor Ort – eine räumliche Distanz zu vertrauten Personen empfindet sie als Verlust. Deutschland ist für sie insofern Heimat, als dass hier ihre eigene Sprache gesprochen wird und aufgrund der vertrauten Gewohnheiten das Leben für sie selbstverständlicher ist. Ein Gefühl von ‚Heimat‘ ist für sie in Frankreich nicht vorstellbar.

Katharina spricht im Interview offen über ihre Erfahrungen und Empfindungen. Sie zeigt während des Interviews eine hohe Emotionalität, sucht hin und wieder nach den richtigen Worten und macht Pausen, wenn ihr ein Thema sehr nahe geht. Deutlich wird, dass sie das Gespräch mit mir, einer Deutschen in ihrem Alter, nutzt, um sich richtig aussprechen zu können. Auffallend ist zudem, dass Katharina immer wieder versucht, eigene und Verhaltensweisen ihrer Eltern und ihres Partners zu erklären. Hierbei gibt sie sich oft selber die Schuld für Spannungen und Probleme.

Mit Karin verbindet sie sowohl das starke Heimweh nach vertrauten Personen und eigenen Gewohnheiten, als auch die Einschätzung, sich mit ihrem auf Notlösungen basierenden Leben abfinden zu müssen, um mit dem Partner zu leben. Beide fühlen sich fremdbestimmt, bemühen sich aber die Position des Partners bzw. der Eltern immer wieder zu entschuldigen. Beide haben in Frankreich in gewisser Weise ihren Platz gefunden, empfinden sich aber weiterhin als Fremde und nicht wirklich integriert. Karin lebt allerdings schon deutlich länger in Frankreich und hat damit schon stärker den Kontakt nach Deutschland verloren, was das Gefühl verstärkt, zwischen den Stühlen zu sitzen. Katharina steht dagegen noch relativ am Anfang

ihrer Partnerschaft – aus heutiger Sicht deutet sich aber an, dass sich ihre Geschichte ähnlich wie die von Karin entwickeln könnte.

6.5.5 Das Typische der Fälle

Beide Frauen beschreiben ihre Kindheit als harmonisch und in feste Familienstrukturen eingebunden. Die Familie vermittelt Sicherheit und Geborgenheit und das Versprechen, hier immer Halt zu finden. Räumliche Veränderungen finden entweder nicht statt oder besitzen aufgrund der engen Familienbindungen keine größere Bedeutung für die Befragten. Gleichzeitig wird jedoch deutlich, dass die Beziehung zu den Eltern bzw. zur Mutter auch in der Jugendzeit/als junge Erwachsene eine zentrale Rolle spielt und wohl keine wirkliche Ablösung von zu Hause stattfindet. Bei beiden Frauen entsteht zudem der Eindruck, als wären die Entscheidungen über den eigenen Weg stark von den Wünschen und Bedürfnissen der Eltern/der Mutter beeinflusst. Sie erscheinen beide in dieser Phase als relativ unsicher über die eigenen Möglichkeiten und Fähigkeiten.

Beide Frauen sind bereits in ihrer Kindheit an ‚der Fremde' interessiert, die eine stärker, die andere etwas weniger. Begegnungen mit Fremdheit finden jedoch überwiegend im vertrauten Rahmen der Familie statt, beide Frauen zeigen keine oder nur geringe Eigeninitiativen, Neues oder Anderes zu entdecken. Beide betonen zwar ihre Offenheit für Fremde, sie stellen sich die Begegnungen jedoch nicht auf Dauer angelegt vor und zeigen Ängste, sich aus ihrem gewohnten Umfeld zu entfernen. Erlebte räumliche Trennungen von der Familie werden zum einen mit der Möglichkeit verknüpft, Neues zu erleben, sie sind jedoch auch mit Unsicherheit und der Angst zu versagen verknüpft. Auch heute betonen beide Frauen die Unterschiedlichkeit der Gewohnheiten in Frankreich und Deutschland und gehen auch – zumindest in Bezug auf das Thema soziale Kontakte und Freundschaften – von der Andersartigkeit der Mentalitäten in Deutschland und Frankreich aus. Frankreich ist für sie zwar ein vertrauter Wohnort, emotional jedoch Fremde geblieben.

Heimat ist für beide Frauen stark mit Gefühlen wie Vertrautheit, Geborgenheit, Sicherheit und Zuflucht verbunden. Verknüpft werden diese Erfahrungen vor allem mit der Familie beziehungsweise mit kindlichen Erfahrungen von Familie. Auffallend ist zudem die hohe Bedeutung von Freundschaften. Erfahrungen des ‚sich Wohlfühlens' bzw. des ‚sich Schlechtfühlens' werden immer wieder mit der Nähe zu Freunden verbunden. Diese Freundschaften müssen real vor Ort erlebbar und fühlbar sein, Freundschaften auf Distanz werden zwar weiter gepflegt, werden jedoch mit Heimweh und Verlust verknüpft und können Heimat nicht im

Alltag entstehen lassen. Hiermit eng verknüpft ist die Empfindung von Heimat durch Sprache. Die eigene Sprache mit Freunden sprechen zu können, ist von großer emotionaler Bedeutung und ist mit dem Gefühl verbunden, die eigene Identität leben zu können. Deutschland ist insofern in das Heimatbild integriert, da dort die Familie bzw. die „*richtigen*“ Freunde leben und die „*eigene*“ Sprache gesprochen wird. An Deutschland geknüpft sind auch das Erleben von vertrauten Gewohnheiten, was Sicherheit und Geborgenheit vermittelt. Durch das Leben in der Fremde drohen diese engen Bindungen an Familie und Freunde an Intensität zu verlieren; dies wirkt beängstigend, da hierdurch auch ein Verlust von Heimat drohen kann. Auffallend ist zudem die Starrheit des Heimatbildes mit einer hohen Fixierung auf die Phase vor der Migration. Heimat scheint für beide Frauen in Frankreich nicht erfahrbar zu sein, zum einen aufgrund der negativen Migrationserfahrungen, zum anderen wohl aber auch, weil die auf die Kindheit und Jugend ausgerichteten Heimaterfahrungen keine Öffnung für Neues ermöglichen. Geographische Räume haben dagegen für beide keine größere Bedeutung.

Beide Frauen wirken bereits vor der Migration relativ unsicher. Der Gedanke an eine dauerhafte Migration in ein ‚fremdes‘ Land verunsichert sie, vor allem, weil sie nicht sicher sind, ob und wie sie die Trennung von ihrer Familie, ihren Freunden und den ihnen vertrauten Gewohnheiten bewältigen können. Obwohl sie sich dennoch für die Migration entscheiden, empfinden sie die Entscheidung selber nicht als freiwillig. Sie fühlen sich unter Druck, da sie das Gefühl haben zwischen ‚ihrem‘ Leben und dem Leben mit dem Partner entscheiden zu müssen. Zwar empfindet Katharina ihre ersten beiden Jahre in Frankreich als sehr positiv, vor allem, da sie hier noch das Gefühl hatte, in gewisser Weise nur zu Besuch zu sein und jederzeit nach Deutschland zurückkehren zu können. Für sie beginnt die eigentliche Migration – und die damit verbundenen Ängste und Unsicherheiten – erst mit der Entscheidung für ein Leben mit ihrem Partner in Frankreich. Diese erste Zeit der Migration wird dann von beiden mit sehr ähnlichen Empfindungen verknüpft. Sie fühlen sich sehr einsam, haben das Gefühl, im ‚neuen’ Land keine ‚richtigen’ Freunde finden zu können und empfinden starkes Heimweh nach ihrer Familie und ihren Freunden ‚zu Hause’. Auch von ihrem Partner fühlen sie sich nicht richtig verstanden und unterstützt und wirken stark verunsichert in ihrer Identität. Auch heute, einige oder sogar viele Jahre nach der Migration, haben sie das Gefühl, zwischen zwei Stühlen zu sitzen. Auch wenn sie ‚formal’ in Frankreich integriert sind (z.B. über ihren Beruf, den Alltag in Frankreich etc.), fühlen sie sich emotional immer noch nicht angekommen bzw. haben den Eindruck, dass sie emotional nicht in Frankreich ankommen können. Beide haben dabei nach wie vor das Gefühl, nicht ‚ihr’ Leben zu leben, sondern sich dem Leben mit dem ‚fremden’ Partner zu opfern. Auch kulturell verorten sie sich nach wie vor als ‚Deutsche in

der Fremde'. Zwar haben sie im Alltag viele französische Gewohnheiten übernommen, sie nehmen sie jedoch überwiegend nicht als die ‚eigenen' Gewohnheiten wahr, sondern als ‚fremde' Gewohnheiten. Beide haben dabei das Gefühl, diese Situation ‚aushalten' zu müssen, da sie sich für diese Partnerschaft und das Leben in der Fremde entschieden haben.

Die Bewertung der Partnerschaft ist bei beiden Frauen stark mit ihren Empfindungen in Bezug auf die Migration verknüpft. So hätten sich beide von ihrem Partner eine stärkere Unterstützung und Einfühlsamkeit gewünscht, die sie jedoch aus ihrer Sicht nicht ausreichend erhalten. Auch verbinden beide die Wahrnehmung des Partners mit dem Gefühl, für diesen Partner wichtige Aspekte ihres Lebens oder sogar ‚ihr' Leben aufgegeben zu haben. Unklar ist deshalb, wie weit es für den Partner möglich ist, diese Ansprüche an die Partnerschaft zu realisieren. Auffallend ist aber auch, dass in den jeweiligen Partnerinterviews deutlich wird, das diese selber relativ verunsichert in ihrer (kulturellen) Identität wirken bzw. ihre Identität wohl erst sehr spät gefunden haben. Es ist somit auch nicht auszuschließen, dass es für die Partner relativ schwierig ist, auf die Bedürfnisse ihrer verunsicherten Partnerinnen einzugehen. Deutlich wird in jedem Fall, dass die beiden Frauen trotz dieser Schwierigkeiten an der Partnerschaft festhalten – und auch Begründungen liefern können, warum sie sich für diese Partnerschaft entschieden haben. Dennoch, oder gerade deshalb, fühlen sie sich auch in der Partnerschaft zwischen den Stühlen sitzend. Auch empfinden sie die Partnerschaft nach wie vor als ‚bikulturell' und unterscheiden zwischen ‚ihren' und ‚seinen' Gewohnheiten.

6.6 Ines: „*Ich bin eigentlich ein ziemlich bodenständiger Mensch*."

6.6.1 Interviewsituation

André und Ines waren mir über ein anderes befragtes Paare als interessante Ansprechpartner genannt worden. Als ich das Ehepaar anrief, waren beide sofort zum Interview bereit. Ines schien zwar etwas belustigt, dass man heute noch Studien über deutsch-französische Ehen machen würde, war aber dennoch sehr an einem Gespräch interessiert. Das Interview fand aufgrund eines längeren Urlaubes jedoch erst einige Wochen nach der ersten Kontaktaufnahme statt. Ich traf das Ehepaar somit erst in der Vorweihnachtszeit. Ines hatte gerade die ersten Plätzchen gebacken und bot sie mir während des Interviews an. Das Interview fand im Wohn- und Esszimmer statt. André kam während des Interviews nach Hause, begrüßte mich kurz, verließ dann aber wieder das Zimmer. Erst bei der Verabschiedung stieß er wieder zu uns und wir unterhielten uns noch kurz zu dritt. Während dieses kurzen Gespräches hatte ich aufgrund der Körpersprache und der Gestik der beiden den Eindruck, dass sich Andre und Ines sich nahe stehen – trotz mancher kritischer Töne in ihrem Interview.

Obwohl Ines zu Beginn des Interviews etwas unsicher wirkt, erzählt sie dennoch von Anfang an sehr offen über ihre Leben und ihre Gefühle; lediglich die Hintergründe ihrer Kindheitserfahrungen und ihre Familiengeschichte kann oder möchte sie nicht näher vertiefen. Am Ende wirkt sie etwas überrascht, dass sie mir so viel erzählt hat, bedauert aber nicht, dass sie offener war, als sie zuerst von sich gedacht hatte. Vielmehr scheinen ihr die Erinnerung an bestimmte Situationen und Erfahrungen Spaß zu machen. Am Ende wirkt Ines etwas bedrückt, da sie ihre jetzige Lebenssituation als Hausfrau als nicht ausreichend befriedigend erlebt, ihr jedoch der Mut fehlt, an dieser Situation etwas zu ändern. Mir hat das Interview viel Spaß gemacht und ich habe die Interviewsituation als sehr angenehm empfunden.

6.6.2 Zentrale Themen

Ein wichtiges Thema für Ines ist ihre als unglücklich empfundene Kindheit. Sie fühlt sich von ihrer Tante, bei der sie seit dem Tod ihrer Mutter lebte, nicht wirklich geliebt und unterstützt. Immer wieder kommt sie im Interview auf diese negativen Kindheitserfahrungen zu sprechen, auch im Zusammenhang mit ihrem heutigen Wunsch nach Bildung und Weiterentwicklung.

Ein weiteres wichtiges Thema in Ines Schilderungen sind ihre Ängste gegenüber Neuem. Es ist ihr jedoch wichtig zu zeigen, dass sie sich seit ihrer Kindheit in dieser Hinsicht weiterentwickelt hat und sie sich beständig bemüht, diese Ängste zu überwinden. Im Zusammenhang mit ihren ambivalenten Gefühlen in Bezug auf Fremde thematisiert sie auch immer wieder die ‚Andersartigkeit' ihres Mannes, die sie zum Teil als Bereicherung, zum Teil jedoch auch immer wieder als Bedrohung erlebt.

6.6.3 Interpretation des Interviews

6.6.3.1 Kindheit und Erwachsenwerden

Kindheit

Ines stellt ihre Kindheit als unglücklich und in emotionaler Hinsicht als kalt dar. Sie fühlt sich lediglich ‚versorgt'; nie jedoch ‚geliebt'. Eine engere Bindung zur Familie oder auch zu Freunden existiert nicht, sie fühlt sich ausgegrenzt, nicht verstanden und einsam. Sie betont zudem ihr Interesse an Bildung und Weiterentwicklung, dass jedoch von ihrer Familie nicht unterstützt wird. Im Gegensatz zu diesen emotionalen Defiziten ihrer Kindheit erwähnt Ines die bedeutenden Verluste bzw. Brüche ihrer Kindheit (den Verlust beider Eltern) eher beiläufig.

„Ich war vier Jahre alt, als mein – Vater meine Mutter verlassen hat. Und – meine Mutter war allerdings auch schon 45, als ich zur Welt kam, ne, also ich sollte wohl auch gar nicht mehr – geboren

werden, sozusagen. (...) meine Mutter ist dann auch sehr früh gestorben (...) und – nach dem Tod meiner Mutter, die gestorben ist, als ich zehn Jahre alt war, bin ich zu meiner Tante gekommen, was ne Schwester von meiner Mutter war, die selber keine Kinder hatte, aber auch schon sehr alt – gewesen ist, also sie hätte also altersmäßig praktisch (*kurze Pause*) meine – Großmutter sein können oder so, deswegen ist nachher auch so in den Pubertätsjahren so einige Probleme, so ich hatte niemanden, mit dem ich so meine Probleme, wo ich so meine Probleme losgeworden bin."

„Und ich muss auch – jetzt meine Tante, das hört sich, - die haben mich nicht geschlagen oder so, so was, aber ich habe irgendwie so'ne gewisse Herzlichkeit oder Liebe oder Verständnis auch irgendwie vermisst, ne. Oder auch – ich – dass man auch an bestimmte Dinge herangeführt wird, was also nicht nur – jetzt Arbeit bedeutet, sonder so, in kultureller Hinsicht meinetwegen."

Hinzu kommt, dass sie sich auch in sozialer Hinsicht ausgegrenzt oder bedroht fühlt. Sie schämt sich für ihre Familiengeschichte, die jeder am Ort kennt und der sie nicht ausweichen kann. Da sie nichts anderes kennt, kann sie sich zwar in ihrer Kindheit nicht vorstellen, woanders zu leben, sie ist heute jedoch froh, dieser Situation ‚entkommen' zu sein und empfindet ihr heutiges Leben in der größeren Stadt B. als deutlich freier. Hier zählt nur das, was sie heute ist, nicht jedoch ihre Herkunft, für die sie sich schämt.

Interviewerin: „Sie haben schon gesagt, Sie konnten sich nicht vorstellen, mal ganz woanders zu wohnen, auch nicht irgendwie so davon geträumt oder..."
Ines: „Überhaupt nicht!" (...)
Interviewerin: „Würden Sie denn gerne dort wieder jetzt leben?"
Ines: „In D. wohnen - nein. Niemals! (*lacht*) (...)"
Interviewerin: „Warum nicht?"
Ines: „Ach. (*kurze Pause*) Vielleicht, weil mich die Leute von früher kennen, so – vielleicht auch, ich weiß nicht, ob das indirekt auch noch so – so Schämen ist. – Wo man herkommt oder so ähnlich, aber hier kennt mich keiner, kein Mensch weiß so, was ich, aus was für'ner Familie ich komme, na ja, ich möchte da jetzt nicht so'n bisschen – nicht so'n – da möchte ich eigentlich nichts zu sagen, – wo eben die Leute auch wissen, was, was nicht mich, mich persönlich begrifft, sondern nur meine Familie."

Erwachsenwerden

Nach Ende der Schulzeit beginnt Ines eine Ausbildung als Kinderpflegerin. Diesen Beruf ergreift sie, weil ihr in der Schule dazu geraten wird und sie sich eine Tätigkeit mit Kindern vorstellen kann. Ihr eigentlicher Lebenswunsch ist es jedoch, eine eigene ‚richtige' Familie mit Kindern zu haben. An einen Weggang aus ihrem Geburtsort denkt sie dabei nicht, dies erscheint ihr wohl zu diesem Zeitpunkt als nicht möglich, zumal sie sich selbst als bodenständig und trotz ihrer belastenden Lebenssituation vor Ort verwurzelt ansieht.

„Der Wunsch war also immer von Familie da, Familie allerdings mit mehreren (lacht) Kindern, hatte ich mir immer vorgestellt. – Ja, also – also so große Ansprüche hatte ich eigentlich nicht, muss ich ehrlich sagen, eigentlich nur – Familie – eigentlich auch nicht, dass ich da weggehen wollte, ich war eigentlich ein ziemlich bodenständiger Mensch."

Sie beginnt eine Ausbildung als Kinderpflegerin in einem Kinderheim am Ort. Während dieser Zeit fühlt sie sich weiter durch die Enge des Dorfes eingeschränkt und beobachtet. Andererseits hat sie gleichzeitig „*Angst vor Unbekanntem*“, so dass sie es nicht schafft, sich aus dieser Welt zu lösen, um ihren eigenen Weg zu gehen. Erst die Initiative einer Kollegin löst für sie diesen Konflikt. Diese schlägt vor, in einem Kinderheim in Bayern zu arbeiten und überredet Ines mitzukommen. Sie folgt ihrer Kollegin in die ‚Fremde' und fühlt sich durch die Tatsache, dass sie dort „*niemand*“ kennt, befreit. Obwohl sie nach 2 Jahren wieder an ihren Herkunftsort zurückkehrt, fühlt sich Ines durch diese Zeit gereift, die Erfahrung von Fremde empfindet sie als eine persönliche Weiterentwicklung.

„Ich bin - ja nicht alleine da hingegangen, ich glaube, - ich bin mit einer Arbeitskollegin - da hingegangen, sonst hätte ich das, glaube, nicht gemacht, weil - vielleicht - ich immer Angst vor ähm - wie soll ich sagen, - Angst ist nicht der richtige Ausdruck dafür, - so vor Unbekanntem, so und so, gewisse Ängste doch - schon da sind. Das ist auch heute noch manchmal so - (*lacht*) und (*Pause*) deswegen bin ich da eigentlich hingegangen.“

„Sie werden sicherlich wissen, wie das hier auf`m Dorf auch ist. Man wird von den Leuten unwahrscheinlich beobachtet, was man tut, was man macht, was man angezogen - hat, und, und so weiter, ne, wenn - und, und da hat, da kannte mich niemand dann, ich glaub`, das war richtig befreiend für mich, muss ich wirklich sagen.“

„Und danach, ich bin also nur zwei Jahre also da in F. (*Anm.: Bayern*) gewesen, und das hat, was ich heute finde, also - das war sehr gut, dass ich das gemacht habe, das hat, glaube ich, für meine persönliche Entwicklung, hat mir sehr gut getan, dass ich also von, aus diesem Ort weggegangen bin.“

Auch an einer anderen Stelle im Interview kommt Ines noch einmal auf die Motive ihres Umzugs nach Bayern zu sprechen. So erinnert sie sich plötzlich, dass sie schon zu dieser Zeit einmal in einen Franzosen verliebt war, der ebenfalls Soldat war und damals nach Bayern versetzt worden war. Deutlich wird jedoch auch in diesem Zusammenhang, dass sie die Hilfe ihrer Kollegin benötigte, um die Entscheidung, nach Bayern zu gehen, in die Tat umzusetzen. In Bayern angekommen spielt diese Verliebtheit wohl aber keine Rolle mehr bzw. wird von ihr wohl auch nicht weiter verfolgt. Zwar scheint sie also einen gewissen Wunsch nach ‚Andersartigkeit' bzw. ‚Fremdheit' zu verspüren, alleine ist sie jedoch nicht in Lage, diese Öffnung oder Veränderung in ihrem Leben umzusetzen.

„Und dass nachher die Entscheidung, nach F. ..., auch so, das hatte, war - das habe ich ja total verdrängt (*lacht*), ja, das hatte ich auch noch`n ganz anderen Grund. – Ich hatte - damals ähm - schon mal einen Franzosen gekannt, - und der ist nach R., in der Nähe von Regensburg versetzt worden (...) und na ja, und in den war ich damals verliebt, - und na ja, und dann haben wir uns gesagt, ja dann - nicht, gehen wir nicht an die See, dann gehen wir in die Berge (*lacht*) und, und dann, deswegen hatte, das war dann so zweihundert Kilometer praktisch. Wir haben uns nie gesehen, da, muss ich mir nicht (*lacht*) sagen, wir sind da zwar hingegangen, aber wir - ich hab` ihn da nie wieder gesehen. Aber des-

halb sind wir überhaupt nach F. gegangen, stimmt. Und die – meine Kollegin, die war auch so'n lustiger Vogel, vielleicht hat die mich auch so'n bisschen mitgerissen und – die hat gesagt, ach, ist doch egal, ob wir an's Meer gehen oder in, in die Berge."

Zusammenfassung

Ines stellt vor ihrer Partnerschaft ihre Verankerung in ihren Herkunftsort nicht in Frage. Zwar fühlt sie sich dort ausgegrenzt und stigmatisiert, eine Veränderung ihrer Lebenssituation kann sie alleine jedoch nicht umsetzen. So fühlt sie sich einerseits in ihrem Leben unwohl und eingeengt, anders ist ihre Angst vor Veränderung oder vor Fremde zu groß, um aktiv zu werden. Ihre Sehnsucht nach einem ‚anderen' Leben mit einer eigenen heilen Familie oder auch geistiger Offenheit bleibt deshalb zunächst unerfüllt. Erst die Initiative einer Kollegin, die sie mitzieht, ermöglicht ihr die Erfahrung von mehr Freiheit und Offenheit. Die Tatsache, dass sie und ihre Familiengeschichte in Bayern unbekannt sind, empfindet sie als Schutz, ihre Fremdheit vor Ort als Befreiung.

6.6.3.2 Kennenlernen des Partners und Erleben seiner Migration

Kennenlernen des Partners

Ines Beschreibung des Kennenlernens zeigt eine gewisse Neugier für die Lebenswelt „*der Franzosen*", jedoch auch, dass sie Schwierigkeiten hat, sich auf ‚das Andere' einzulassen. So ist sie zwar interessiert und wohl auch geschmeichelt, dass sie von ihrem späteren Mann auf die Silvesterparty der französischen Militärbasis am Ort eingeladen wird, die schwierige Verständigung lassen sie jedoch zunächst von einer Partnerschaft absehen. Dass sie sich schließlich doch auf ein Kennenlernen einlässt, begründet sie mit seiner Schüchternheit: Er ist zwar für sie fremd, beängstigt sie jedoch nicht, da sie sich als seine „*Beschützerin*" fühlen kann. Vor dem Hintergrund ihrer späteren Äußerungen lässt sich jedoch vermuten, dass möglicherweise gerade seine Fremdheit und ‚Sprachlosigkeit' für sie hilfreich für ein Kennenlernen waren, da er ihre Geschichte nicht kennt und zumindest zu Beginn der Partnerschaft auch nicht danach fragen kann.

„Und auf einem - (*räuspert sich*) Urlaub zu Weihnachten 1969 habe ich meinen jetzigen Mann kennengelernt, der da grade - drei Wochen - also hier in Deutschland war, - also auch keine Idee gehabt, dass es - mir, es hat nicht Wumm gemacht, als ich meinen Mann gesehen habe oder gedacht, das ist der Mann meines Lebens, - also - ich fand ihn ganz nett, aber er konnte ja auch kein Deutsch und ich kein Französisch"

„Und dann stand Silvester an, da hat er mich dann in die Einheit da, da steigt immer ne große Fete bei den Franzosen mit toll Essen und Tanzen und – allem und – hat er mich dazu eingeladen."

„Ich fand ihn da – wie er da so in der Disko saß – irgendwie so'n bisschen schüchtern, - mit seiner, er hatte so'ne große Brille, Hornbrille auf, der fiel so, so gänzlich aus'm Rahmen überhaupt also (*lacht*)

(...) Aber irgendwie – der war sehr zurückhaltend, das hat – mir wohl gefallen, dass er sehr zurückhaltend war. Das hat meinen Beschützerinstinkt, ich glaube, ich bin so'n Typ, ich – bin immer so, dass ich immer jemand beschützen will."

Als Ines ein Jahr nach dem Kennenlernen schwanger wird, zögert sie lange, sich ihrem Partner anzuvertrauen. Sie hat Angst mit ihrem Partner ins Ausland gehen zu müssen, zumal dieser immer wieder von seinen Amerikaträumen erzählt. Obwohl eine Schwangerschaft ohne Ehemann für sie eine zusätzliche Stigmatisierung und Ausgrenzung vor Ort bedeuten würde, scheint ihr diese Alternative immer noch besser als ein Weggehen in die Fremde. Als Lösung sieht sie nur die Möglichkeit, dass sich ihr Partner ihren Bedürfnissen anpasst, also ihre „*Bodenständigkeit*" und ihr Bedürfnis nach festen Strukturen akzeptiert und sein eigenes Leben „*umkrempelt*".

„Ja, - das war für mich ein größeres Problem, - weil mein Mann mir ja, (...) mir ja immer erzählt hat, - dass er also - sein Traum - wäre, auszuwandern nach Amerika, (...) Und das war so in meinem Hinterkopf und - das konnte ich mir - für mich persönlich überhaupt nicht vorstellen. Ich sagte ja, ich war sehr bodenständig, - und - dann wollte ich ihm das nicht sagen. - Ich habe ihn zwar - ja, sehr gerne gemocht, und dann habe ich aber gedacht, nee, also, der muss nicht wegen dir jetzt hierbleiben, der muss sein ganzes Leben – umkrempeln und, - ich werde das wohl auch alleine schaffen, habe ich gedacht, ne. (...) Ich glaube, ich war schon im dritten Monat oder so, (*kurze Pause*) oder fast im Vierten, wo ich`s ihm dann endlich gesagt habe".

Erleben der Migration des Partners

Den Integrationsprozess ihres Mannes und die damit für ihn verbundenen Erlebnisse und Gefühle thematisiert Ines nur beiläufig. Sie schildert lediglich seine relativ rasche berufliche Integration vor Ort und seine schnellen sprachlichen Fortschritte im Deutschen. Es scheint ihr vor allem wichtig zu zeigen, dass es ihm relativ leicht fiel, sich vor Ort zu integrieren. Auf Probleme, die er möglicherweise hatte, geht sie nicht ein. So empfindet sie es als „*glückliche Fügung*", dass ihr Mann nach dem Ende seiner Militärzeit (die auch er beenden wollte) im Nachbarort eine Stelle findet, die ihn an die Region – und an sie – bindet. Französisch lernen sie und ihre Tochter kaum – und zeigen auch in der Anfangszeit kein großes Interesse hierfür. Auffallend ist jedoch, dass sie die gerade zu Anfang bestehenden Schwierigkeiten in ihrer Ehe nicht auf kulturelle Unterschiede bzw. Fremdheit, sondern auf die individuelle Verhaltensweisen (z.B. Einstellung zu Geld) ihres Partners zurückführt.

„Ja, das hätte also, wenn mein Mann beim Militär geblieben wär, das sagt er ja heute noch, weil meine Tochter, die spricht nämlich auch wenig Französisch, - und - da sagt er, das wäre das einzige Gute gewesen, - wenn er beim Militär geblieben wäre. Dann würden wir beide jetzt - Französisch sprechen, - weil die müssen nach vier Jahren, hätten sie automatisch - nach Frankreich wieder wechseln müssen."

„Dann haben wir in der Zeit, hat, hat mein Mann sich beim Arbeitsamt erkundigt und, und dann war, und dann haben wir, hat auch, war auch `ne glückliche Fügung, da hat jemand gesagt, ach Mensch, melde, die haben auch, diese Firma hat auch `ne EDV-Abteilung, melde Dich doch da mal. Und da hat im Nachbarort, da hat `s dann geklappt."

„Na ja, das hat dann so einige Probleme dann ja doch schon auf, aufgeworfen, finanzieller Art. Na ja, ich konnte ja dann nachher auch nicht mehr arbeiten, und mein Mann, der hat noch nie ne Beziehung zu Geld gehabt (*lacht*). – Also das waren die ersten so harten Auseinandersetzungen, die wir dann eben hatten, was das Finanzielle anbetraf, ne."

Zusammenfassung

Ines empfindet zwar eine Beziehung mit einem nicht aus dem Ort stammenden Partner, also einem Partner, der ihre Familiengeschichte nicht kennt, als interessant, sie kann sich jedoch nicht oder nur sehr wenig auf seine ‚fremden' Elemente einlassen. Sie reagiert zunächst auch sehr zögerlich auf diese Beziehung und entscheidet sich erst mit ihrer Schwangerschaft für die Partnerschaft. Voraussetzung ist für sie jedoch, dass sich ihr Partner ihrem Leben und ihren Bedürfnissen anpasst. Auch seine Migrationsgeschichte ist für sie vor allem im Hinblick auf seine Integration vor Ort wichtig.

6.6.3.3 Bewertung der Partnerschaft

Ines schildert ihre Partnerschaft vor dem Hintergrund ihrer eigenen Bedürfnisse nach Kontinuität und Sicherheit – und ihrer ambivalenten Einstellung im Umgang mit der Fremdheit ihres Mannes. So beschreibt sie sich selber immer wieder als „*bodenständig*" und ängstlich gegenüber ungewohnten Situationen. Seine Offenheit gegenüber Neuem, seine Flexibilität und Anpassungsfähigkeit an neue Umstände bewundert sie zum einen, zum anderen machen sie ihr aber auch Angst. Seine Flexibilität ermöglicht ihm jedoch, dass er sich ihrer Lebenswelt anpasst und vor Ort eine Arbeitsstelle findet. Dass er sich in dem kleinen Dorf nicht wohl und anerkannt fühlt, bemerkt sie zwar, auf die Konsequenzen für ihren Partner geht sie jedoch nicht weiter ein.

„Ich war eigentlich `n ziemlich bodenständiger Mensch. – Deswegen sind wir scheinbar auch hier in der Region geblieben, was mein Mann also total - entgegengesetzt sind, werden Sie ja - der ist total das Gegenteil von mir."

„Das ist ja - auch so`n richtiges Dorf, aber wie gesagt, ich kam, - mein Mann kommt aus `ner Großstadt und der würde - und ich glaube, der passte da nicht in dieses dörfliche Milieu da rein, ne, lauter Bauern, - ich konnte mich damit arrangieren, aber - mein Mann, der hatte gesagt, der joggt, und da hat nie jemand da, da, ist dann rumjoggt, ne, und, und da haben sie bestimmt gedacht, der sei doof (*lacht*), dass der rumläuft oder was weiß ich. Mein Mann wusste mit den Leuten nicht so richtig anzufangen, aber er, er hat sich, glaube, auch nicht - unwohl, aber - och - es hat ihm aber auch nichts gegeben da."

Die Ehe mit einem Partner, der nicht aus ihrem Dorf stammt, hilft ihr jedoch bei einer gewissen Öffnung für Neues. Zwar erwartet sie, dass sich ihr Partner an ihre Wünsche nach Stabilität und Kontinuität anpasst, durch sein ‚Anderssein' muss sich Ines jedoch auch immer wieder mit für sie neuen und ungewohnten Situationen auseinandersetzen. Dies ermöglicht ihr zum einen eine gewisse Öffnung, weckt jedoch immer wieder auch Ängste. So weckt er in ihr, gegen ihren anfänglichen Widerstand, ein gewisses Interesse für Reisen, das sie heute positiv bewertet. Durch den Umzug nach B. eröffnet er ihr die Möglichkeiten, in einer Stadt mit vielen Angeboten zu leben, sie benötigt jedoch die Überschaubarkeit ihres Wohnviertels, um sich sicher zu fühlen. Obwohl sie weiterhin Veränderungen gegenüber ängstlich ist, bewertet sie im Nachhinein die Tatsache, dass ihr Mann andere Vorstellungen/ Gewohnheiten in ihr Leben gebracht hat, als positiv.

„Und das, das ist eben das, was wir eben gerne machen, dass wir gerne reisen, - in unterschiedlichen Sachen. – Wir äh - da sind wir uns eigentlich relativ - einig, außer - was das Klima anbetrifft (...) aber da arrangieren wir uns dann. - Dieses Jahr waren wir zum Beispiel in Schottland (*lacht*), das war nicht so toll (*lacht*), also - landschaftlich ja, aber - aber das sehe ich eben, das hätte ich alles nicht kennengelernt, wenn ich mit`m Deutschen na da von meinem Dorf verheiratet gewesen wäre (*lacht*). - Das muss ich ehrlich sagen, da mein Mann gerne reist, der hat - und ich hab` immer gesagt, ach, ich muss gar nicht reisen oder so, aber ich find` das jetzt auch toll, dass man - die Leute da kennenlernt oder wie die leben. Und, das finde ich, kann nur positiv sein."

„Wir leben ja hier auch so, in äh in`ner Ecke, was mehr so Dorf ist, - aber irgend, man kann in die Stadt, in die Fußgängerzone, ich find`s toll und mein Mann findet`s vor allen Dingen auch toll, dass so viele junge Menschen hier leben. - Es ist immer irgendwie quirlig, und - aber die ist, für mich ist es schön, dass es nicht so groß ist. Alles so überschaubar. Also, so richtige Großstädte machen mir auch heute noch Angst, muss ich – ich bin nicht so`n Groß, - Großstadtmensch."

Die Unterschiedlichkeit der Partner schafft jedoch auch immer wieder Probleme. Ines wünscht sich einen Partner, mit dem sie offen über alles reden kann, der ihr bei Problemen zuhört und mit dem sie über ihre Gefühle reden kann. Das Gefühl, richtig verstanden zu werden, ist ihr sehr wichtig. Sie überlegt sogar, die Partnerschaft mit ihrem Mann aufgrund seiner geringen Deutschkenntnisse zu beenden. Auch heute sieht sie ihre Kommunikationswünsche nicht völlig erfühlt: Zwar spricht ihr Mann mittlerweile sehr gut Deutsch und redet auch mit ihr über seine Probleme z.B. bei der Arbeit, nicht jedoch über seine Bedürfnisse und Gefühle.

„Na ja, dass man auch mal so - Probleme - über Probleme, die man eben auch mal hat, mit dem man sich ja auch als Partner mal austauschen möchte, ne, da wollte ich eigentlich dann irgendwann auch mal `ne pff, (*lacht*), also die Beziehung beenden, weil ich, - das - ähm Ansprechpartner brauche, aber er hat das irgendwie nicht verstanden."

„In manchen Dingen kennen wir uns schon sehr gut, also bestimmte Reaktionen, so einfach so den Alltag angeht, ach, ich will jetzt nicht sagen, dass mein Mann nicht redet, - nein, also, wenn er auf der

Arbeit Probleme hat und, und so, das, das wird schon ausgetauscht oder so, sowieso, aber - eben dieses Gefühlsmäßige, da habe ich manchmal immer noch das Gefühl, - dass er da nicht so redet.“

Für eine (relativ) gute Kommunikation in der Partnerschaft spricht jedoch, dass es das Paar schafft, manche Konflikte durch Humor zu lösen, beispielsweise beim Thema Geld oder Haushalt, aber auch hinsichtlich fremdenfeindlicher Reaktionen der Umwelt auf die Partnerschaft.

„Wenn ich ihn ärgern will, dann sage ich auch immer, ja, Dein Geld, - ja, sagt er, wir machen die Arbeitsteilung, ich verdiene`s und Du gibt`s aus.“

„Und diesen einen Satz - von meiner damaligen Freundin noch die Mutter sagt, se, was, `n Franzosen, hat sie gesagt, Ines, du bist doch so`n hübsches Mädchen, Du hättest doch auch noch`n Deutschen kriegen können. (*lacht*) Und das habe ich meinem Mann erzählt, das, das - sagen wir heute manchmal noch, auch wenn wir uns manchmal ärgern, - dann - da sagt er, siehste, - Du hättest auch noch`n Deutschen kriegen können. (*lacht*)“

Deutlich wird auch, dass sie es ist, die die ‚klassische’ Aufteilung der Geschlechterrollen (der Mann geht arbeiten, die Frau ist zu Hause zuständig für Familie und Haushalt) bewahren möchte, wohl auch weil dieser Lebensentwurf ihren Wünschen in ihrer Jugendzeit relativ nahe kommt: Hier hat sie sich ‚ihre’ Familie geschaffen, die sie als Kind nicht hatte, und die sie nicht wieder aufgeben möchte. Ihr sehr „*gluckenhaftes*“ Verhalten gegenüber ihrer Tochter und ihrem Mann sieht sie zwar selber auch kritisch, wichtiger ist es ihr jedoch die Vorstellung und Anerkennung als ‚richtige’ Familie.

„Ja, - habe ich schon mal (*Anm.: daran gedacht, wieder zu arbeiten*), ja, sagt er, - dann mach doch was. - Also mein Mann hätte mich da nie von - ich sage, ja, aber dann ähm - das ist auch so, ich hab` die natürlich sehr verwöhnt hier, ich mach` ja hier..., mein Mann, der braucht ja hier gar nichts tun, also da bei uns ist noch dieses Klassische - der - Mann geht zur Arbeit, bringt das Geld nach Hause.“

„Ja, ich hab‘ natürlich auch, aber irgendwie – Familie vermisst so – oder so Mutter noch, ich meine, ich hab‘ ja sehr früh meine Mutter verloren, ne. – Und deswegen war ich, glaube auch – ich glaube, wenn man - meine Tochter manchmal nichts so’ne einfache Mutter, da war ich – glaube doch, ein bisschen zu klammerartig. Will ich mal sagen, - so, oder gluckenhaft, so, ne. Ich hab‘ immer gesagt, so, meine Tochter, die soll immer mal..., meine Mutti, das sagt sie auch – doch das sagt sie, ich meine, das wurde auch schon anerkannt.“

Insgesamt hat sie trotz ihrer langjährigen Ehe mit ihrem ‚fremden’ Partner ihre ambivalente Haltung gegenüber einer binationalen Ehe nie wirklich aufgegeben. So denkt sie nach wie vor, dass eine Ehe mit einem Fremden, dessen Sprache sie nicht versteht, eigentlich nicht funktionieren kann und würde auch ihrer Tochter von „*so’ner Situation*“ abraten. Sie wirkt fast überrascht, dass diese Ehe bei ihr selber gut gegangen ist und sie mittlerweile 27 Jahre verheiratet sind.

„Ach ja, - aber ich glaube, da haben so manche gedacht, (*kurze Pause*) das kann gar nicht gutgehen, nehme ich auch an, weil - wenn ich so zurückdenke, - oder auch, wenn meine Tochter in so`ne Situation gekommen wäre, - da hätte ich auch gesagt, Mensch, Du kennst den doch gar nicht, Du kennst die Sprache, Du hast Dich mit dem noch nie richtig unterhalten, das kann nicht gutgehen, aber ich meine in der heutigen Zeit, da konnten..., - finde ich, - kann das nicht gutgehen und kann das nicht gutgehen. Mittlerweile sind wir 27 Jahre verheiratet, ne. - Also, muss doch irgendwas dran sein (*lacht*).“

Zusammenfassung

In Ines Erzählung wird deutlich, dass sie zwar nie nach der ‚Fremde' gesucht hat, dass aber das ‚etwas Andere“, dass ihr Mann in die Ehe gebracht hat, für sie im Nachhinein die Möglichkeit darstellte, der Enge ihrer früheren Lebenswelt zu entkommen. Die Ehe mit jemanden, der ihre Familiengeschichte nicht kennt, ist für sie in gewisser Weise eine ‚Lösung' für ihr Bedürfnis, als individuelle Person wahrgenommen zu werden. Gleichzeitig lösen sich jedoch Ines Ängste vor der Fremde durch die Ehe nicht auf: Sie erwartet von ihm, sich ‚ihrer Welt' anzupassen und lehnt es ab, sich mit ‚seiner' Welt vertraut zu machen. Die Kombination beider Faktoren, also die gewisse Lösung aus der Enge ihrer Lebenswelt bei gleichzeitiger Bewahrung wichtiger Strukturen und Bindungen, ist sicherlich ein entscheidender Faktor, warum sie trotz ihrer Probleme mit der Fremdheit ihres Mannes immer an dieser Ehe festgehalten hat. Wichtig ist jedoch auch, dass es ihr mit diesem Partner gelingt, eine vom sozialen Druck befreite ‚eigene' Familie aufzubauen, die zumindest weitgehend ihren Wünschen und Vorstellungen ihrer Jugendzeit entspricht.

6.6.3.4 Konstruktionen von kultureller Identität

Einstellungen zum Herkunftsland

Deutschland als Nation hat für Ines laut ihren direkten Äußerungen keine besondere Bedeutung. Dennoch wird an anderen Stellen im Interview deutlich, dass sie ‚Nationalität' mit kulturellen Gewohnheiten und einer bestimmten Mentalität eine gewisse Bedeutung zumisst. So greift sie gelegentlich auf nationale Stereotypen zurück, um sich zu rechtfertigen. Sie geht auch davon aus, dass ‚die Franzosen' in mancher Hinsicht ‚anders' sind als ‚die Deutschen' (z.B. in ihrem Humor), wehrt sich aber gegen eine Pauschalisierung der Mentalität ‚der Deutschen'.

Interviewerin: „Was ist Deutschland für Sie?“
Ines: „Eigentlich nur das Land, wo ich geboren bin. Eine spezielle Bedeutung hat es für mich nicht.“

„Aber da merke ich dann doch, dass das, dieser kleine, bisschen Nationalstolz ja, dann auch, und das sind ja auch Harke, Hakeleien, wenn er sagt, Ihr Deutschen - oder so, dann fühle ich mich auch immer angegriffen, wenn`s - in`s Negative geht, ne. - Und, und - aber, das sind so, auch so kleine Hakeleien, die wir dann untereinander machen, oder ich sagte, siehst Du, die Franzosen, da, das sind wieder ty-

pisch Franzosen, ne, - gibt`s, kommt auch so`n Spruch auch. Manchmal machen wir`s auch nur so aus Spaß, aber manchmal meinen wir`s auch ernst, wenn einer das so sagt."

„Oder - er sagt natürlich, die Franzosen hätten mehr Humor als die Deutschen oder `n besseren Humor, und (...) die Deutschen würden seinen Humor immer nicht verstehen (*lacht*), sagt er dann, ne. Das kann ich aber - alles nicht so beurteilen, es gibt sicherlich auch - ich sage, Du kennst doch nicht alle Deutschen, es gibt sicherlich auch Deutsche, die seinen Humor verstehen."

Die Bedeutung, die Nationalität für Ines hat, zeigt sich auch in ihren Äußerungen zur Staatsangehörigkeit ihres Mannes und ihrer Tochter. So versteht sie, dass ihr Mann seinen französischen Pass behält, da Frankreich als Nation für ihn auch mit Heimat verbunden ist. Den Wunsch ihrer Tochter, ihre französische Staatsangehörigkeit zu behalten (*Anm.: sie bekam sie aufgrund der damaligen Rechtslage*), versteht Ines hingegen nicht. Dies hängt möglicherweise auch mit ihrer eigenen Furcht vor ‚der Fremde' zusammen und der Befürchtung, ihre Tochter an Frankreich verlieren zu können.

„Sie will ja auch die französische nicht abgeben, warum, das verstehe ich allerdings auch nicht - so genau. Mein Mann möchte sie auch nicht abgeben, aber das verstehe ich wiederum. Das ist immer, ich sag` zu ihm, das ist für Dich so`n bisschen Heimat, irgendwie diese Nation, irgendwie - obwohl er eigentlich gar nicht so viel werthalber sagt, das irgendwann gibt`s `n europäischen Pass, - bestimmt irgendwann mal, denn ich bin Europäer, sagt er."

Insgesamt entsteht jedoch der Eindruck, als würde Ines ihr Herkunftsland und dessen ‚Kultur' vor allem wegen der Vertrautheit der Gewohnheiten und der Sprache schätzen. Diese Vertrautheit gibt ihr die Sicherheit, die sie benötigt.

Einstellungen zum anderen Land

Bevor Ines ihren Mann kennenlernt, hatte sie zwar schon Kontakt zu französischen Soldaten vor Ort, bis auf gewisse Essgewohnheiten hatte sie aber keine Vorstellungen von französischen Lebensweisen. Bei ihrem ersten Besuch in Paris empfindet sie Paris und Frankreich als eine ‚fremde Welt'. Dieses ‚Fremde' fasziniert sie in gewisser Weise, schreckt sie aber auch ab.

„Also, das fand ich so toll (*lacht*), das erste Mal, ich - ich war wirklich das erste Mal in einem fremden Land. - Obwohl - mein Mann hatte `ne Ente damals und dann sind wir mit der Ente da hingefahren (*kurze Pause*). Da, das war ja - da gab`s noch keine Autobahn, erst kamen wir über den Norden Frankreichs rein (...). Ach, habe ich gedacht, das sieht ja so trist aus, wenn man nur in so `nem kleinen beschaulichen Ort wie D. ... Na ja, und dann, und das sah alles so schmuddelig aus (*lacht*) oder so, das war so mein erster Eindruck. - Und, - aber Paris, das hat mich ja förmlich erschlagen, ne. - Die, - die erste große Reise, und dann diese - vielen verschiedenen, die vielen Schwarzen und, und alle Nationalitäten, wenn man da in der Metro da gefahren ist, ne. - So, wirklich, ich glaube (*lacht*) ich bin einfach nur da hin, nur oben gucken gegangen, und nur die Leute, ich hab` bestimmt immer `n bisschen dumm aus der Wäsche geguckt, weil ich so, das war für mich also, war wirklich beeindruckend."

Obwohl sie später ab und zu ihre Ferien in Frankreich verbringen, bleibt Frankreich für sie fremd. Sie versucht zwar, etwas Französisch zu lernen, kommt aber aus eigener Einschätzung damit nicht sehr weit. Seit die Eltern ihres Mannes aus Paris weggezogen sind, sind zudem die Urlaube seltener geworden. Zur Familie ihres Mannes besteht bis auf gelegentliche Kontakte mit dem Bruder kein engeres Verhältnis.

Ines bemüht sich zwar, Verhaltensweisen nicht zu sehr zu verallgemeinern, geht aber dennoch von einer unterschiedlichen „*Grundmentalität"* in den beiden Ländern aus, die sich beispielsweise auf den Humor, die Lebensart oder die Bedeutung „*materieller Dinge*" bezieht. Die „*gewisse Unordnung*", die sie mit Frankreich verbindet, scheint sie einerseits zu faszinieren, andererseits weiß sie nicht, wie sie persönlich damit umgehen soll. Den von ihr wahrgenommenen größeren Familiensinn ‚der Franzosen' bewertet sie positiv, da er ihren Vorstellungen von einer ‚heilen' Familie entspricht.

„Ich meine, die Lebensart ist schon unterschiedlich, ne, also - so - dieses - na ja Bürokratie, die gibt`s überall, auch in Frankreich genügend, aber dieses so, so dieses Steife so, diese – der Franzose so, mit diesen - auch diese Art, wie sie so essen, das so, so ausdehnen, so genießen, mehr die Sachen genießen. Und - dass nicht alles so geplant, alles so, auch so`n bisschen, `ne gewisse Unordnung haben muss, ne. Das ist schon, gut, so`n bisschen, ich glaube so die Grundmentalität ist doch`n bisschen unterschiedlich."

„Und das ist auch`n bisschen Unterschied zu, - glaube ich, zwischen den Franzosen und den Deutschen. - Wenn man zu diesen Normal - Franzosen hinkommt, jetzt ohne Intellekt, großen, - ich meine jetzt nicht so`ne gehobeneren intellektuellen Anspruch, - die, die legen nicht so viel Wert auf, auf Möbel oder dann, - ja, tolles Geschirr zu haben oder tolle Gläser. Für die ist der Riesentisch im Zimmer Mittelpunkt - wo man gutes Essen und die Gesell, dass alle da um den - mein, Schwi, der Vater von meiner Schwägerin, der hat gesagt, er fühlt sich am wohlsten mit seinem, - der hat drei Kinder und nun mittlerweile auch diverse Enkelkinder -, wenn der Tisch ganz lang ist und wenn alle um den Tisch rum..., und dann ist da ja immer ein Hallo und so, weil - das - ist für ihn wichtig. (...) Und ich glaube, für viele Franzosen ist das wichtig, diese - dieses - sich Austauschen so an dem Tisch und schön essen und, und - dann da so... Aber so, so materielle Dinge sind für die, glaube ich, gar nicht so... - für den Normalbürger, sage ich mal, nicht so wichtig wie hier."

Insgesamt bleiben Ines Schilderungen von Frankreich und ihren dortigen Erfahrungen weitgehend an der Oberfläche und sind auf wenige Eindrücke während der Ferien beschränkt. Eine engere, persönliche Beziehung zu Frankreich oder zu französischen Gewohnheiten hat sie nicht entwickelt.

Erleben von ‚kulturellen' Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Partnerschaft

Die Lebensgewohnheiten der Familie entsprechen weitgehend den ortsüblichen Gewohnheiten. So werden Feste in der Regel nach ihr vertrauten Traditionen gefeiert, z.B. an Weihnach-

ten oder auch an Geburtstagen. Lediglich beim Essen wurden von Ines als ‚französisch' bezeichnete Elemente übernommen. Zwar besteht bei ihr eine gewisse Bereitschaft, Sitten, die es nur in Frankreich gibt (z.B. eine Krone am Dreikönigstag), zu übernehmen, auch ihr Partner scheint jedoch wenig Wert auf Traditionen dieser Art zu legen.

An anderen Stellen im Interview zeigt sich jedoch, dass Ines einer engeren Einbindung von französischen Elementen in die Partnerschaft skeptisch bzw. ängstlich gegenüberstand. Besonders deutlich wird dies im Zusammenhang mit der Beschreibung von Treffen ihres Mannes mit anderen Franzosen und der Spracherziehung ihrer Tochter. Es entsteht der Eindruck, dass sich Ines durch die Bedürfnisse ihres Mannes, französisch zu reden und ‚seine' Sprache an seine Tochter weiterzugeben, bedroht fühlte. Sie blockt diese Wünsche ab, möglicherweise auch, weil sie Angst vor einer zu großen Bindung ihres Mannes bzw. ihrer Tochter an Frankreich hat. Heute versteht sie zwar, dass ihr Mann ‚seine Sprache' nicht verlieren möchte und steht auch heute einer zweisprachigen Erziehung viel positiver gegenüber, dennoch bleibt die nicht erreichte Zweisprachigkeit der Tochter ein nicht bewältigter Konflikt zwischen ihr und ihrem Mann.

„Und - mein Mann, der geht dann da in seine französische Gesellschaft, - da lasse ich ihn auch alleine hingehen, obwohl - manchmal gehe ich auch mit, (...) aber ich möchte nicht, mein Mann denkt dann immer, er muss mit mir dann Deutsch weiterreden, aber ich finde, er sollte da hingehen, und dann - dass er seine Sprache spricht. Früher habe ich das immer nicht so ganz verstanden, aber heute verstehe ich das. Also, das, dass er das auch mal braucht, um - ich merk das ja dann, wenn wir in Frankreich sind, wenn man seine Sprache auch lange nicht spricht, und `ne Sprache lebt ja auch, - dass er nach Worten sucht."

„Als sie praktisch richtig anfing zu sprechen, war er, mein Mann, so in dieser Phase, wo er hier diesen Neuaufbau, beruflich sich neu orientiert hatte. Er führt das immer - ich meine, wenn man das vielleicht hundertprozentig gewollt hätte, hätte es vielleicht geklappt. Aber - ich glaube, - ich weiß es nicht, ich gebe mir natürlich immer die Schuld, dass sie kein Französisch spricht, aber auf der anderen Seite denke ich, wenn er` s wirklich gewollt hätte... (...) Und, ähm - sie hat vielleicht auch`n bisschen zu sehr meine Mentalität, ja, geerbt, diesbezüglich leider - Gottes, - denn sie geht auch schon viele Jahre jetzt immer auf die Volkshochschule, lernt Französisch, aber sie – spricht nie mit ihrem Vater hier. Das ist irgendwie ganz komisch. - Da bin ich viel freier geworden, das was ich kann, das sprech, also nicht hier zu Hause, nicht. Aber, wenn wir in Frankreich sind, also da bin ich also – da versuche ich mich schon aus - ähm so was ich kann, dann zu reden."

„Ich hab` denn auch immer, ich hab` da auch irgendwie abgeblockt, ich hab` auch immer gesagt, - ja, sie muss erst mal eine, also, ich hatte keine Ahnung, jetzt sollte sie erst mal eine Sprache richtig lernen. Nun hat sie auch spät angefangen zu sprechen, das führte alles so dann - dann dachte ich, ja, dann kommt sie in Kindergarten und kann sich mit den Kindern nicht auseinandersetzen (*lacht*) und irgendwie, alles – es ist, war alles so`n bisschen verworren am Anfang. Aber ich finde das schon toll, wenn die Kinder zwei...., das haben wir hier bei unseren Freunden, wo der - Mann eben Engländer ist und die Mutter ist Deutsch-Amerikanerin – ist aber hier in Deutschland aufgewachsen - und diese Kleine, ich fand das so toll, wie die mit - ohne weiteres da gewechselt hat."

Den Wunsch ihres Mannes nach der Verrentung in Frankreich zu leben, lehnt Ines ab. Zwar hält sie sich heute schon für „*flexibler*“, auch aufgrund der Sprache kann sie sich jedoch kein Leben in Frankreich vorstellen. Als Kompromiss haben André und Ines daran gedacht, dass ein Leben nahe der französischen Grenze möglich wäre. Dieser Plan klingt jedoch aufgrund der Bindung von Ines an die Region und ihrer Ängste bezüglich Neuerungen nicht sehr realistisch.

„Ursprünglich war mal der Plan von meinem Mann - also, dass wir dann wenigstens als Rentner in Frankreich leben. - Wie gesagt, ich bin ja jetzt schon`n bisschen flexibler geworden, aber dazu wär ich doch nicht so bereit, denn ähm - mein Mann ist nicht so`n - redefreudiger Typ, und, und ich brauche diese – Auseinandersetzung auch mit anderen Leuten (...) Und da haben wir einen Kompromiss geschlossen: Wir wollen also - wenn wir gesund bleiben und er dann in Rente, wollen wir in die Nähe - der französischen Grenze, also in - Gedanken liegt uns so Nähe Freiburg - oder Nähe Straßburg, oder so was, - so, dass man auf der deutschen Seite wohnt, - und dass man immer schnell in Frankreich ist und die französische Lebensart, die ja nun mal doch `ne schönere ist als unsere, - also empfinde ich jedenfalls so. Und - dass man da hin fährt, und dann und wann mal rüber gehen kann.“

Zusammenfassung

Ines ist mit ihren Gewohnheiten und ihrem Selbstverständnis eindeutig in der Kultur vor Ort fixiert. Diese vertraute kulturelle Umgebung gibt ihr Halt und Sicherheit. Frankreich ist dagegen für sie weitgehend fremd geblieben. Den Umgang mit dieser ‚Fremde’ lehnt sie zwar nicht grundsätzlich ab und findet auch positive Elemente im ‚Französischen’ (z.B. die Bedeutung von Familie oder die ‚Lebenskultur’). Dennoch zeigt sich im Interview immer wieder, dass zu viel oder zu nahe Fremde sie ängstigt, vor allem wenn Erwartungen hinsichtlich eines Verlassens ihrer vertrauten Umgebung an sie gestellt werden. Aus diesem Grund blockt sie auch immer wieder Erwartungen ihres Partners, seine ‚französische’ Kultur zu leben und weiterzugeben, ab.

6.6.3.5 Heimat und Fremde

Eigene Heimatdefinition

Ines führt gleich zu Beginn des Gespräches ihre eigene Heimatdefinition an. Für sie ist Heimat ihre Familie, also ihre Tochter und ihr Mann. Diese beiden Menschen stehen ihr nah und geben ihr Sicherheit, Geborgenheit und Selbstvertrauen. Damit bietet ihr gerade die Partnerschaft mit einem ‚Fremden’ die Heimatgefühle, die sie als Kind nicht erfahren und vermisst hatte. In ihrer Familie findet sie eine Anerkennung und Bestätigung ihrer eigenen Person, die ihr in ihrem Herkunftsort und in ihrer Herkunftsfamilie nicht möglich waren.

„Wenn ich da hinkomme (*Anm.: in ihren Herkunftsort*), ich denke, hm, - hier bist du eigentlich aufgewachsen, so viele Jahre hast du da gelebt, aber ich habe da irgendwie gar nicht so`n - dass ich sage, das mal - so`n Heimatgefühl, kann ich eigentlich nicht sagen. Ich bin eigentlich da zu Hause, wo ich - jetzt meine Familie, - ich hab` auch so kein - wir haben keinen großen Familienkontakt. Meine Familie, das ist bloß mein Mann und meine Tochter, ne, also so. Der (*kurze Pause*) die mir wichtig sind, sozusagen, ne."

„Also Heimat - ja, Heimat ist - wenn ich von den Leuten umgeben bin, die ich wirklich richtig, die mir was bedeuten. Also - wenn mein Mann und auch meine Tochter – na ja, meine Tochter ist jetzt erwachsen, aber ich meine, ich zähl` sie immer noch - dazu, (*kurze Pause*) wenn ich die um mich habe, das würde mir genügen. - Also, - da würde ich mich zu Hause, das würde ich als meine Heimat ansehen."

Familie als Heimat

Auch über diese direkten Äußerungen zu ihrer Wahrnehmung von Heimat hinaus, zeigt sich im Interview immer wieder, dass Ines Familie eine hohe Bedeutung zumisst. So war es schon als Jugendliche für sie ihr Lebensziel, eine ‚richtige' Familie zu haben. In ihrer Herkunftsfamilie, d.h. sowohl bei ihren Eltern als auch bei ihrer Tante und ihrem Onkel, vermisst sie dagegen Liebe, Geborgenheit und Anerkennung – für sie Kennzeichen einer ‚richtigen' Familie. Auch als sie ihren Mann kennen lernt, verbindet sie dies mit der Hoffnung, durch seine Herkunftsfamilie mehr in familiäre Strukturen eingebunden zu werden und ist enttäuscht über das distanzierte Verhältnis ihres Mannes zu seinen Eltern. Deutlich wird auch in diesem Zusammenhang, dass für sie Familie neben Herzlichkeit und Liebe auch Zusammenhalt, Vertrautheit und die Sicherheit fester Strukturen bedeutet.

„Aber trotzdem haben wir nie so`n - so`n na, wie soll ich sagen, so`n - herzlichen Kontakt gehabt, den ich eigentlich gerne gehabt hätte, vielleicht auf Grund dessen, weil ich ähm eben so - verkorkste Familienverhältnisse - hatte. Aber die haben auch zu dem Bruder, mein - Mann hat ja noch `n Bruder - und - und meine Schwägerin schimpft auch immer auf meine Schwiegermutter (*lacht*). Also, es liegt nicht an, an also, dass ich deutsch bin, das wär nicht so, die haben auch so gut wie keinen Kontakt, also nicht - viel Kontakt zu den Eltern."

Wie schon beschrieben bezeichnet sie sich in Bezug auf ihre eigene Familie als „*gluckenhaft*". Sie verbindet dieses starke Bedürfnis nach Gemeinsamkeit und Zusammenhalt mit ihren negativen Kindheitserfahrungen und ist bemüht, die Familie durch Fürsorge an sich zu binden. Über ihre Familie erfährt sie dabei Bestätigung und Sicherheit. Ihr Partner hat ihr zudem aus ihrer Sicht ermöglicht, aus der Enge und Voreingenommenheit ihres Herkunftsortes zu entkommen und mehr Selbstvertrauen zu entwickeln.

Geographische Räume als Heimat

Neben der Familie spielen auch geographische Räume und soziale Strukturen für Ines eine wichtige Rolle. Sie empfindet sich selbst als „*bodenständig*" und konnte sich vor der Bezie-

hung mit ihrem Partner nicht vorstellen, einmal woanders zu leben. Bis auf die etwa 2 Jahre in Bayern hat sie immer am gleichen Ort gelebt und ist auch nach ihrer Ehe in der Region geblieben. Spezifische Orte oder auch die Region beschreibt Ines jedoch nicht näher, weder in ihrer Kindheit und Jugend noch heute. Wichtiger scheint ihr die generelle Sicherheit des Vertrauten zu sein. Auch aus diesem Grund möchte sie auch nicht in einer Großstadt leben, da ihr deren Unüberschaubarkeit „*auch heute noch Angst*“ macht.

Die Stadt B., in der sie heute leben, erfüllt ihren Wunsch nach Überschaubarkeit. Zwar ist diese recht „*quirlig*“, jedoch noch klein genug, um für sie überschaubar zu bleiben. Sie schätzt es zudem, dass sie in einem Stadtteil wohnen, der „*mehr so Dorf ist*“.

Soziale Beziehungen als Heimat

Ines beschreibt sich zwar als einen Menschen, der relativ leicht Kontakte knüpfen kann, jedoch aus ihrer Sicht keinen großen Bekanntenkreis hat. Ihre wenigen Freunde begleiten sie teilweise schon seit langer Zeit. Zu ihnen zählt sie beispielsweise die Dame aus ihrem Herkunftsort, die ihr in ihrer Jugend geholfen hat oder auch die ehemalige Frau eines Arbeitskollegen ihres Mannes, die heute in Wien lebt. Dies ist auch die einzige Freundschaft ‚auf Distanz', die Ines im Interview erwähnt; in ihrer Zeit in Bayern sind wohl keine festen Freundschaften entstanden. Einige weitere Bekannte hat sie heute in der Stadt B., so z.B. ein älteres Ehepaar im Haus oder ihre Sport-Bekanntschaften. Diese Bekanntschaften sind ihr zwar wichtig, es entsteht jedoch nicht der Eindruck, als hätten sie – außer vielleicht das ältere Ehepaar im Haus - eine zentrale Bedeutung für Ines Heimatverständnis (sie werden nie im Kontext mit ‚zu Hause fühlen', ‚sich wohl fühlen' oder ‚Heimat' genannt).

„Ich finde eigentlich relativ schnell Kontakt auch, ne, und - ja, - aber ich kann jetzt nicht sagen, dass ich da in Bayern jemanden gefunden hätte, den ich, der mir jetzt so speziell nahe stand, nein.“

„Wir haben keinen Riesenbekanntenkreis, aber so, so`n kleinen, netten - manchmal sind - mal sind`s Arbeitskollegen von, von meinem Mann, der eine Arbeitskollege. (...) und - ja, so - `n paar nette Leute haben wir. Oder hier ganz unten im Haus, das sind zwar Rentner, aber das ist für mich - eigentlich sehr nett. Und für mich ist das so`n bisschen Elternersatz, ich brauch das so ähm immer `n bisschen, also wir, wir klucken jetzt hier nicht zusammen, aber wir - wenn wir so, mal so Probleme haben, erzählen wir uns auch schon mal, also mit dem - älteren Ehepaar unten, die da im Haus wohnen.“

Ein ambivalentes Verhältnis zeigt Ines dagegen gegenüber den Menschen aus ihrem Herkunftsdorf. So tragen diese Menschen einerseits zu ihrem Eindruck von Überschaubarkeit, Vertrautheit und Sicherheit bei. Andererseits hat sie auch die negativen Seiten der Dorfgemeinschaft erlebt: Da sie sich ihrer Familie schämt, empfindet sie die Kenntnis und das Interesse der Bewohner ihres Herkunftsortes an ihrer Person als Bedrohung. Auch heute noch fährt

sie sehr ungern in ihren Herkunftsort und empfindet den Ort als „*ätzend*“. Heimat empfindet sie dem Ort und den Menschen gegenüber nicht.

Umgang mit Heimweh und Fernweh

Ines äußert in ihrem Interview weder Gefühle von Heimweh noch Fernweh. Geht man jedoch davon aus, dass Familie für sie ein wichtiger Bestandteil von Heimat ist, so können ihre Gefühle gegenüber des Auszuges ihrer heute erwachsenen Tochter in gewisser Weise als ‚Heimweh' bezeichnet werden. Obwohl diese nicht weit weg wohnt, vermisst Ines heute ihre Aufgabe und die damit verbundene Bestätigung und Anerkennung als Mutter und Hausfrau. Sie sehnt sich zwar nach neuen Aufgaben, die ihr Bestätigung und das Gefühl, wichtig zu sein vermitteln, fühlt sich für eine Berufstätigkeit aber nicht selbstbewusst genug. Außerdem würde dies bedeuten, dass sie vertraute Gewohnheiten und Verhaltensweisen ändern müsste.

Zusammenfassung

Ines Heimatdefinition stimmt weitgehend mit der Sicht eines äußeren Betrachters überein: Ihre zentrale Heimatkategorie ist ihre Familie, die ihr Halt und Sicherheit gibt. Sie ist zudem der vertraute Rahmen, der den Umgang mit Neuem/Fremden erleichtert. Neben der Familie sind für Ines jedoch auch die Region und die dortigen sozialen und kulturellen Gegebenheiten ein wichtiger Bezugsrahmen. Die Vertrautheit mit den Gewohnheiten und Strukturen gibt ihr weitere Sicherheit und Schutz. Ein wirkliches Heimatgefühl und damit ein gewisses Selbstbewusstsein hat Ines jedoch erst seit ihrer Ehe entwickeln können. Erst in der Familie mit einem ‚Fremden' gelingt es ihr, sich in einem sicheren Rahmen weiterzuentwickeln und der Bedrohung durch das Dorf zu entkommen. Deutlich wird hierbei, dass gerade für Ines Heimat mit Erfahrungen von Anerkennung, Bestätigung und ‚Identität' verbunden ist.

6.6.3.6 Fazit

Heimat bedeutet für Ines vor allem Sicherheit und Schutz, aber auch Vertrauen und Verständnis – Erfahrungen, die sie in ihrer von Brüchen und Zurückweisungen gekennzeichneten Kindheit vermisste. Diese Anerkennung und Bestätigung findet sie in ihrer Familie; erst durch sie scheint sie sich selber zu finden bzw. ein gewisses Selbstbewusstsein zu entwickeln. Sicherheit und Schutz bieten ihr aber auch die vertrauten Strukturen und Gewohnheiten in der Region bzw. in der Stadt B. Diese Erfahrungen von Sicherheit und Bestätigung erlauben es ihr, sich zumindest in gewissem Rahmen auf neue Situationen bzw. Erfahrungen mit Fremdheit zu öffnen.

Ein wichtiger Aspekt ist hierbei die Ehe mit einem ‚fremden' Partner. Dieser ermöglicht ihr, aus ihrer engen Lebenswelt zu entkommen und bietet ihr damit die Möglichkeit zur Öffnung und Weiterentwicklung. Wichtig ist jedoch für sie, dass die Ehe in räumlicher (und kultureller) Sicht in einem ihr vertrauten Rahmen geführt wird. Zu viel ‚Fremde' bzw. mögliche räumliche Veränderungen flößen ihr Angst ein. Auch in der Beziehung selber kann sie nur ein gewisses Maß an neuen Erfahrungen bzw. ‚Fremde' zulassen, schon die Tatsache, dass sich ihr Mann mit französischen Freunden trifft bzw. dass ihre Tochter die französische Staatsangehörigkeit weiter behält, verunsichern sie. Wichtig ist für sie jedoch auch, dass die ‚Fremde' ihres Partners bewirkt, dass dieser sie unabhängig von ihrer Herkunft bewertet und sie als individuelle Person wahrnimmt.

Die Partnerschaft ermöglicht Ines zudem, Defizite ihrer Kindheit hinsichtlich Bildung und Kultur nachzuholen. Seitdem ihr Mann sie vorsichtig mit neuen Lebenssituationen in Berührung bringt (z.B. durch Reisen), setzt sich Ines stärker mit ihrem Leben und ihren Möglichkeiten auseinander und hat – auch unabhängig von ihrem Mann – begonnen, sich stärker für neue Erfahrungen (z.B. Musik) zu interessieren. Diese Schritte in Richtung ‚Fremde' sind jedoch immer sehr vorsichtig und auch heute noch mit großen Ängsten belegt. Ein Wunsch nach größerer Veränderung ist bei Ines nicht entstanden, sie benötigt weiterhin eine hohe Kontinuität und eine Überschaubarkeit ihrer Lebensumstände. Aus diesem Grund blockt sie auch Bestrebungen und Wünsche ihres Mannes wie z.B. seinen Amerikawunsch oder auch die Weitergabe der französischen Sprache an die gemeinsame Tochter ab. Heimat ist für sie weitgehend starr und auf eine einmal etablierte Lebenssituation fixiert.

Insgesamt zeigt Ines auch heute noch wenig Eigeninitiative. Für Veränderungen benötigt sie meistens den Anstoß von außen. Dennoch empfindet sie einmal getroffene Entscheidungen als weitgehend freiwillig und selbstbestimmt – auch wenn diese oft als ein Abwägen zwischen den am ‚wenigsten negativen' Möglichkeiten angesehen werden kann (so z.B. die Entscheidung für die Ehe). Ihren Wünschen widersprechende Veränderungen (wie z.B. ein Umzug nach Frankreich) setzt sie eigene Vorstellungen und Argumente entgegen und sucht gemeinsam mit ihrem Mann nach Lösungsmöglichkeiten.

Im Interview ist Ines sehr offen und thematisiert auch ihre Probleme und Schwierigkeiten ohne Zögern. Lediglich über die weiteren Hintergründe ihrer Familiengeschichte möchte sie nicht sprechen. Insgesamt wirkt die Erzählung von Ines kohärent und trotz der Lücken in Bezug auf ihre Kindheit stimmig. Es entsteht der Eindruck, als hätte Ines über ihr Leben und ihre Ängste viel nachgedacht.

6.6.4 Beate: *“Eigentlich ist Heimat meine nächste Umgebung, wo ich mich halt auskenne.“*

Ähnlich wie bei Ines ist auch für Beate ihre schwierige Kindheit und Jugend und das gespannte Verhältnis zu ihrer dominanten Mutter ein wichtiges Thema. Erst die Bestätigung durch ihren jetzigen Partner gibt Beate das Selbstbewusstsein und die Stärke, sich weitgehend von ihrer Mutter zu befreien und ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Ein weiteres zentrales Thema in Beates Biographie sind ihre Ängste gegenüber fremden Gewohnheiten und Verhaltensweisen. Zwar hat sie etwas Französisch gelernt und integriert auch hin und wieder französisches Essen in den Alltag, insgesamt sind ihr Frankreich und französische Gewohnheiten jedoch sehr fremd geblieben.

Ihre Kindheit und Jugend empfindet Beate als sehr negativ und von der Strenge ihrer Mutter geprägt. Immer wieder betont sie, dass ihre Mutter ihr wenig Raum für eine eigene Entfaltung lässt und ihr gleichzeitig auch kaum Wärme und Nähe entgegenbringt. Sie fühlte sich oft einsam und kann ihrer Mutter nicht verzeihen, dass diese ihr den Besuch einer weiterführenden Schule verweigerte, obwohl dies ihren schulischen Leistungen entsprach. Zwar betont Beate immer wieder, dass die ständige Kontrolle und Beherrschung für sie als Kind und Jugendliche „*normal*“ war; deutlich wird jedoch, dass sie sich heute intensiv mit ihrem Verhältnis zu ihrer Mutter auseinandersetzt, ohne sich jedoch ganz ihrem Einfluss entziehen zu können.

Auch als junge Erwachsene kann sich Beate nicht von der Mutter lösen. Schon als 14-Jährige beginnt sie bei ihrer Mutter eine Lehre in ihrem Friseursalon. Zwar macht ihr die Arbeit als Friseurin Spaß, sie fühlt sich jedoch von ihrer Mutter unterdrückt und nicht anerkannt. Als ‚Lösung‘ sucht sie die Flucht in einer frühen Ehe, diese scheitert aber nach kurzer Zeit. Immerhin ermöglicht ihr die eigene Wohnung, die sie nach dem Scheitern ihrer Ehe behält, eine gewisse Unabhängigkeit von ihrer Mutter. Sie öffnet sich etwas nach Außen und genießt ihr kleines Stück Freiheit, wie beispielsweise Tanzen gehen mit ihren Freundinnen. Emotional und beruflich bleibt sie aber weiter von ihrer Mutter abhängig.

Ihren jetzigen Partner lernt Beate während einer dieser Tanzveranstaltungen kennen. Sie fühlt sich zu ihm hingezogen, weil er ihr das Gefühl gibt, etwas Besonderes zu sein und sie als Person anerkennt. Obwohl sie es nicht bewusst thematisiert, ist auffällig, dass sie mit ihm einen Partner wählt, der den Erwartungen ihrer Mutter in keiner Weise entspricht: Er tanzt gerne, hat Spaß am Leben, viele Freunde und unterliegt als Fremder nicht der Kontrolle der Mutter. Seine ‚Fremde’ fasziniert sie in gewisser Weise und sie fühlt sich geschmeichelt, dass dieser „*exotische*“ Mann sich für sie interessiert. Deutlich wird jedoch, dass sie sich nur auf die Be-

ziehung einlassen kann, weil ihr späterer Mann zu diesem Zeitpunkt schon gut Deutsch spricht und sozial und beruflich gut vor Ort integriert ist, er also nicht mehr wirklich ‚fremd' ist und sie „*verstehen kann*" (sprachlich und sozio-kulturell). Dass sie nie nach Frankreich ziehen wird, macht sie – und ihre Mutter – ihm von Anfang an klar.

Die Bestätigung durch ihren Partner und die Erfahrung, geliebt zu werden, helfen Beate ein gewisses Selbstbewusstsein aufzubauen. Sie versucht stärker, sich ihrer Mutter zu entziehen, ganz verliert diese ihren Einfluss aber nicht. So arbeitet sie bis zur Verrentung ihrer Mutter als Angestellte ihn deren Friseursalon. Außerdem versucht ihre Mutter immer wieder Einfluss auf ihre Partnerschaft und die Kindererziehung zu nehmen. Das Gefühl an Freiheit verstärkt sich durch den Umzug in einen anderen Stadtteil. Die Unterstützung durch ihren Partner geben ihr zudem Selbstvertrauen in sich und ihre Leistungen. Sie beginnt ihre eigenen Vorstellungen zu leben und auch etwas Französisch zu lernen. Beate möchte sich heute durch Kurse weiterbilden, um damit Bildungsdefizite ihrer Kindheit und Jugend auszugleichen.

Trotz dieser Öffnung hin zu einem eigenen Leben sind für Beate vertrauten Gewohnheiten und Verhaltensweisen sehr wichtig. Ihre Erfahrungen mit Frankreich und den französischen Verwandten ihres Mannes beschreibt sie als überwiegend negativ. Sie fühlt sich sprachlich und sozio-kulturell in Frankreich nicht verstanden und distanziert sich bewusst von ihr als ‚typisch französisch' wahrgenommenen Gewohnheiten und Verhaltensweisen. Die Art und Weise, wie sie Frankreich beschreibt, beruht stark auf Stereotypen, die in einem engen Zusammenhang mit ihren Ängsten vor ‚Fremde' zu stehen scheinen. So beschreibt sie „*die Franzosen*" als übertriebene Nationalisten und starke „*Machos*", die ihre Frauen einschränken und als Haushaltshilfe missbrauchen. Außerdem fühlt sie sich durch die Verwandtschaft ihres Mannes stark vereinnahmt und in ihrer gerade gewonnen Freiheit eingeschränkt. Bedrohlich sind die Besuche in Frankreich für sie wohl aber auch, da sie trotz ihrer grundlegenden französischen Sprachkenntnisse, Unterhaltungen nicht richtig versteht und sie damit wie in ihrer Kindheit außen stehend und hilflos ist. Deutlich wird in diesem Zusammenhang, dass Beate von prinzipiellen kulturellen Unterschieden zwischen Deutschen und Franzosen und jeweiligen ‚typischen' nationalen Identität ausgeht.

Ihren Partner beschreibt Beate dagegen als nicht (mehr) wirklich französisch – und damit für sie nicht bedrohlich. So betont sie an mehreren Stellen im Interview, dass sich ihr Partner weitgehend den „*deutschen*" Gewohnheiten und Verhaltensweisen angepasst hat und sich heute an ihrem gemeinsamen Wohnort stärker zu Hause fühlt als in Frankreich. Es wird deutlich, dass sie die wenigen französischen Gewohnheiten, wie z.B. einige französische Gerichte

bzw. das gelegentliche Feiern auf „*französische Art*“ (lebhafter, mit gutem Essen und Tanzen) als Ergänzung zu ihrem normalen Alltag begrüßt, es sie jedoch beruhigt, dass ihr Mann und ihre Kinder keine enge Beziehung zu Frankreich haben. Zwar hatte ihr Mann zunächst den Wunsch, den Kindern Französisch beizubringen, kann dies jedoch nicht umsetzen. Ihre Begründungen in diesem Zusammenhang (die ablehnende Haltung ihrer Kinder und ihre eigenen unzureichenden Sprachkenntnisse) verdeutlichen wiederum ihre Ängste, nicht verstanden zu werden. Äußere Anzeichen der binationalen Beziehung, wie der französische Nachname, die französischen Vornamen der Kinder sowie die doppelte Staatsangehörigkeit für sich und die Kinder begrüßt sie dagegen, möglicherweise auch, um nach außen hin eine Abgrenzung von ihrer Mutter zu verdeutlichen.

Vertrautheit und Verstanden werden sind auch wichtige Faktoren in Beates Heimatvorstellungen. So ist Heimat für sie die vertraute Umgebung der Stadt und der Region, in der sie ihre Wurzeln hat und in der sie sich auskennt. In dieser überschaubaren Umgebung mit ihr bekannten Menschen und Gewohnheiten fühlt sie sich wohl. Größere Städte und ‚fremde' Umgebungen machen ihr dagegen Angst. Beate verknüpft Heimat auch mit ‚Deutschland' – dies ist für sie der nationale und kulturelle Raum, in dem sie sich auskennt und in dem sie die Sprache und die Gewohnheiten versteht. In der Entwurzelung von Menschen und dem Verlust nationaler Identitäten – z.B. durch Europa - sieht sie eine Gefahr, da hierdurch Sicherheiten und das Gefühl für das ‚richtige' Verhalten verloren gehen. Obwohl nicht explizit genannt, wird zudem deutlich, dass für Beate ihre Partnerschaft und ihre Familie eine zentrale Bedeutung für ihre Heimatgefühl haben. So fühlt sie sich hier verstanden und akzeptiert, was ihr Selbstbestätigung und Sicherheit gibt.

6.6.5 Das Typische der Fälle

Beide Frauen empfinden ihre Kindheit als unglücklich. Sie fühlten sich in ihrer Familie nicht geborgen und geliebt. Zwar wurden sie versorgt und betreut, sie hatten jedoch beide das Gefühl, als Person mit ihren individuellen Bedürfnissen und Wünschen nicht angenommen zu werden. Sie fühlten sich in ihrer Lebenssituation gefangen und konnten wohl nicht das Selbstbewusstsein entwickeln, um ihren eigenen Weg zu gehen. Trotz der unterschiedlichen kindlichen Erfahrungen (Einengung durch eine dominierende Mutter vs. Verlust von Vater und Mutter) äußern beide starke Gefühle der Nicht-Anerkennung und Einsamkeit. Auch in der sozialen Umwelt fühlten sie sich nicht akzeptiert, sei es, weil die Mutter ihr Leben bestimmte (Beate) oder weil sie sich durch ihre Familiengeschichte stigmatisiert und ausgegrenzt fühlte (Ines). In räumlicher Hinsicht sind dagegen beide fest an einen Ort gebunden und können sich

kaum vorstellen, einmal wo anders zu wohnen. Beide erscheinen auch als junge Erwachsene sehr unsicher und haben große Ängste in Bezug auf Veränderungen. Sie träumen von mehr Freiheit, können diese aber nicht alleine umsetzen. Durch die Initiative einer Kollegin gelingt es Ines zwar, sich für einige Zeit aus dem Ort zu lösen und in einer anderen Region zu arbeiten. Diese ‚Freiheit' scheint ihr aber nicht genug Mut zu geben, sich wirklich von ihrem Herkunftsort und ihrem sozialen Umfeld zu lösen.

Fremde hat für beide Frauen zwei Seiten. Gerade bei Ines wird deutlich, dass Fremde für sie auch Freiheit bedeutet, vor allem in Hinblick auf ihre Familiengeschichte. Gleichzeitig empfinden beide Fremde jedoch auch als beängstigend. Sie fühlen sich durch ein ‚zu viel' an Fremde bedroht und können sich nur in einem geschützten Rahmen für ‚Fremdes' öffnen. So bedeutet die Ehe mit einem ‚Fremden' für beide Frauen zum einen eine Befreiung. Durch die Ehe mit einem Partner, der nicht die Herkunftsgeschichte kennt bzw. sich dem Einfluss der Mutter entziehen kann, können Ines und Beate sich zumindest teilweise von ihrer Herkunft befreien. Diese durch die Partnerschaft gewonnene Freiheit ist ihnen sehr wichtig und scheint bei beiden eine Entwicklung der eigenen Persönlichkeit und eigener Lebensziele unterstützt zu haben. Die Bedürfnisse des Partners, ‚eigene' Traditionen oder Gewohnheiten in der Partnerschaft zu leben, werden von beiden aber weitgehend abgelehnt. Auch Verbindungen nach Frankreich werden als bedrohlich wahrgenommen. Beide verknüpfen Frankreich mit eher negativen Erfahrungen und betonen die sehr gute Integration ihres Partners vor Ort. Dabei verknüpfen beide immer wieder nationale und kulturelle Identität und betonen, dass ihr Partner heute schon eher ‚deutsch' ist, also nicht mehr ‚der Franzose'.

Ines und Beate scheinen erst in der Partnerschaft, eine tatsächliche Heimat gefunden zu haben, die ihnen nicht nur Sicherheit und Halt, sondern auch Geborgenheit und Anerkennung bietet. Heimat ist für beide aber auch stark mit einer Region bzw. Stadt verbunden, mit der sie vertraut sind und in der sie sich auskennen. Beide haben ein starkes Bedürfnis zu verstehen und ‚verstanden' zu werden, auch in sprachlicher und soziokultureller Hinsicht. Da sie von typischen Gewohnheiten und Verhaltensmustern in der Region und auch auf nationaler Ebene ausgehen, empfinden sie nur ihre Herkunftsregion als Heimat. Diese ortsbezogene Heimat alleine vermitteln ihnen jedoch nicht das Gefühl, wirklich zu wissen, wo sie hingehören. Erst die in der Partnerschaft empfundenen Gefühle der Geborgenheit und Anerkennung ermöglichen ihnen Heimatgefühle, die zu einer Bestätigung ihrer eigenen Identität beitragen. Heute sind beide stolz, sich mit der Familie eine Heimat geschaffen zu haben, die sie nicht wieder aufgegeben wollen. Diese Heimat ist jedoch eher starr und auf die einmal geschaffenen Struk-

turen ausgerichtet, eine Öffnung von Heimat bzw. eine Weiterentwicklung von Heimatvorstellungen findet nicht statt.

Beide Frauen fühlen sich heute in ihrer Person anerkannt und vermitteln den Eindruck, dass sie wissen, wohin sie gehören und wie sie leben möchten. Sie haben ein gewisses Selbstbewusstsein entwickelt und konnten sich zumindest teilweise aus den Strukturen ihrer Kindheit und Jugend lösen. Beide benötigen jedoch feste Strukturen und ein vertrautes Umfeld, um sich sicher zu fühlen. Veränderungen und ‚zu viel Fremde' verunsichern und beängstigen sie und lassen sie umso stärker am Ist-Zustand festhalten. Die Bedürfnisse des Partners nach der „eigenen Kultur" können sie zwar nachvollziehen, diese dürfen jedoch ihre Welt nicht zu stark verändern. Dieses Bedürfnis nach Stabilität und „*Bodenständigkeit*" scheinen ihre Partner jedoch zu akzeptieren, so dass das ‚fremde' Element kaum noch in der Partnerschaft gelebt wird. Insgesamt entsteht der Eindruck einer engen Partnerschaft mit einer insgesamt guten Kommunikation, wenngleich bestimmte Bereiche (und Bedürfnisse des Partners) wohl ausgeklammert werden.

6.7 Alexandre: „*Also – ich brauche da noch Strukturen*."

6.7.1 Interviewsituation

Alexandre und Katharina hatten sich bei mir auf eine Anzeige in der regionalen Presse hin gemeldet. Beide freuten sich, als ich mit ihnen Kontakt aufnahm, um die Durchführung der Interviews zu besprechen. Als ich zum Interview erschien, waren zunächst beide anwesend, um sich den Hintergrund der Interviews erklären zu lasen. Anschließend verließ Katharina den Raum. Nach etwa der Hälfte der Zeit aßen wir gemeinsam zu Abend. Das Interview fand im Wohnzimmer statt, das wie eine erste gemeinsam Wohnung eingerichtet war (Mischung aus alten und neuen Möbel, viele Ikea Möbel) und gemütlich wirkte.

Die Atmosphäre im Interview war entspannt, die Unterhaltung fast freundschaftlich. Alexandre bemühte sich, mir alle Fragen zu beantworten, hatte sich jedoch über vieles noch nie Gedanken gemacht. Dadurch entstanden einige Pausen, in denen er versuchte, seine (neuen) Gedanken zu formulieren. Einige seiner Antworten blieben jedoch auch recht kurz, da er nicht wusste, wie er bestimmte Gedanken und Gefühle begründen sollte – ich hatte jedoch nicht den Eindruck, als wolle er Themenbereiche ausgrenzen oder Fragen umgehen. Vielmehr schien er es in gewisser Weise hilfreich und amüsant zu finden, sich mit mir, einer Deutschen im Alter seiner Frau, über seine Partnerschaft zu unterhalten.

6.7.2 Zentrale Themen

Ein sehr zentrales Thema im Interview von Alexandre ist seine lokale und regionale Verortung. Immer wieder kommt er darauf zu sprechen, wie wichtig es ihm ist, in ‚seiner' Region zu leben. Diese Fixierung auf einen genau bestimmten geographischen Raum und seine Ablehnung von Veränderungen begründet er mit den zahlreichen Umzügen in seiner Kindheit. Der geographische Raum ist für ihn auch eng mit kulturellen Gewohnheiten und vor allem mit ‚seiner' Sprache verknüpft: Nur wenn er ‚seine' Sprache sprechen und leben kann, fühlt er sich verstanden und sicher. Entsprechend verknüpft er auch die Integrationsschwierigkeiten seiner Partnerin mit dem Umstand, dass sie hier vor Ort nicht ‚ihre' Sprache sprechen kann.

6.7.3 Interpretation des Interviews

6.7.3.1 Kindheit und Erwachsenwerden

Kindheit

Alexandre schildert seine Kindheit vor allem unter dem Aspekt seiner späten, aber intensiven Verwurzelung in ‚seiner' Region. So geht er nur kurz auf die Erfahrungen seiner ersten acht Lebensjahre ein, in denen er mit seinen Eltern die meiste Zeit unterwegs war. Wichtiger ist es ihm, sein späteres elementares Bedürfnis nach vollständiger Integration vor Ort und in der Region verständlich zu machen. Zwar war er wohl während der Zeit der Umzüge nicht wirklich unglücklich, es entsteht jedoch der Eindruck, dass für ihn sein ‚richtiges' Leben erst mit der Integration vor Ort beginnt. Ein wichtiges Zeichen für seine Identifikation mit dem Ort und mit den Menschen ist für ihn sein regionaler Akzent („seine" Sprache).

„Gut – ich bin (*kurze Pause*), ich komme aus – aus – P. das - fünfzig Kilometer von hier ist – mit – einer ersten Zeit – mhm – in Frankreich – die in den (*kurze Pause*) – wir haben mit meinen Eltern in einem Wohnwagen gewohnt, weil mein Vater für eine Gesellschaft gearbeitet hat – die - wo – er Pipelines verlegt hat."[19]

„Also ich – ich hab einen Akzent, der ziemlich stark, der ein bisschen – also – da ähm ich ziemlich wenig da war, als ich klein war, also ich habe – ähm also – ich weiß nicht, als ich dann zurückgekommen bin – hatte ich das Bedürfnis mich da zu verankern, da wo ich war – aber ich habe einen ziemlichen Akzent – ich fühle mich integriert – in der Region – es ist meine Region. (…) Ich weiß nicht, ob ich darunter gelitten habe, so oft gewechselt zu haben und dann meine Freunde wechseln zu müssen. Wenn man ein Kind ist – und dann… Aber es ist so, dass es – zu dem Zeitpunkt – für mich wichtig war – mich wieder mit der Region zu identifizieren."

[19] Anmerkung: Dieses Interview wurde auf Französisch geführt, die Zitate wurden von der Autorin ins Deutsche übersetzt.

Wie groß sein Bedürfnis nach einer festen und dauerhaften Integration war, zeigt sich auch in seiner Aussage, dass er es bedauert, nicht „*im Herzen*“ des Ortes gewohnt zu haben – schon in dem etwas außerhalb liegenden Viertel fühlt er sich „*außenstehend*“ und nicht fest genug in die Ortsgemeinschaft integriert.

„Als wir, wir sind in einen kleinen, wir sind in ein Dorf in der Nähe von P. zurückgekehrt (*kurze Pause*), wo alle Kinder ein bisschen im Herzen des Ortes waren, während wir - es gab, es gab – es war ein Dorf, das sich stark entwickelt hatte und es gab Viertel, die etwas außerhalb waren (*kurze Pause*) und sagen wir mal, ich hatte das Gefühl, da etwas außerhalb dieses „Herzen“ des Ortes zu sein, aber gut, es war nicht (*kurze Pause*), *(lacht*) es war nicht dramatisch.“

In „*seine*“ Umgebung integriert, entwickelt Alexandre keine weiteren Pläne für sein Leben. Auffallend ist, wie stark er betont, dass er sogar noch während des Studiums keine Zukunftspläne entwickelte und es ihm scheinbar genügt, einfach da‘ zu sein

„Ich habe nie Pläne für die Zukunft gehabt. Ich, ich habe nie berufliche Pläne, - wie Berufsfußballer gehabt (*lacht*) im Traum, aber ich habe nie, ich habe nie so genau gewusst, was ich machen wollte. Sogar bis zum Ende (*kurze Pause*) bis zum Ende meines Studiums wusste ich immer noch nicht, was ich machen wollte, ich machte mein Studium – ohne irgendwie zu wissen, zu was es gut sein sollte.“

Das Verhältnis zu seinen Eltern und seiner Schwester thematisiert Alexandre im Interview so gut wie gar nicht. Zudem klammert er seine Erfahrungen während der Umzüge seiner Familie weitgehend aus (obwohl er am Ende der Zeit bereits 8 Jahre alt war). Es entsteht dabei nicht der Eindruck, als wolle er diese Themen bewusst ausklammern, vielmehr scheinen sie ihm im Kontext dieses Interviews nicht wichtig.

Erwachsenwerden

Nach seinem Abitur beginnt Alexandre ein Studium in G. Dort genießt er die Unabhängigkeit von seinen Eltern und die gemeinsame Zeit mit seinen Freunden. Diese stammen alle aus „*seiner*“ Region; ein Interesse, ‚Andere’ richtig kennen zu lernen, entwickelt er nicht.

„Ich war ein bisschen – wie – autonom (*lacht*). Also, ich weiß, dass das erste Studienjahr völlig daneben war, weil wir waren, wir hatten uns überlegt – ich habe einen, einen sehr guten Freund, mit dem ich, gewohnt habe, und noch einer meiner Cousins, mit dem wir uns sehr gut verstanden haben, und dann haben wir nichts gemacht, für das Studium, nichts. Also es war das – das erste Mal, dass wir – ähm – ohne Eltern gewohnt haben, dass wir unabhängig waren. Also, haben wir – vor allem davon profitiert, eher als zu studieren.“

„Da waren viele Leute mit denen ich – die auf dem Gymnasium in P. mit, mit uns waren, die wir in G. wieder getroffen haben, weil 80% der Leute aus dieser Region in den ersten Jahren in G. studieren. Also, gab es – wir kannten viele Leute, also habe ich … ich habe keine Bekanntschaft und keine Beziehung aus dieser Zeit da behalten.“

Seine relativ starke Orientierungslosigkeit in Bezug auf seine Lebenspläne zeigt sich auch bei seinem – Wechsel zur technischen Fachschule in der entfernteren Stadt N. in Frankreich. Dieser Wechsel war notwendig geworden, da er die Lernziele im ersten Studienjahr nicht erreicht hatte. So ist für ihn die Wahl der Stadt und des Faches weitgehend zufällig, seinen Abschluss macht er nur, weil es eben sein muss - ein persönliches Interesse am Erreichen der Ziele entwickelt er nicht.

„Ich habe eine Reihe von Bewerbungen für, für Hochschulen gemacht, darunter eine, die ich für N. gemacht habe, ein Institut für Technologie, also das ist eine Ausbildung, die nach dem Abitur zwei Jahre dauert. Und dann habe ich diese Bewerbung da gemacht und mir gesagt, gut N, was werde ich in N. machen, und dann war das dann die einzige, an der ich genommen wurde. Also bin ich dahin gegangen (*lacht*), ich bin dahingegangen und hatte einige Grundwahlmöglichkeiten: Biologie, Landwirtschaft und dann Ernährungslehre. (…) – Also habe ich Landwirtschaft angekreuzt, ohne genau zu wissen, was das genau ist."

Interviewerin: „Und was waren so Ihre Pläne in dieser Zeit?"
Alexandre: „(*Pause*) Keine Pläne. *(lacht)*"
Interviewerin: „Keine Pläne? »
Alexandre: „Äh ja. Das Leben von einem Studenten ein bisschen ohne Pläne, zufrieden Student zu sein (*Kurze Pause*). Das Ziel war so ein Jahr nach dem anderen. Es war das Diplom oder es war das Studienjahr (*Kurze Pause*) ohne sich, ohne sich weitere Fragen zu stellen.."

Diese Planlosigkeit und seine geringe Bereitschaft, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen und Verantwortung zu übernehmen, setzen sich auch in der Wahl seines Berufes und zu Beginn seiner Partnerschaft fort. Erst jetzt, da das Paar ein Kind erwartet, entsteht der Eindruck, als beginne Alexandre stärker über sich und sein Leben nachzudenken. Die stockend formulierten Aussagen und seine Wortwahl lassen erkennen, dass der Gedanke, ‚erwachsen' zu werden, für ihn noch neu ist. Noch verunsichert ihn aber die Tatsache, dass er Verantwortung übernehmen muss, den dadurch entstehenden Eindruck, etwas „*aufzubauen*" bzw. *„für jemanden wichtig*" zu sein, bewertet er jedoch positiv. Durch die Geburt des Kindes könnte für ihn seine ‚eigene' Familie entstehen, die zwar im Moment noch nicht genug „*Struktur*" hat, diese aber entwickeln könnte. Interessant ist, wie analytisch Alexandre sich und seine Situation hier beschreibt. So ist er sich bewusst, dass er relativ spät beginnt, sich Gedanken über sein Leben zu machen und er erst jetzt – nach mehreren Jahren der Partnerschaft – langsam beginnt, sich als Erwachsener zu fühlen.

„Ich bin noch im – im Übergang zwischen *(kurze Pause*) ähm Kind sein meiner Eltern und dann selber Eltern sein. Ich bin also in einer Übergangsphase und in dem Sinn bin ich noch nicht – ganz,… da ich immer noch... Wenn man in einer Situation ein bisschen zwischen zwei Dingen (*kurze Pause*), also – ich brauche da noch Strukturen."

„Seit sechs Monaten bin ich dabei, mir klar zu werden, dass wir ein Paar mit einer Familie sind – also löst man sich ein bisschen (…) – es ist vielleicht ein bisschen spät, es ist vielleicht – ähm – nicht zu spät (*lacht*). Es ist, eh, ich bin halt jetzt in diesem Stadium."

„Was gut ist, das (*kurze Pause*), das ist - ja – (*kurze Pause*), das ist das (*kurze Pause*), das ist den Eindruck zu haben, das Gefühl zu haben, (*kurze Pause*) für jemanden nützlich zu sein, für, für jemanden wichtig zu sein, in - (*kurze Pause*) in einer Aufbauphase zu sein (*kurze Pause*). Für mich ist das positiv, das (*kurze Pause*), ob es jetzt um den Aufbau der Familie oder des Hauses geht, oder… da ist jemand, der, was ich als gut empfinde ist, also, das ist nie – obwohl ich nicht sicher bin, ob ich den Mut hätte, ein Haus zu bauen oder es wieder auf…aber es wäre etwas Positives (*lacht*). Ich weiß gar nicht (*kurze Pause*), ob das – Kind - ob (*kurze Pause*), also ich weiß nicht."

Zusammenfassung

Obwohl er nicht näher auf die Umzüge mit der Familie eingeht, scheint sich Alexandre durch diese Zeit stark verunsichert zu fühlen. Umso wichtiger ist es für ihn, die danach gewonnen Strukturen zu erhalten und zu bewahren. Er identifiziert sich sehr stark mit der Region und hat das starke Bedürfnis, ‚richtig' dazu zu gehören. Diese ‚bewahrende' Haltung zeigt er auch hinsichtlich seines Status als Kind und Jugendlicher ohne Verantwortung. Er entwickelt keine Pläne für die Zukunft und lässt sich treiben. Erst durch die anstehende Geburt seines Kindes beginnt er sich zögerlich aus dieser kindlich-jugendlichen Rolle zu lösen.

6.7.3.2 Kennenlernen des Partners und Erleben seiner Migration

Kennenlernen des Partners

Alexandre erzählt die Geschichte des Kennenlernens sehr kurz und knapp. Für ihn hat sich die Beziehung ‚einfach so' ergeben. So interessiert er sich zunächst mehr für eine andere Praktikantin in seinem Büro. Erst nach deren Weggang, der für ihn ein natürliches Ende der Beziehung bedeutet, ist seine heutige Partnerin „*da*", die Initiative für die Partnerschaft geht dabei wohl stark von ihr aus. Sie selber schildert den Beginn der Partnerschaft übrigens anders als er: Seit seiner Geburtstagsfeier interessiert sie sich für ihn, den Prozess des Kennenlernens empfindet sie als deutlich länger.

„Die Praktikantin, die bei uns war, ist mit Katharina zu mir gekommen, um zu schauen, ob ich nicht eine Matratze für sie hätte. Also, das erste Mal, dass ich Katharina gesehen habe, war der Tag da, als sie schon gekommen ist, mein Bett zu holen *(lacht).* Ja. Also. – ähm – also das war das erste – Treffen und dann danach…. Also, ich hatte eine Beziehung mit der, der (*lacht)* Praktikantin, während Katharina schon da war, die ich kaum kannte und dann danach, also, als sie weg war (…) und dann ist Katharina, dann war sie da. Also – dann habe ich den Kontakt zu Katharina behalten, die da schon, die mich schon so ein bisschen, ein bisschen in der Schusslinie hatte."

Auch das Zusammenziehen ergibt sich aus seiner Sicht 'einfach so'. Dieser Schritt erschien ihm zwar zu diesem Zeitpunkt auch als passend, es entsteht jedoch nicht der Eindruck, als sei das Zusammenziehen von ihm forciert bzw. herbeigewünscht worden. Er reagiert nur auf die

Gelegenheit, die sich durch die Initiative von seiner Partnerin ergibt. Ernsthafte Überlegungen oder Planungen hat es aus seiner Sicht für dieses Zusammenziehen nicht gegeben.

„Es gab da einen ehemaligen Bauernhof, der frei wurde, neben dieser, dieser Kollegin von Katharina, die Katharina Bescheid gesagt hat. Und dann - also – wir hatten, wir sind da hin gegangen, um zu schauen und dann haben wir also – das ist einfach ein bisschen so gekommen, ich erinnere mich nicht, dass wir ernsthaft über die Tatsache diskutiert hätten, ob wir zusammen wohnen wollen oder nicht, es gab da diese Gelegenheit und dann ist das so gekommen. So war das."

Erleben der Migration des Partners

Alexandre schildert die Migrationsgeschichte seiner Frau vor dem Hintergrund ihrer beruflichen und sozialen Integration in Frankreich. Das Zusammenziehen ist dabei aus seiner Sicht ein erster wichtiger Schritt, für ihre Entscheidung in Frankreich zu bleiben. Erst mit dem Auslaufen ihres Arbeitsvertrages trifft sie jedoch die Entscheidung, trotz drohender Arbeitslosigkeit in Frankreich, für die Partnerschaft und ein Leben in Frankreich. Die Bedeutung, die diese Entscheidung und dieser Schritt für seine Partnerin haben, wird ihm selber jedoch erst viel später klar. Auffallend ist zudem, dass er diese Entwicklung mehr oder weniger als Entscheidung seiner Partnerin ansieht – er selbst wirkt relativ unbeteiligt in dieser für seine Partnerin sehr wichtigen Situation.

„Katharina arbeitete noch in ihrem Vertrag, sie hatte ihren Vertrag noch. Also, sie war noch, sie, sie hatte noch nicht die Entscheidung getroffen, in Frankreich zu bleiben. Das war so in der Entwicklung, da – für sie das viel wichtiger sein musste – mit einem Franzosen im gleichen Haus zu leben als für mich. Für mich war Katharina, sie war Deutsche, klar, aber sie arbeitete in G. – wir, also wir, wir hatten entschieden zusammen zu leben, das war für mich eine wesentlich geringe Verpflichtung als für sie. Es war schon ein bisschen, eine Vor – wie eine Vorentscheidung, in Frankreich zu bleiben."

„Ihr Vertrag hat dann aufgehört, also hatte sie keine Arbeit mehr, das war der Moment, in dem sie in Frankreich geblieben ist und weil ich – sagen wir mal, dass sie geblieben ist, weil sie ihre, die Beziehung zu mir hatte."

Mit der Entscheidung für ihn verlässt sie aus seiner Sicht auch ihren „*normalen*" Weg. Dass dies für sie ein ‚Opfer' bedeutet, erkennt er an, gleichzeitig fühlt er sich jedoch in dieser Situation überfordert. Er versteht, gerade aufgrund der für ihn persönlich zentralen Bedeutung einer ‚richtigen' Integration vor Ort, die Problematik ihrer Lebenssituation. Dennoch geht er davon aus, dass dies in gewisser Weise ‚ihre' Probleme sind, zu deren Lösung er nicht viel beitragen kann. Dass er sich von diesen Entscheidungen und damit verbundenen Problemen distanziert, zeigt sich auch darin, dass er in diesen Passagen fast ausschließlich von ihr spricht, ein ‚wir' oder ‚uns' dagegen kaum vorkommen.

„Ich, ich habe ihr viel geholfen, in dem Sinn – dass ich – in dem Sinn, dass ich sie beruhigt habe, dass – dass ich ihr Mut gemacht habe, würde ich sagen. Aber (*kurze Pause*), gut, ich konnte nicht viel ma-

chen. Auch weil, das für sie ein bisschen die ganze Umbruchzeit war, wo sie ein bisschen entschieden hat, in Frankreich zu bleiben. Also, jetzt, mit ein bisschen Abstand, war das die Zeit, in der die Entscheidung zu bleiben entstanden ist, dass sie genug Bindungen hatte, um die Tatsache ertragen zu können, ihre Ausbildung aufzugeben, ihre Familie weit weg zu haben und dann unter den Bedingungen, unter denen wir auf dem Bauernhof wohnten, der im Sommer gut war, aber im Winter, war es – es war kalt. Es waren – also – große Anpassungen auf ihrer Seite im Gegensatz zu mir, der also eine Arbeit hatte, die ich kannte - in meiner Region, in meiner man kann sagen sicheren Umgebung."

Zwar hat seine Partnerin mittlerweile eine Arbeit gefunden, richtig integriert ist sie aber aus seiner Sicht nicht. Interessant ist die Art und Weise, wie er über diese Situation spricht: Im Gegensatz zu den vorherigen Passagen findet hier ein deutlicher Perspektivenwechsel zu ‚seiner' Position statt. Er betont seine Zweifel und Probleme in dieser Situation, ihre Gefühle thematisiert er dagegen kaum. Dass sie nicht aktiv nach Freundschaften sucht, formuliert er als Vorwurf. Gerade hier wird jedoch auch deutlich, wie stark er seine Partnerin nach wie vor als ‚Fremde' wahrnimmt, die aus seiner Sicht (zunächst) eher den Kontakt zu Deutschen suchen sollte, um sich in ‚ihrer' Sprache austauschen zu können. Da seine Partnerin keine französische Muttersprachlerin ist, bewertet er ihre Chance, ‚richtige' Beziehungen vor Ort und in einem französischen Kontext zu finden, als gering.

„Ich fühle mich ein bisschen als wäre ich ein Punkt hier – mit einer großen Zahl von regionalen Bekanntschaften um mich und dann auf der anderen Seite, ist da nur ein kleiner Punkt, ein kleines bisschen. Und dann die, dann, dann ist ihre Familie weit weg, ihre … (obwohl sie jetzt arbeitet und es dort…, es mehr…) - es bietet ein bisschen – es gibt ein bisschen (*Pause*) – ich fühle mich ein bisschen, wie soll ich das sagen (*Pause*) – es gibt Momente, wo es ein bisschen schwer ist, fast die einzige,. die einzige Bindung von Katharina an diese Region zu sein. Es fehlen ihr einige, einige gute Freundinnen und ich denke, sie wird Schwierigkeiten haben, französische Freundinnen zu finden, enge Freundinnen, weil ich denke, dass die Muttersprache in einer Beziehung wichtig ist und ich fände es gut, wenn sie Deutsche – das ist das, worüber wir vorhin gesprochen haben – ich werfe ihr manchmal ein bisschen vor, dass sie sich nicht ein bisschen auf die Suche macht, Deutsche kennen zu lernen – also deutsche Frauen, die so ein bisschen in ihrer Situation sind, was ihr erlauben würde, engere Freundinnen zu bekommen – das würde mich manchmal entlasten, mich (*kurze Pause*). Ja so."

Zusammenfassung

Alexandre engagiert sich im Prozess des Kennenlernens und des Zusammenziehens selber nur wenig. Er reagiert auf die Initiativen seiner Partnerin und lässt sie über ihre gemeinsame Zukunft entscheiden. Hinsichtlich ihrer Probleme bei der Integration vor Ort zeigt er zwar Verständnis, seinen eigenen Einfluss auf ihre emotionale Situation empfindet er jedoch als gering. Die Integration vor Ort wird von ihm erwartet, gleichzeitig hält er sie jedoch aufgrund ihrer ‚fremden' Muttersprache als quasi unmöglich. Er selber fühlt sich durch die Wahrnehmung seiner Freundin als Orts-Fremde überfordert, möglicherweise wohl auch, weil er sich selber noch nicht bereit empfindet, für sich selbst und für andere Verantwortungen zu übernehmen.

6.7.3.3 Bewertung der Partnerschaft

Das Zusammenleben mit einer ‚fremden' Partnerin ist für Alexander nicht einfach. Die Schwierigkeiten in der Partnerschaft verbindet er immer wieder mit der Tatsache, dass seine Partnerin Deutsche ist. Deutlich zeigt sich, dass Alexandre gerne seinen ‚normales' Leben vor Ort weiterleben möchte und sich durch die Erwartungen seiner Frau behindert fühlt. Wie schon im vorherigen Abschnitt beschrieben, versteht er zwar, dass das Leben ‚in der Fremde' für sie nicht einfach ist, möchte jedoch seine eigenen für ihn wichtigen Freiheiten und Bindungen nicht einschränken. Gerade im Zusammenhang mit seinem Fußballspiel zeigen sich deutlich seine Schuldgefühle für dieses Verhalten, die er aber zu beruhigen versucht, in dem er seiner Partnerin die Verantwortung für ihre Probleme zurückgibt bzw. „*seine Schuld*" an dieser Situation zurückweist. Es entsteht der Eindruck, als befände sich Alexandre in einem Konflikt zwischen seinem eigenen Bedürfnis nach der Aufrechterhaltung einer festen regionalen und sozialen Verankerung und dem Verständnis für die Bedürfnisse seiner Frau, die ihre eigene regionale Verankerung für ihn aufgegeben hat.

„Ich mache zum Beispiel Sport, der mich am Wochenende ein bisschen Zeit kostet – es ist mir wichtig, das aufrechtzuerhalten, auch wenn ich weiß, dass Katharina, es ist – sie mag es nicht, wenn ich am Sonntagnachmittag zum Fußball spielen gehe – weil sie hier ein bisschen ein wenig einsam ist, aber ich halte daran fest, weil – ich – weil ich diesen Raum da brauche und weil es nicht meine Schuld ist, wenn sie, sie nicht die Möglichkeit für diesen Raum hat – also ich will keine Schuldgefühle haben und hier bleiben – oder mich zwingen, Dinge zu tun, die ich nicht machen würde, wenn sie nicht – nicht in dieser Situation da wäre. Also, ich versuche, so zu leben, so als ob ich mit jemanden zusammen wäre – sie ist groß genug um, um – wie – um ihrerseits ihr Leben zu leben – ich glaube, es ist notwendig… - also es gibt Bereiche, wo man… wo man zusammen lebt, aber es gibt Bereiche in der Freizeit, bei Sachen wie diesen, die ich haben möchte – ähm – als – diese freie Zeit und ohne Schuldgefühle zu haben, dass Katharina Deutsche ist und deshalb ein bisschen Probleme hat mit Bekanntschaften, also – weil es nicht meine Schuld ist."

„Mein Leben ist leichter als ihrs. Es ist manchmal für sie schwierig. Sie macht mir manchmal Vorwürfe, dass mein Leben einfacher ist. Aber manchmal ist es auch schwierig für mich, mit einer Deutschen zusammen zu sein, mit jemand, der nicht aus dieser Region kommt. Aber für sie ist es nicht einfach, nicht in ihrer Umgebung zu sein."

Sein ambivalentes Verhalten gegenüber der Fremdheit seiner Partnerin zeigt sich auch in den folgenden Passagen. Die Partnerschaft mit einer ‚Fremden' empfindet er mehr oder weniger als Zufall, könnte sich aber doch vorstellen, dass die Bindung seiner Partnerin an Deutschland, ihm eine gewisse geistige Offenheit ‚schenkt', die er gewinnt, ohne dass er seine vertraute Umgebung verlassen muss.

„Ich glaube, ich bin nicht, ich bin nicht jemand, der radikale Änderungen macht (*kurze Pause*). – Aber (*kurze Pause*) – also – die Veränderungen, also da ist eine Veränderung, so ein bisschen – ein Schritt hin zu einer Struktur mit – die eine Offenheit enthält – wenn ich mit Katharina zusammen bin, glaube

ich, ist das auch, weil… - ich habe es mir nicht so ausgesucht, mit jemandem Fremden, einer Deutschen zusammen zu sein, oder – aber es ist auch, weil ich so eine Art, ein bisschen eine geistige Öffnung brauche und dass – und dass möchte ich behalten, ich möchte es etwas weiter entwickeln – also ich brauche für mich eine Struktur, die gleichzeitig – regional verankert ist mit – einer Öffnung nach, nach Deutschland."

Auch in Konfliktsituationen zeigt sich sein problematischer Umgang mit der Fremdheit seiner Partnerin. So erkennt er, was es für sie bedeutet, sich nicht in ihrer Muttersprache ausdrücken zu können und nimmt dies als einen Nachteil ihm gegenüber wahr. Er wünscht sich, dass sie sich entsprechend ihrer Bedürfnisse ausdrücken kann, gleichzeitig empfindet er seine Vorteilsposition durchaus als Erleichterung, da er hierdurch schwierigen Diskussionen ausweichen kann. Er weiß, dass diese Gedanken nicht fair sind, dennoch nutzt er seine sprachliche Überlegenheit in Streitsituationen gelegentlich aus. Gleichzeitig wünscht er sich jedoch auch, dass er keine Schulgefühle für seine stärkere Position haben muss.

Alexandre: **„**Ich merke, dass – in Momenten, in denen wir uns streiten, oder wo man wütend ist (*kurze Pause*) - habe ich – habe ich … - habe ich eine leichtere Rolle, weil sie, sie findet (*lacht*) weniger gut ihre Worte – gut – weniger leicht als ich – und das, ich .. das frustriert sie. Also, zum Beispiel – ich weiß – dass sie – sie würde manchmal gerne reagieren können, um mir das, was sie sagen will, mir auf Deutsch sagen – (…) das ist für sie manchmal etwas blöd – dass, es für sie nicht genau so leicht ist, sich auszudrücken, in Momenten, wo man dem anderen sagen will, was man sagen möchte (*lacht*)."
Interviewerin: „Ja. Und wie reagieren Sie dann?"
Alexandre: „(*Seufzt*): Also ich – es ist tatsächlich oft ein bisschen ich, der – der in diesen Diskussionen stärker ist, weil ich mich wohler fühle – also (*kurze Pause*) – es – es gefällt mir zur Hälfte, weil es im allgemeinen interessant ist – in einer etwas engen Diskussion über ein Thema, das, das ist interessant, dass jeder - …. - und also (*kurze Pause*) ich – es ist etwas unloyal als, als ähm (*lacht*) Konfrontation. Also, was unloyal ist, es macht in Anführungszeichen, keinen Spaß, unloyal zu gewinnen – also es fällt oft ein bisschen ins Wasser."

Neben diesen auf sprachlichen bzw. auf ‚Fremde' basierenden Kommunikationsschwierigkeiten zeigen sich in den Schilderungen von Alexandre jedoch auch allgemeine Kommunikationsdefizite. Vor wichtigen Entscheidungen hat wohl selten ein richtiger Austausch zwischen ihm und seiner Partnerin stattgefunden. Dies ist für ihn allerdings nicht problematisch, sondern aus seiner Sicht ein ‚natürlicher' Weg. Dennoch geht Alexandre davon aus, dass er und seine Partnerin ein Grundverständnis haben und sich oft auch ohne Worte verstehen.

„Ich – wir, wir haben darüber gesprochen, um zu wissen, ob das (*Anm: die Wohnung*) uns gefällt – eigentlich recht wenig, weil wir sind ein Mal da hingegangen, ah ja, das war gut – sie lag – sie lag zwischen schönen Bäumen, es gab – keine Diskussion (*kurze Pause*). Das hat sich, würde ich sagen, ganz natürlich so ergeben. Es gab keine, zu wissen, ob es zu früh ist… - zusammen zu leben, ob wir Lust haben, ob – nein das hat sich ganz natürlich so ergeben."

„Ich glaube, wir haben eine Beziehung, die sehr – bei der wir gut fühlen, was der andere fühlt und wo es viele Dinge gibt, die man nicht sagt, aber die man fühlen kann – also vielleicht ist Katharinas Version ganz anders und man müsste uns das sagen (*lacht)*, das wir das ändern. – Aber, aber ich glaube, dass – also – dass es Dinge gibt, über die man nicht in der Tiefe diskutiert, vielleicht ist das verkehrt, aber ich denke – dass da ein grundlegendes Gleichgewicht ist, das da ist."

Zusammenfassung

Alexandre versteht zwar aufgrund seines eigenen starken Bedürfnisses nach festen Strukturen und Kontinuität sowie einer gelebten ‚regionalen Identität', dass es für seine Partnerin eine große Anstrengung bedeutet, in Frankreich zu leben. Dass die Partnerschaft mit einer ‚Fremden' aber auch Anforderungen an ihn selber stellt, fällt ihm schwer zu akzeptieren. Er möchte weiter wie bisher leben, muss aber erkennen, dass dies mit einer in der Region ‚Fremden' nicht immer möglich ist und fühlt sich deshalb teilweise überfordert. Möglicherweise fühlt er sich auch durch ihre fehlende Integration vor Ort bedroht, da sie ihn an eigene Fremdheitserfahrungen erinnert. Dies führt immer wieder zu Konflikten in der Partnerschaft.

6.7.3.4 Konstruktionen von kultureller Identität

Einstellungen zum anderen Land

Alexandres Erfahrungen mit Deutschland beschränkten sich vor seiner Partnerschaft auf die Wahrnehmung Deutschlands über den Fußball. Ein weiteres Interesse an Deutschland hatte er nicht. Interessant ist dennoch, dass er Deutschland – wenn auch im Spaß - als „*Erbfeind*" wahrnimmt, der Frankreich im Fußball immer schlägt.

„Ich hatte eine Vorstellung von Deutschland vor allem durch die deutschen Fußballmannschaften, ich hatte, ich hatte, ich hatte eine gute geographische Kenntnis von Deutschland, weil ich alle guten deutschen Mannschaften kannte, die guten deutschen Spieler, also der Fußball, der hat eine gewisse, er bietet (*lacht*) eine gewisse Kultur, durch die Europameisterschaften – also, ich hatte so einen geographischen Eindruck von Deutschland – nicht sehr genau, aber gut, schon mal eine erste, ein erstes Gefühl (*kurze Pause*). Für mich – für mich waren es die – sie schlugen uns immer im Fußball (*lacht*), es waren, es waren die Erbfeinde in sportlicher Hinsicht – das ist so ungefähr alles, was ich kannte und dann, ich hatte keine besondere, keine (*kurze Pause*) kein besonders Bild."

Auch heute hat sich Alexandre Bild von Deutschland nicht viel verändert. Besonderheiten bezüglich des Lebens bzw. der Gewohnheiten in Deutschland sieht er kaum. Zwar nimmt er gewisse Unterschiede bei der Gestaltung von Feierlichkeiten wahr, insgesamt entsteht jedoch der Eindruck, als sei ihm Deutschland relativ fremd geblieben.

„Es gab Veränderungen – nicht, nicht wirkliche Veränderungen (*kurze Pause*) – keine Veränderungen der globalen Sicht, keine wirklichen Bilder, keine – hmh – die Deutschen sind so oder so – gut. Veränderungen durch die Leute, die ich jetzt gut kenne, die Deutsche sind, also (*kurze Pause*), sieht man, dass wir uns auf kultureller Ebene relativ ähnlich sind, auf der Ebene, wie man lebt, auf der Ebene (*kurze Pause*) auf der allgemeinen Ebene gibt es keine großen Unterschiede."

„Ich würde sagen, dass ich keinen Gesamteindruck der Deutschen hatte. Ich denke, dass die Deutschen trotzdem etwas mehr (*kurze Pause*) organisiert sind bei Feiern – wie zum Beispiel bei einer Feier wie Weihnachten – viel mehr Kleinigkeiten - kleine Dekorationen, kleine Dinge haben, als in Frankreich."

Alexandre kann sich nicht vorstellen, in Deutschland zu leben. Als Hauptgrund nennt er seine sprachlichen Fähigkeiten, es entsteht jedoch auch der Eindruck, als sei er prinzipiell nicht bereit, einen solchen Wechsel zu wagen. Ihm ist es sehr wichtig, sich in seiner vertrauten Umgebung zu befinden und seine Umgebung zu verstehen (sowohl auf sprachlicher Eben als auch hinsichtlich lokaler Gewohnheiten und Regeln). Das Unbekannte der ‚Fremde' löst bei ihm Ängste und Unsicherheit aus, die sich auch deutlich in der zögerlichen Sprache dieser Passage widerspiegeln. Sein starkes Bedürfnis, an Bekanntem festzuhalten, führt er wiederum auf die Umzüge seiner Kindheit zurück und entschuldigt damit seine mangelnde Offenheit in dieser Frage.

„Also schon, ich habe ein Niveau im Deutschen, das, das zurzeit nicht ausreichend ist, um zu arbeiten (*kurze Pause*). Dann (*Pause*), ich weiß (*kurze Pause*), ich denke nicht, dass es mangelnde Offenheit von meiner Seite ist - aber es – ich weiß nicht, ob es mit der Tatsache zusammenhängt, dass ich viel gereist bin - ich bin im Moment zu zufrieden damit, dass ich, dass ich noch in einer Struktur bin, wo ich mich, wo ich mich zu Hause fühle. – Ich hätte Schwierigkeiten – (…) ich habe, ich habe, ich habe große Angst diesen Schr…diesen, diesen Schritt zu machen und dann bin ich nicht sicher, dass Deutschland – ich, ich, ich denke nicht, dass ich mich an einem Ort wohl fühlen würde, wo ich nicht alles verstehe, was gesagt wird, wo ich – es ist nicht eine Frage der Gewohnheit in Hinblick auf die Kultur. Es – es ist vor allem die Tatsache, mich an einem Ort wieder zu finden, wo ich nicht verstehe, was passiert, im allgemeinen, wo ich nicht ein bisschen die, also die Regeln kenne, nicht die Regeln, aber – wie das lokale Leben ist, wie – das könnte ich nicht – ich hätte Schwierigkeiten."

Einstellungen zum Herkunftsland

Mit Frankreich als Staat verbindet Alexandre nicht viel, außer im Bereich Sport zeigt er keinen Bezug zum Thema Nation oder Nationalität. Frankreich steht für ihn vor allem für ‚seine' Sprache und seine vertraute Umgebung.

Interviewerin: „Und was ist Frankreich für Sie?"
Alexandre: „Oh, nichts Patriotisches *(lacht)*, also nichts *(kurze Pause*) nichts großes, eigentlich nichts großes, es ist nur, es ist das System in dem ich lebe auf sprachlicher Ebene, auf administrativer Ebene, auf der Ebene… aber kein – Patriotismus (*lacht*), verbunden mit… – Kein Stolz Franzose zu sein, außer ein bisschen, wenn wir die Weltmeisterschaft gewonnen haben, aber sonst (*lacht)* nur das – nichts außer im Sport – keine – keine besondere Bedeutung, Franzose zu sein."

„Nichts in der Hinsicht (*kurze Pause*), ich habe es nicht so gewählt – ich würde sagen, es war keine Wahl, in dem Sinne, dass ich mich – ich habe nicht gewählt, in Frankreich zu leben, weil ich in dem Land wohnen wollte, das Frankreich ist. Sagen wir mal so, ich lebe in Frankreich, weil es meine Muttersprache ist und weil – ja – und weil es hier ist, wo ich, ich geboren bin – und ich glaube, dass meine Kindheit hat… - hat viel dazu beigetragen, dass – dass ich mich an irgendetwas festhalten musste, was, was ich verstehe."

Erleben von ‚kulturellen' Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Partnerschaft

Die gemeinsame Sprache in der Partnerschaft ist Französisch. Zwar erzählt Alexandre, dass er langsam Fortschritte im Deutschen macht, diese Fortschritte sind jedoch eher passiver Natur; aktive Anstrengungen, Deutsch zu lernen, unternimmt er nicht. Als Gründe führt er an, dass seine Frau ja so gut Französisch spräche, dass er mit Deutsch nicht herankäme bzw. dass sie ja nicht mit ihm Deutsch sprechen wolle. Diese Begründungen klingen allerdings etwas künstlich. Es entsteht der Eindruck, also würde er es eigentlich für richtig halten, wenn auch er besser Deutsch sprechen würde, er jedoch in der Praxis kein Engagement zeigt, die Sprache zu lernen und er deshalb der Interviewerin gegenüber etwas verlegen ist.

„Auf sprachlicher Ebene, ist es zu 99,9% Französisch (*lacht)* weil sie nicht will, dass ich – ja sie will nicht mit mir Deutsch sprechen (*lacht)*. Also – ich k… - es könnte mich weiterbringen, wenn wir, wir - aber gut, sie will nicht (*lacht*)."

„Und dann spricht Katharina so gut Französisch, dass es mir fast ein bisschen schwer fällt, mit Deutsch anzufangen – da ich weiß, dass ich niemals ihr französisches Niveau erreichen werde (*kurze Pause*) - also – auf jeden Fall, gibt es… - die Sprache, in der wir uns am wohlsten fühlen werden, wird Französisch sein, also das – ein bisschen denke ich irgendwo, dass mich, dass mich das (*kurze Pause*), ja, entmutigt es zu lernen (*lacht*)."

Auch sein Verhalten in Deutschland ist in diesem Zusammenhang interessant: So versteht er wohl immer mehr Deutsch, eine Motivation sich selbst besser verständlich zu machen, zeigt er jedoch kaum, außer im vertrauten Raum bei den Eltern seiner Partnerin. Gleichzeitig gibt ihm die Situation als ‚Sprach'-Fremder jedoch auch die Möglichkeit, sich nur dann in Unterhaltungen zu integrieren, wenn er es möchte – und ansonsten in der Beobachterposition zu bleiben.

„Es ist für mich interessant zuzuhören, zu versuchen, zu verstehen – ich habe große Schwierigkeiten bei Gesprächen mitzureden. Also für mich ist das ziemlich begrenzt …. – gar nicht mit den Eltern von Katharina – weil – weil da geht es sehr gut und weil ich, ich spreche, ich mache eine Menge Fehler, was soll's, das geht sehr gut, es ist schwieriger mit Leuten aus – unserer Generation."

„Ich höre gerne zu – und versuche zu verstehen. Und dann erlaubt mir das ein bisschen, wenn da – wenn da eine deutsche Diskussion ist – es erlaubt mir gleichzeitig, mich dann einzuschalten, wenn ich Lust habe und dann, wenn ich keine Lust habe (*lacht*) ich (*lacht*) schalte ich mich nicht ein, in dem Sinne, da es fast normal ist, dass ich mich nicht einschalte. Also ich mag, ich mag gerne diese Rolle, ein bisschen als Beobachter und dann, dann nehme ich teil, wenn ich, wenn ich Lust habe."

Für seine Kinder scheint Alexandre jedoch eine Zweisprachigkeit als selbstverständlich anzunehmen oder sogar zu wünschen. Er geht davon aus, dass seine Kinder automatisch eine enge Bindung an die französische Kultur und – was für ihn wichtig zu sein scheint – an die hiesige

Region entwickeln werden. Die Vermittlung von ‚deutschen Kulturelementen' sieht er dagegen als Aufgabe seiner Frau an, bei der er im Prinzip unbeteiligt ist – oder bleiben muss, weil er ja nicht Deutscher ist.

„Also ich, ich wünsche mir, dass… Nein – wenn, wenn es eine Sache gibt, die – meiner Meinung nach sehr wahrscheinlich ist und gut, die wir so besprochen haben und was logisch scheint ist, dass – Katharina mit den Kindern Deutsch sprechen wird und ich werde (*lacht*) mit ihnen Französisch sprechen, weil ich ja keine andere Wahl habe."

„Sie werden zwangsläufig die französische Kultur kennen lernen – die Kultur der Region, wenn wir in dieser Region hier bleiben, also – für mich – ist das fast ein bisschen impliziert. Im Gegensatz dazu, die deutsche Kultur (*kurze Pause*) – ich hoffe, dass sie sie durch – Katharina – die Sprache und die Art und Weise, wie sie – weil ich glaube, sie wird so weitermachen, Weihnachten und solche Dinge so zu machen, wie sie – also, da wird sie, ich denke, dadurch wird die Kultur ein bisschen weitergegeben."

Gemeinsame Gewohnheiten (sei es gemeinsame französische oder deutsche, gemischte oder neue Gewohnheiten) hat das Paar bisher nicht entwickelt. Beide versuchen so weit wie möglich ihre eigenen Gewohnheiten weiterleben, auch wenn sie deshalb immer wieder getrennte Wege gehen. Dies zeigt sich bei den Essgewohnheiten, vor allem aber in Bezug auf Weihnachten: Beide feiern gemäß ‚ihren' Traditionen mit ‚ihren' Familien Weihnachten. Ein Wunsch, dies zu ändern, ist bei Alexandre nicht zu erkennen.

„Schon beim Essen gibt es so eine, eine Sache – es ist so, dass Katharina mittags nichts isst (*kurze Pause*), also – während – ich, ich – wir – also wir es… - wir arbeiten in G., wir essen alle unsererseits Mittagessen, während ich am Wochenende mittags alleine esse (*lacht*), weil sie nichts isst – also das ist da schon eine Sache, wo – aber ich denke gar nicht daran, nicht mehr Mittag zu essen."

„Wir haben noch nie Weihnachten zusammen gefeiert. Also, es gab immer – ich bin hier geblieben und ich treffe sie im Allgemeinen zwischen Weihnachten und dem neuen Jahr und dann feiern wir Neujahr in Deutschland. Also da, das erlaubt ihr, an Weihnachten mit – diese – sie würde es sehr vermissen, nicht an - Weihnachten nicht mit ihren Traditionen – ein bisschen mit ihrer Familie – zu verbringen."

Die Besuche bei ihren Eltern in Deutschland sind vor allem der Wunsch seiner Partnerin. Zwar fährt er hin und wieder für ein paar Tage zu ihnen mit und versteht sich während dieser Zeit gut mit den Eltern seiner Partnerin, ein eigenes Interesse an diesen Besuchen ist jedoch nicht zu erkennen. Dass Besuche bei den Schwiegereltern nach einigen Tagen langweilig werden, sieht er jedoch nicht als bikulturelles, sondern als ‚normales' Phänomen an. An anderer Stelle führt er jedoch an, dass er das Gefühl hat, dass sich seine Partnerin manchmal bei ihren Eltern ohne ihn wohler fühlt, da sie sich dann nicht um ihn kümmern muss.

„Sagen wir mal, ich, seit dem – seit dem ich mit Katharina zusammen bin – bin ich dort (*Pause*) fünf oder sechs Mal gewesen, was so (*kurze Pause*) im Durchschnitt zwei Mal pro Jahr ist – Katharina fährt

häufiger da hin, wenn sie eine Woche frei hat, wenn sie – eine – sie fährt häufiger da hin. Wir fahren – ich – ich fahre gerne da hin (*kurze Pause*) für maximal drei oder vier Tage, weil danach – wenn man – weil sie in einer Wohnung wohnen, die relativ groß ist – ich glaube, es ist nicht mal die Tatsache, dass es in Deutschland ist oder wo es sonst – also ich glaube, nach drei oder vier Tagen, wenn man in seiner Schwiegerfamilie ist (*Pause*) also ja (*kurze Pause*) in eine Wohnung, weiß man nicht mehr so genau, was man machen soll."

„Manchmal mag sie es lieber ohne mich, als mit mir, weil – sie sorgt sich – ja – sie kann nicht so davon profitieren, da zu sein, weil sie sich in Anführungszeichen um mich kümmern muss."

Zusammenfassung

Für Alexandre haben Deutschland und Frankreich kaum eine Bedeutung hinsichtlich ihrer nationalen/staatlichen Dimensionen. Wichtig sind ihm Aspekte wie Vertrautheit von Gewohnheiten, Verständnis der Sitten und vor allem Sprache. Da er diese Sicherheiten in der Fremde nicht findet, lehnt er ein Leben in Deutschland ab. Auch auf die kulturellen Erfahrungen seiner Partnerin hat sich Alexandre bisher kaum eingelassen. Er folgt mehr oder weniger seinen vertrauten lokalen Gewohnheiten und lässt seine Partnerin ihren eigenen Weg gehen. Hinsichtlich der Kindererziehung erscheint ihm zwar eine Zweisprachigkeit angebracht, ein größeres Interesse an gemeinsamen deutsch-französischen Bezügen oder Kulturelementen entwickelt er jedoch nicht.

6.7.3.5 Heimat und Fremde

Eigene Heimatdefinition

Alexandre kennt den Begriff „Heimat" nicht. „Chez moi" verwendet er dagegen sowohl für die Region, aus der er stammt, als auch für „seine" Wohnung.

Geographische Räume als Heimat

Für Alexandre ist die Region bzw. der Ort, an den er mit seinen Eltern im Alter von etwa acht Jahren zurückgekehrt ist, ein zentraler Bezugspunkt. Er hat das Gefühl, von dort zu „*stammen*" und fühlt sich stark mit dieser Region verbunden. Seine regionale Verankerung dokumentiert sich für ihn auch über die Sprache. So hat er das Gefühl als Achtjähriger (endlich) in ‚seine' Region und zu ‚seiner' Sprache zurückgekehrt zu sein – und damit Normalität und Identität (wieder-)erhalten zu haben.

„Ja - ich bin ziemlich regional – verankert, ich habe, ich habe einen ziemlich starken Akzent in – in der Sprache. – Da gibt es einen Akzent aus der Region, der ein bisschen an einen Schweizer Akzent erinnert – und also ich, ich hab einen Akzent, der ziemlich stark, der ein bisschen – also – da ich ziemlich wenig da war, als ich klein war, also ich habe – also – ich weiß nicht, als ich dann zurückgekommen bin – hatte ich das Bedürfnis mich da zu verankern, da wo ich war – aber ich habe einen ziemlichen Akzent – ich fühle mich integriert – in der Region – es ist meine Region."

Einmal in diese festen Strukturen eingebunden, kann Alexandre sich nicht mehr vorstellen, ‚seine' Region/sozialen Strukturen wieder zu verlassen und die erreichte Integration und Identifikation wieder aufzugeben. Das Leben in dieser Region/an diesem Ort verknüpft er zudem mit seiner Jugendzeit. Der Wunsch, wieder an diesem Ort und in dieser Zeit zu leben, spiegelt dabei möglicherweise seinen Zerrissenheit zwischen dem Gefühl, ohne Verantwortung (als Jugendlicher) leben zu möchten und der Notwendigkeit für seine Familie Verantwortung übernehmen zu müssen.

Interviewerin: „Konnten Sie sich zu dieser Zeit vorstellen, einmal ganz wo anders zu leben?"
Alexandre: „(*Pause*): Nein. Nein, da (*Pause*) hmh gut jetzt, wo sie mir die Frage stellen – ich habe mir diese Frage nie gestellt. Ich weiß nicht, ob es daran liegt, dass ich viel rum gekommen und dann zurückgekehrt bin, und weil ich ein bisschen erleichtert war, Stabilität zu haben – ich habe mir die Frage nie gestellt (*lacht*)."

Interviewerin: „Würden Sie gerne noch mal da in P. leben?"
Alexandre: „Wen ich meine Jugend in P. noch mal erleben könnte, ja."

Der Ort, in dem er heute lebt (ca. 100 km entfernt), erfüllt dagegen nicht seine Erwartungen von Heimat. Es entsteht der Eindruck, als fehle ihm hier nicht nur seine persönliche Integration in das Ortsgeschehen, sondern auch eine gewachsene Sozialstruktur des Ortes selber: Der Ort weist für ihn keine Heimatbedingungen auf, weil die Menschen, die dort wohnen, oft selber nicht aus diesem Ort „*stammen*".

„Es ist der größte Ort, in dem es viele, viele Leute gibt – es ist ein Ort, der seine Einwohner verdoppelt hat, sogar verdreifacht in 10 oder 12 Jahren. Also gibt es viele, viele Leute, die in G. arbeiten, die nicht aus … - aus dem Ort stammen, also gibt es hier ein Leben, dass ein bisschen so wie in einem Vorort einer Stadt ist – also ich würde sagen, es – für die Leute wie wir, die von außerhalb kommen – gibt es nicht wirklich – wir kennen nicht das Dorfleben – also wir kennen - ich kenne (*kurze Pause*) mehrere Leute in S., weil es Leute gibt, die ich von früher kenne, die in S. wohnen – wir kennen uns ein bisschen besser, seit wir hier sind – sagen wir mal, wir kennen so ungefähr zehn Paare, in S. Aber wir nehmen am Dorfleben nicht teil."

Die Region scheint dagegen durch seine berufliche Tätigkeit Potenziale zu haben, zu ‚seiner' Region zu werden. Durch seine Arbeit ist ihm die Region vertrauter geworden, durch seine Kontakte mit den Menschen der Region fühlt er sich stärker in die Region integriert. Hier zeigt sich, dass für ihn ein tiefes Verständnis und eine hohe Vertrautheit mit der Region und ihren sozialen Strukturen für ihn wichtig sind, um sich zu Hause zu fühlen. Noch ist jedoch seine Herkunftsregion ‚seine' Region.

„In der Region. Ich bin in meiner Region, ja – man muss wissen, dass meine Herkunftsregion ein Plateau ist, dass noch ein bisschen höher liegt, in P. ist man auf 1000 Meter Höhe, es ist ein sehr kaltes Klima, sehr rau – mhm es ist schon nicht mehr die selbe Region wie hier – aber gut, durch meine Ar-

beit habe ich während der letzten vier, fünf Jahre viel in einem, in einem recht großen geographischen Raum gearbeitet und jetzt sind wir gerade dabei, etwas enger zu werden (…) also geographisch sind wir dabei, uns etwas zu begrenzen, wir arbeiten viel in der Region, also bin ich viel in Kontakt mit vielen, vielen Bürgermeistern, mit Leuten – so ein bisschen der Kreis, um meine Arbeit hier in der Region. Also fühle ich mich hier in der Region gut verwurzelt."

Wichtig sind für Alexandre auch die Wohnung bzw. das Haus, in dem er lebt. Um sich dort zu Hause zu fühlen, sind jedoch längerfristige Bindungen von ihm bzw. seiner Familie an das Haus/Grundstück notwendig. Diese längerfristigen Bindungen entstehen für ihn vor allem durch Besitz. Das Appartement, in dem er jetzt wohnt, ist für ihn dagegen nicht Heimat: Durch die Mietsituation und das Teilen des Hauses mit einer anderen Familie fehlt ihm das Gefühl langfristiger Bindungen und die Möglichkeit eines autonomen Handelns.

„Ich denke, solange ich nicht Besitzer meines – Besitzer in dem Sinne bin, wo, wo ich Veränderungen machen könnte, ich mich – mich um den Garten kümmern könnte, um den Zugang, um .. ich würde mich nicht innerhalb der Mauern zu Hause fühlen. Gut, wenn ich im – weil hier haben wir – ich weiß nicht, ob sie es gesehen haben, dass es hier, dass diese Wohnung eine Wohnung darunter hat - es sind sehr nette Nachbarn, aber die – ja – mit denen wir uns das Gelände drum herum teilen – also ist es ein bisschen ein freier Raum, in dem wir beide nicht richtig zu Hause sind, wir, obwohl es sehr, sehr gut läuft, - ich habe nicht das Gefühl, bei mir zu Hause zu sein."

Soziale Beziehungen als Heimat

Wie bereits beschrieben, verbindet Alexandre mit der Region nicht nur räumliche Aspekte, auch die dortigen sozialen Beziehungen und Strukturen tragen entscheidend zu seinem Heimatempfinden bei. So verknüpft er seine Identifikation mit der Region eng mit dem Kennenlernen fester Freunde.

An diesen, in seiner Jugend gewonnen Freundschaften hält er auch heute noch fest. Er empfindet sich weiterhin in dieses „*Netz*" von Beziehungen eingebunden. Entsprechend bedauert er es, dass er seine Freunde nicht mehr so häufig wie früher sieht. Das Vermissen dieser festen und sicheren Strukturen trägt möglicherweise zu seinem Wunsch bei, wieder in seiner Herkunftsregion zu leben.

„Ich hatte viele (*kurze Pause*) gut – also viele – eine, eine Gruppe von (*kurze Pause*) von Freunden, als wir so (*kurze Pause*) zwischen vierzehn, fünfzehn und, und zwanzig Jahre alt waren, gut, ich habe eine Gruppe von Freunden, die, die ich besonders mochte – die ich jetzt viel weniger sehe, weil jeder etwas weiter weg ist, aber es ist richtig – das ich aus dieser Zeit ein Netz von, von Freunden habe, das wichtig ist."

In seiner Studienstadt fühlt er dagegen die Notwendigkeit, vor Ort zumindest einige soziale Bindungen aufzubauen, um sich – zumindest vorübergehend – zu Hause zu fühlen. Interessant

ist, dass er gerade zu demjenigen den engsten Kontakt aufbaut, der an seinem „*site familial*“ lebt, also seine Wurzeln (in regionaler und familiärer Hinsicht) vor Ort hat.

„Wir waren viele, die ganz alleine in einer Region waren, in der wir, wir uns nicht kannten (*kurze Pause*), wo man nichts kannte und wo man niemanden kannte. Also das… - gezwungenermaßen finden die Leute da schneller (*kurze Pause*) Kontakte. Also, ich sage das, weil, gut in dem Moment hatte – gab es viele Leute, die ich kannte, viele Leute, aber eigentlich war die einzige echte Bekanntschaft, die ich behalten habe, das war, das ist mit jemanden, der – mit dem ich immer noch häufig Kontakt habe – also es war also jemand aus N. Also jemand (*lacht)*, der, der an seinem Famliensitz lebte.“

Sprache als Heimat

Sprache spielt für Alexandre eine zentrale Rolle für seine regionale Identität, sein Verhältnis zu Deutschland und Frankreich und in seiner Partnerschaft. Sie ist damit ein entscheidender Faktor für sein Empfinden von Heimat oder Fremde. So verbindet er - wie beschrieben - seine Integration und Identifikation in ‚seine' Region eng mit seiner Fähigkeit, die regionale Sprache zu verstehen und zu sprechen. Dies verbindet ihn auch mit Frankreich. Deutschland dagegen ist ihm dagegen unheimlich und fremd, weil er dort „*nicht alles versteht*“.

„Ich habe, ich habe, ich habe große Angst diesen Schr…diesen, diesen, diesen Schritt zu machen und dann bin ich nicht sicher, dass Deutschland – ich, ich, ich denke nicht, dass ich mich an einem Ort wohl fühlen würde, wo ich nicht alles verstehe, was gesagt wird.“

„Sagen wir mal so, ich lebe in Frankreich, weil es meine Muttersprache ist und weil – ja – und weil es hier ist, wo ich, ich geboren bin.“

Dass für Alexandre Sprache auch in der Partnerschaft eine wichtige Rolle spielt, zeigt sich auch darin, dass er ‚seine' Sprache als eine Art Machtmittel gegen seine Partnerin einsetzt. Wenn er dagegen in Deutschland ist, erlaubt ihm die ‚fremde' Sprache, sich auf die Rolle eines Beobachters zurückzuziehen. Deutlich wird zudem, dass er nicht daran glaubt, dass seine Partnerin einmal ‚richtig' in französische (Beziehungs-)Strukturen eingebunden sein wird, da ihr hierfür die ‚richtige' Muttersprache fehlt – eine Lösung sieht er für sie im Aufbau von Beziehungen zu Deutschen am Ort.

Familie als Heimat

Familie im Sinne von engen emotionalen Bindungen und Vertrautheit scheint dagegen für Alexandre eine geringere Bedeutung zu besitzen. Gleichzeitig sichert jedoch Familie räumliche und soziale Strukturen, in dem sie zuverlässige Bindungen über längerfristige Zeiträume entstehen lässt. Auffallend ist aber, dass er seine Eltern – wie übrigens auch seine Freunde - im gesamten Interview als Personen nicht plastisch werden lässt.

Interviewerin: „Hmh. Gab es in - da in P. Einen Ort oder einen Platz oder etwas, was besonders wichtig für Sie war ?“
Alexandre: „(*kurze Pause*) Nein. Das Haus, das Haus, wo wir wohnten – wo meine Eltern noch leben (*kurze Pause*) sonst, nein, nein (*lacht*) keinen besonderen Ort.“

Seine Partnerschaft sieht er dagegen noch nicht als Familie an, da ihm für eine ‚richtige’ Familie eine ausreichende „*Struktur*“ fehlt. Gleichzeitig wird auch deutlich, dass Familie für ihn eng an den Besitz eines Hauses, also eine lokale Fixierung, geknüpft ist. Mit der Schwangerschaft seiner Frau, also dem Entstehen seiner ‚eigenen’ Familie, scheint sich deshalb auch sein Heimatempfinden zu verändern. Es entsteht der Eindruck, als könne durch das Kind und dem gewünschten Hauskauf eine gewisse Ablösung von seiner Jugendregion und eine neue Bindung an die jetzige Wohnregion entstehen.

„Es fehlen mir noch ein bisschen die familiären Strukturen, in dem Sinn, dass – meine Familie- wie ich gesagt habe, es wäre interessant, ein Haus zu haben – und dann Besitzer oder wenigstens Mieter zu sein – auch wegen einer familiären Struktur – das ist … - ich habe diese Dimension noch nicht. Ich bin noch im – im Übergang zwischen *(kurze Pause*) Kind sein meiner Eltern und dann selber Eltern sein.“

„Und seit Katharina, seit sechs Monaten schwanger ist und seit dem, bin ich dabei mir bewusst zu werden, dass wir ein Paar mit einer Familie sind – also bin ich dabei mich etwas zu lösen.“

Umgang mit Heimweh und Fernweh

Fernweh empfindet Alexandre nicht, vielmehr ist er froh, in seinen festen Strukturen leben zu können. Schon den Umzug in die benachbarte Region empfindet er als einen gewissen Heimatverlust. Aus diesem Grund empfindet er auch ein gewisses ‚Heimweh‘ nach der Region, in der er in seiner Jugend gelebt hat.

Zusammenfassung

Für Alexandre ist in erster Linie die Region, in der er seine Jugend verbrachte, mit ihren räumlichen und sozialen Strukturen seine Heimat. Sprache prägt diese regionalen und sozialen Bindungen maßgeblich mit bzw. macht sie überhaupt möglich. Familie - als Institution mit fester räumlicher und sozialer Verankerung - trägt ebenfalls zu diesen für ihn notwendigen längerfristigen Bindungen an einen Ort/an ein Haus bei. Gerne würde Alexandre wieder in ‚seiner’ Region leben. Durch die anstehende Geburt des Kindes zeigen sich jedoch gewisse Veränderungen in seiner Selbstwahrnehmung und hinsichtlich seiner Heimaterfahrungen, z.B. die Möglichkeit der Heimatfindung in der neuen Region, der Wunsch ein eigenes Haus zu bauen. Die Faktoren, die für ihn Heimat darstellen (feste Verwurzelung in einer Region und deren sozialen Strukturen, langfristige Verankerung vor Ort durch Haus und Familie) bleiben jedoch dieselben.

6.7.3.6 Fazit

Ein zentrales Thema im Interview mit Alexandre ist sein Bedürfnis nach Verankerung in feste Strukturen. Er hat einen intensiven Wunsch zu wissen, wohin und zu wem er gehört und empfindet Wurzellosigkeit als Bedrohung. Dieses starke Bedürfnis nach Verwurzelung begründet er mit den Erfahrungen seiner frühen Kindheit. Die ständigen Umzüge mit seinen Eltern in seinen ersten Lebensjahren scheinen ihn extrem verunsichert und in ihm den starken Wunsch nach Stabilität, festen Ordnungen und sichtbarer Zugehörigkeit geweckt zu haben.

Diese Verankerung in feste Strukturen findet Alexandre in seiner späteren Kindheit und Jugend in der Region rund um den Ort P. ‚Seine' Region charakterisiert sich für ihn durch räumliche Vertrautheit, eine feste Integration in das soziale Gefüge des Ortes, festen Bindungen an Freunde und die langfristige Integration seiner Familie in diesen Ort (u.a. über das Haus). Seine eigene Zugehörigkeit zu und seine Identität mit dieser Region dokumentiert sich für ihn stark über Sprache. Da der Akzent des Ortes seine ‚Muttersprache' ist, kann er sich schnell in die Gemeinschaft integrieren und wird auch von ihr als zugehöriger Teil angenommen. Auch seine Zugehörigkeit zu Frankreich bzw. seine Fremdheit in anderen Ländern dokumentiert sich überwiegend über Sprache. Weitere nationale oder staatliche Aspekte spielen dagegen für Alexandre keine Rolle.

Die einmal gewonnen Wurzeln möchte Alexandre erhalten. Die Bewahrung seiner Zugehörigkeit zu diesem Ort und seinen sozialen Strukturen ist für ihn sehr wichtig und er hält sie auch während seines Studiums und nach seinem Umzug nach G. aufrecht. Auch heute noch würde er gerne in die Zeit seiner Jugend und in ‚seine' Region zurückkehren. Möglicherweise steht auch seine Plan – und Ziellosigkeit im Zusammenhang mit dem Wunsch, seine Verankerung möglichst unverändert bewahren zu wollen. Alexandre entwickelt keine Ziele und Wünsche für seine Zukunft, seine Ausbildung macht er, weil er eben muss, seinen Beruf ergreift er, weil dieser ihm angeboten wird. Ein eigenes Interesse oder eine Übernahme von Verantwortung für seine Interessen ist bei ihm (bisher) nicht zu erkennen.

Die Partnerschaft mit einer ‚Fremden' ist für ihn mehr oder weniger Zufall. Er hat sich nicht nach Fremde gesehnt, die Initiative für die Partnerschaft ging zudem wohl überwiegend von seiner Partnerin aus. Für ihre Entscheidung, bei ihm in Frankreich zu bleiben, sieht er sich nicht wirklich mitverantwortlich. Auch die Notwendigkeit, sich vor Ort ein Leben aufzubauen und sich in die hiesigen Strukturen zu integrieren, sieht er mehr oder weniger als ihre Aufgabe an. Deutlich wird jedoch, dass ihre ‚Fremdheit' in der Region und ihren sozialen Strukturen auch für ihn problematisch ist. So kann er zwar ihre Schwierigkeiten, in der ‚Fremde' leben

zu müssen, gut verstehen. Auch empfindet er Mitgefühl für ihre Situation, fühlt sich aber gleichzeitig von ihrem Verlust sozialer und räumlicher Bindungen bedroht, möglicherweise auch, weil durch ihre Ansprüche an ihn seine eigene Integration vor Ort bedroht ist bzw. weil sie ihn an seine eigenen Erfahrungen von Wurzellosigkeit und Haltlosigkeit erinnert. Er hat den Wunsch, dass sie sich möglichst schnell vor Ort integriert, glaubt aber gleichzeitig, dass sie wohl nie ‚richtig' in die sozialen Strukturen vor Ort integriert sein wird. Alexandre fühlt sich durch die Verantwortung für seine ‚fremde' Partnerin überfordert, möglicherweise auch, weil er sich selber noch nicht als Erwachsenen und für sich selbst verantwortliche Person wahrnimmt. Diese Situation führt zu Spannungen in der Partnerschaft und ist möglicherweise auch der Grund dafür, dass jeder der beiden Partner bisher mehr oder weniger seine ‚eigenen' Gewohnheiten weiterlebt.

Die anstehende Geburt des gemeinsamen Kindes scheint bei Alexandre jedoch gewisse Veränderungen auszulösen. So entsteht der Eindruck, als beginne er sich darüber Gedanken zu machen, Dinge aktiv zu verändern und Verantwortung für sich und seine Familie zu übernehmen. Er denkt über den Kauf eines Hauses nach und könnte sich vorstellen, dass er über seinen Beruf, seine Familie und ein Haus eine festere Zugehörigkeit zu seiner jetzigen Wohnregion entwickeln könnte. Ein Umzug nach Deutschland kommt für ihn jedoch aufgrund seines Bedürfnisses nach Vertrautheit und Zugehörigkeit (auch sprachlicher) auch in Zukunft nicht in Frage und er geht fest davon aus, dass seine Kinder hier vor Ort aufwachsen werden. Von seiner Partnerin scheint er zu erwarten, dies als gegeben hinzunehmen.

Der Eindruck, dass sich Alexandre in einem Übergangsstatus zwischen Jugend und Erwachsensein befindet, zeigt sich auch in seiner Erzähl- und Verhaltensweise im Interview. So bemüht er sich einerseits im Interview immer wieder, seine eigene Rolle und seine Handlungen zu reflektieren und Problemen auf den Grund zu gehen, gleichzeitig wird jedoch in seiner teilweise sehr überlegenden Erzählweise deutlich, dass diese Art der Selbstreflektion für ihn noch sehr ‚neu' ist. An anderen Stellen reagiert er dagegen stärker als (ich-bezogener) Jugendlicher, der – z.B. in der Partnerschaft vor allem ‚seine' Probleme fokussiert und die Schwierigkeiten seiner Partnerin zwar wahrnimmt, diese aber in ihre Verantwortlichkeit zurückweist.

6.7.4 Henri: *"Zu Hause ist ein Ort, an dem ich nicht störe."*

Eine genaue Interpretation des Interviews mit Henri ist relativ schwierig, da er an wichtigen Stellen immer wieder ausweicht, sich auf Floskeln zurückzieht, reine Fakten aufzählt bzw.

Antworten ablehnt, da ihm die Thematik zu persönlich ist. Dennoch deutet vieles darauf hin, dass seine Erfahrungen, Einstellungen und Handlungsweisen denen von Alexandre ähneln.

Ein zentrales Thema von Henri ist die starke Betonung der ‚Normalität' seines Lebens und seiner Erfahrungen, insbesondere hinsichtlich der Umzugserfahrungen in seiner Kindheit und der Migrations- und Integrationserfahrungen seiner Frau (die diese Erlebnisse vollkommen gegensätzlich und beinahe traumatisierend schildert). Viele seiner Aussagen kreisen zudem um das Thema ‚Bedürfnis nach einem Zuhause' sowie die Frage nach einem selbst bestimmten Handeln, wobei auch hier immer wieder Brüche in seinen Wahrnehmungen und Aussagen zu erkennen sind.

Bedingt durch die Militärangehörigkeit seines Vaters zieht die Familie von Henri in der Kindheit alle ein bis zwei Jahre um. Zwischen einigen Aufenthalten in der Bretagne, lebt die Familie unter anderem in Deutschland, Vietnam und Algerien. In seinen Schilderungen beschreibt Henri diese häufigen Ortswechsel als unproblematisch, da sie zur „*Gewohnheit*" der Familie gehörten. Zwar hätte er hierdurch oft Freundschaften aufgeben müssen, er habe jedoch unter dieser Situation nicht gelitten, da die Familie für ihn ein Stabilität und Orientierung gebender Pol gewesen sei. Er bezeichnet es in diesem Zusammenhang auch als „*normal*", dass sich ein Kind „*anpasst*". Vergleicht man diese Aussagen jedoch mit späteren Passagen im Interview, in denen er von der Freiheit spricht, die es bedeutet, den eigenen Aufenthaltsort zu wählen bzw. wie wichtig es ihm heute ist, ein fest verwurzeltes, stabiles und auf Regelmäßigkeiten beruhendes Leben zu führen, so deutet dies auf eine gewisse Diskrepanz seiner Äußerungen zu seinen Empfindungen hin. Auffallend ist zudem, wie zögerlich sich Henri zu den Erfahrungen dieser Zeit äußert. Späteren Nachfragen nach Erinnerungen an seine Kindheit weicht er weitgehend aus, deutlich wird nur, dass sein Vater wohl die meiste Zeit abwesend war, die Familie also selten als Einheit zusammen war.

Die Studien– und Berufswahl des Deutschlehrers trifft Henri freiwillig und entsprechend eines gewissen Interesses an der Fremde bzw. an Deutschland. Eine feste Bindung an seinen Studienort in Nordfrankreich bzw. an Studienkollegen entwickelt er nicht, stattdessen kehrt er, wenn immer möglich, an den Wochenenden in die Bretagne zurück, wo seine Eltern in dieser Zeit leben. Auch die Entscheidung, vor der Aufnahme seiner Tätigkeit als Lehrer für ein Jahr nach Deutschland zu gehen, trifft er selbstbestimmt, seine Motive für diese Entscheidung werden allerdings nicht deutlich. Auffallend ist, dass Henri den Aufenthalt zunächst als enttäuschend empfindet, da er relativ schwierig Kontakte zu anderen Studierenden findet.

Dies ändert sich mit dem Kennenlernen seiner späteren Frau: Durch ihre Ortskenntnis und ihren festen Freundeskreis, in den er aufgenommen wird, scheint sich seine Wahrnehmung des Aufenthaltes zu ändern. Als er nach seinem Deutschlandaufenthalt zunächst alleine nach Frankreich zurückkehrt, um dort eine Stelle anzunehmen, fühlt er sich einsam, zum einen aufgrund der Trennung von seiner Partnerin, aber auch, weil es ihm nicht gelingt, vor Ort engere soziale Beziehungen aufzubauen. Gleichzeitig betont er, dass er sich in der Stadt und der Region nicht wohl fühlte. Auch hier zeigt sich, dass Henri regionale Verbundenheit und feste soziale Beziehungen für positive Erfahrungen an einem Ort als wichtig empfindet – und es ihm von sich aus schwer fällt, entsprechende Strukturen aufzubauen.

Fragen zu seiner Partnerschaft und zu Migrationserfahrungen seiner Frau weicht Henri weitgehend aus. Es entsteht der Eindruck, dass die Wahl einer deutschen Partnerin eher Zufall gewesen zu sein. Trotz seines gewissen Interesses an Deutschland, entsteht nicht der Eindruck, als sei die Wahl einer ‚fremden' Partnerin für ihn ein Wunsch oder ein Handlungsmotiv gewesen. Zwar akzeptiert und begrüßt er zum Teil, dass sie ‚deutsche' Gewohnheiten in die Ehe „*importiert*", ein größeres Interesse für diese ‚fremden' Elemente zeigt er jedoch nicht.

Auffallend ist, wie sehr er es als ‚normal' empfindet, dass sich seine Frau in Frankreich "*assimiliert*" – zumal es für ihn „*keine Alternative*" zu einem Leben in Frankreich gab. Die von ihm gewählte Ausdrucksweise erinnert dabei an seine Beschreibungen seiner Migrationserfahrungen in der Kindheit: Hier war er es, der keine Wahl hatte und sich den Gegebenheit anpassen konnte oder sollte. Möglicherweise klammert er auch aufgrund persönlicher Erfahrungen die starken Integrationsschwierigkeiten seiner Frau in Frankreich aus. So erzählt er nur stichwortartig ihre berufliche Integration, auf die massiven Probleme, die seine Frau in ihrem Interview schildert und die für sie bis heute zu einer emotionalen Zerrissenheit und zu partnerschaftlichen Konflikten führen, geht er dagegen nicht ein. Auch auf das für sie besonders emotionale Thema der nicht erreichten Zweisprachigkeit des jüngeren Sohnes geht er nicht ein. Es ist für ihn natürlich und „*normal*", dass seine Kinder in der ortsüblichen Sprache und Kultur leben, die Annäherung an die ‚andere' Kultur sollte für ihn „*freiwillig*" und „*ohne Zwang*" stattfinden. Dieses „*natürliche"* Leben mit beiden Kulturen sieht er in seiner Partnerschaft als realisiert an. Auch die regelmäßigen, aber kurzen Besuche in Deutschland verknüpft er mit der Thematik ‚Freiheit' und ‚Zwang'. So kann er ihr Bedürfnis nach regelmäßigen Besuchen in Deutschland verstehen, längere Aufenthalte bei Freunden oder Familie seiner Frau sind für ihn jedoch „*nicht möglich*", da „*man*" nicht zu lange bei jemand anderem bleiben

kann. So fühlt er sich zwar in ihrer Familie akzeptiert, einen Aufenthalt in Deutschland verbindet er jedoch mit Unabhängigkeitsverlust.

Frankreich ist für Henri in erster Linie seine Herkunft, seine Kultur und seine Sprache. Es ist für ihn heute wichtig, in dieser vertrauten Umgebung und mit den vertrauten Sozialstrukturen zu leben, auch wenn er dem politischen Frankreich zum Teil negativ gegenübersteht. Ein Umzug nach Deutschland kommt für ihn nicht in Frage, da er den „*radikalen Wechsel*“, der damit einherginge, als bedrohlich empfindet. Deutschland ist für ihn zwar nicht Fremde, sein Interesse bezieht sich jedoch eher auf kulturelle Besonderheiten, Literatur und landschaftliche Gegebenheiten; eine emotionale Nähe zur deutschen Sprache und zu einem Leben in Deutschland hat er wohl nicht entwickelt. Zwar spricht er sehr gut Deutsch, im Alltag in Frankreich empfindet er den Gebrauch der deutschen Sprache jedoch nicht als natürlich. Französisch ist dagegen ‚seine' Sprache.

Die französische Sprache und die ortsübliche Kultur bezeichnet Henri als wichtige Bestandteile seiner Heimaterfahrungen. Gleichzeitig betont er jedoch auch eine enge Verbundenheit an die Region Bretagne, die sich für ihn durch die Nähe zum Meer, vertraute Umgebung und Gewohnheiten kennzeichnet. Auch wenn er dort immer nur vorübergehend gelebt hat, so verbindet er die Bretagne mit seiner Herkunft und seinen Wurzeln. Er verspürt ein auffallend starkes Bedürfnis, jedes Jahr den Sommer dort zu verbringen, um diese Verbundenheit aufrecht zu erhalten. Auch die Region in Mittelfrankreich, in der er heute lebt, weist für ihn heimatliche Bezüge auf: Zum ersten Mal in seinem Leben lebt er seit vielen Jahren an einem Ort und konnte deshalb festere räumliche und soziale Beziehungen aufbauen. Die Kombination aus der regelmäßigen Rückkehr zu seinen Wurzeln in der Bretagne und festen Strukturen in Mittelfrankreich ist für ihn essentiell, um sich wohl zu fühlen. Veränderungen in diesem Schema empfindet er als bedrohlich. Auch seine Familie und sein Haus sind für ihn feste und strukturierende Elemente, die er benötigt, um sich wohl zu fühlen.

Henri ist mit seinem heutigen Leben zufrieden und möchte möglichst wenige Änderungen in sein Leben machen. Zwar könnte er sich vorstellen, nach seiner Verrentung in einem Jahr, dem Wunsch seiner Frau nachzugeben und häufiger in Deutschland zu sein; ein Bedürfnis ist es für ihn aber nicht. Sich unabhängig von beruflichen Zwängen frei bewegen zu können, empfindet er jedoch als Chance, die er nutzen kann, wenn er dies möchte.

Auch wenn dies an manchen Stellen nicht auf den ersten Blick ersichtlich ist, scheint ihn viel mit Alexandre zu verbinden. Beide haben nach einer Zeit permanenter Ortswechsel und (er-

zwungener) Mobilität ein starkes Bedürfnis nach festen Strukturen in einer vertrauten Umgebung entwickelt – und sind stark bemüht, existierende Bindungen der Kindheit aufrechtzuerhalten. Die Partnerschaft mit einer ‚Fremden' stellt für sie eine Konfliktsituation dar, da die von der Partnerin erforderlichen Integrationsleistungen aufgrund von eigenen Erfahrungen bewertet und nachempfunden werden können, Probleme in diesem Prozess jedoch als bedrohlich erlebt werden. Eine Einstellung auf die ‚andere' Lebenswelt scheint deshalb schwierig zu sein, beide erwarten eine „*Assimilation*" ihrer Partnerin in die neue Umgebung, möglicherweise auch, weil die eigene Verwurzelung einerseits von zentraler Wichtigkeit, andererseits wohl aber durch die späte Entstehung auch brüchig ist.

6.7.5 Das Typische der Fälle

Die Kindheit beider Männer ist von permanenten Ortswechseln und (erzwungener) Mobilität geprägt. Dies scheint beide stark verunsichert zu haben, auch die wohl stabilen Familienverhältnisse konnte diese Unsicherheit und Orientierungslosigkeit wohl nicht auffangen. Auffallend ist zudem, dass bei beiden die familiären Strukturen und Bindungen im Interview kaum thematisiert werden. Erst durch die Rückkehr in die vertraute Herkunftsregion entsteht eine Bindung an Orte und Menschen. Mit dieser Verwurzelung beginnt für beide Männer die ‚richtige' Kindheit. Dies ist verknüpft mit dem starken Bedürfnis, die gewonnenen Strukturen zu bewahren.

Beide Männer haben ein sehr starkes Bedürfnis, ihre Herkunftsregion im Alltag zu erleben und empfinden eine Entfernung von dieser Region als Bedrohung. Es entsteht der Eindruck, als müssten sie sich immer wieder ihrer Verwurzelung und ihrer gewonnen Heimatbindungen rückversichern. Die Region steht dabei nicht nur für die geographischen Strukturen an sich, sondern auch für die Vertrautheit der kulturellen Gewohnheiten und der Kenntnis der Menschen. Darüber hinaus spielt das Gefühl des Verstehens und des verstanden Werdens eine zentrale Rolle: Die ‚eigene' (regionale) Sprache zu sprechen und in dieser Sprache verstanden zu werden, ist ein wichtiger Bestandteil des Heimatgefühls. Gleichzeitig hat Heimat für beide auch eine wichtige zeitliche Dimension, da sie für die positiv erlebte Jugendzeit steht. Nach der Unruhe der Kindheit haben sie in dieser Jugendzeit einen Ort gefunden, an dem sie sich zugehörig fühlen. Familie im Sinne von engen emotionalen Bindungen und gemeinsamen Erlebens scheint dagegen für die beiden eine geringere Bedeutung zu besitzen. Familie sichert zwar die räumlichen und sozialen Strukturen, da sie zuverlässige Bindungen über langfristige Zeiträume entstehen lässt, an sich ist Familie wohl aber nicht stark genug für Heimatgefühle.

‚Fremde' sind für beide Männer Regionen außerhalb der Herkunftsregion und der heutigen Wohnregion. Es entsteht hierbei der Eindruck einer starken Dichotomie zwischen Heimat und Fremde: Alles was nicht Heimat ist, ist Fremde. Diese Fremdheitswahrnehmungen sind auch eng mit sozialer und kultureller Vertrautheit verknüpft. So wird auch die eigene Partnerin in gewisser Weise auch heute noch als ‚Fremde' wahrgenommen, eben weil sie nicht kulturell, sozial und vor allem sprachlich in der eigenen Region verwurzelt ist. Die Bindung der Partnerin an eine ‚fremde' Welt wirkt dabei zumindest gelegentlich bedrohlich, da sie die Sicherheit und Stabilität der eigenen Zugehörigkeit durch die potenzielle Möglichkeit eines Umzuges in Frage stellt. Ein Einlassen auf die ‚fremden' Gewohnheiten der migrierten Partnerin erfolgt kaum, wohl auch weil es Ängste in Bezug auf die ‚eigenen' Bindungen aufwirft. Auch Kontakte nach Deutschland bleiben für beide oberflächlich und wohl bewusst begrenzt. Die Ängste vor dem Fremden beziehen sich dabei wohl weniger auf das Fremde als das Unbekannte und Neue, sondern wohl eher auf das Potenzial des Fremden, das Eigene in Frage zu stellen, bzw. auf die Ängste, nicht zu verstehen und verstanden zu werden.

Durch die häufigen Umzüge der Familie konnten beide Männer in der frühen Kindheit wohl keine gesicherten Bindungen an Orte und Menschen aufbauen. Es entsteht der Eindruck, als habe diese als verspätet wahrgenommene Heimatbindung auch heute noch eine starke Auswirkung auf die Selbstwahrnehmung der beiden Männer. So haben beide einen intensiven Wunsch zu wissen, wohin sie gehören und verspüren ein großes Bedürfnis nach der Bewahrung von ‚Normalität'. Gerade bei Alexandre zeigt sich diese ‚bewahrende' Haltung auch in Hinblick auf seine Lebensgestaltung und Lebensziele. So wirkt auch seine Unwilligkeit, ‚erwachsen zu werden', als Versuch, seinen Status als Jugendlicher zu bewahren. Beide zeigen zudem eine relativ starke Ich-Bezogenheit in ihren Aussagen und stellen auffallend stark ihre eigenen Bedürfnisse und Probleme in den Vordergrund, z.B. bei der Gestaltung des Alltagslebens oder bei der Darstellung der Migrationsprobleme der Partnerin.

Die Partnerschaft mit einer ‚Fremden' stellt für beide Männer in gewisser Weise eine Konfliktsituation dar, da die von der Partnerin erforderlichen Integrationsleistungen aufgrund der eigenen Erfahrungen nachempfunden werden können, Probleme in diesem Prozess jedoch als bedrohlich für die eigene Person erlebt werden. Beide scheinen mehr oder weniger aus Zufall eine binationale Partnerschaft eingegangen zu sein; ein Wunsch eine ‚fremde' Partnerin zu finden, ist nicht zu erkennen. Die Bedeutung, die dieser Schritt auch für ihre eigene Person und ihr eigenes Leben hat, erkennen beide nur zögerlich an. Zwar erkennen beide das ‚Opfer', dass ihre Partnerin durch die Aufgabe der Bindungen an ‚ihre' Heimat erbringen, an, die Aus-

einandersetzung mit dieser Thematik scheint ihnen jedoch nicht möglich. Beide sind bemüht, in der Partnerschaft vertraute Lebensgewohnheiten so weit wie möglich weiterzuleben, müssen aber erkennen, dass diese mit einer in der Region bzw. in Frankreich ‚Fremden' nicht immer möglich sind und fühlen sich deshalb in der Beziehung wohl teilweise überfordert.

6.8 Markus: „*Frankreich ist für mich Champagner*."

6.8.1 Interviewsituation

Nachdem seine Frau mir bereits für ein Interview zugesagt hatte, war eine Terminvereinbarung mit Markus zunächst schwierig. Erst nach mehreren Versuchen gelang es mir, mit ihm ein Gespräch zu vereinbaren. Aufgrund eines Missverständnisses verpassten wir uns beim ersten vereinbarten Treffen. Markus war aber zu einem weiteren Treffen bereit, das schließlich in einem Café in der Nähe des Bahnhofs stattfand. Markus hatte etwa zwei Stunden Zeit für das Interview, anschließend musste er auf eine längere Reise aufbrechen. Die Interviewsituation war somit in diesem Fall etwas ungünstiger als bei den anderen Interviewpartnern, letztendlich erwiesen sich aber die zwei Stunden als ausreichend und auch die Interviewsituation in einem Café führte zu keinen großen Störungen. Das lebendige Umfeld des Cafés passte zudem zu der Persönlichkeit von Markus, der sich gerne in der Öffentlichkeit bewegt.

Da er seine Partnerschaft nicht als binational wahrnimmt, verstand Markus zunächst nicht, warum ich an einem Interview mit ihm Interesse hatte. Dennoch antwortete er überwiegend offen und bereitwillig auf meine Fragen. Zu einigen Themenbereiche konnte (oder wollte) er jedoch nicht viel sagen, so z.B. zu seinen Erlebnissen und Erfahrungen in seiner Kindheit oder den deutsch bzw. französischen Gewohnheiten in der Familie. Sehr knapp waren seine Antworten auch in Bezug auf seine heutige Partnerschaft. Trotz dieser Lücken und seiner Art das Interview zu gestalten empfand ich seine Biographie und die Art und Weise, wie er sie schilderte, als sehr interessant.

6.8.2 Zentrale Themen

Markus fokussierte in unserem Gespräch sehr stark auf seine nationale Verortung. So verdeutlicht er immer wieder, dass er sich heute stärker als Franzose denn als Deutscher fühlt. Er spricht davon, in einen „*Zaubertrunk*" gefallen zu sein, der ihn heute als Franzose fühlen, denken und leben lässt. Zwar besitzt er, wie er sagt, noch einen „*Führerschein*" fürs Deutsch sein, als Deutscher versteht er sich jedoch nicht mehr. Immer wieder betont er im Interview, wie sehr er sich Frankreich verbunden fühlt und wie sehr er Deutschland ablehnt. Auffallend ist zudem, dass Markus seine Erzählung sehr stark auf seine Person ausrichtet. Deutlich wird,

dass es ihm darum geht, seine Person und seine Interessen verständlich zu machen, ein „wir“ - in welcher Form auch immer - kommt dagegen im Interview kaum vor.

6.8.3 Interpretation des Interviews

6.8.3.1 Kindheit und Migration

Kindheit

Markus verdeutlicht gleich zu Beginn des Interviews, dass er einen „*Blackout*“ hat, was seine Kindheitserinnerungen angeht und er deshalb auch keine Fragen zu diesem Thema beantworten kann – oder möchte. Deutlich wird jedoch, dass er seine Kindheit in zwei oder sogar drei Phasen einteilt: Zunächst die Zeit bis zu seinem 7. Lebensjahr, in der er mit seiner Familie in der Kleinstadt L. gewohnt hat, dann die Zeit bis zu seinem 14. Lebensjahr in der größeren Stadt M. und schließlich die Zeit nach der Scheidung seiner Eltern und der Migration nach Frankreich. Die Kleinstadt L. ist dabei für ihn die Stadt, in der er „*geboren*“ ist (seine Herkunft), in der größeren Stadt M. hat er dagegen (nur) „*gewohnt*“, nach Frankreich ist er „*gekommen*“ (ohne seine Einwilligung), weil sich seine Mutter „*entschieden*“ hat, dort mit ihrem neuen Partner zu leben.

„Ich hab` also so, irgendwie so `ne Art Blackout - was, was Kindheitserinnerungen angeht.“

„Ich bin in L. geboren und habe in M. gewohnt. - Bin also in L. - bis – 1968, glaube ich, geblieben, `67 oder `68 -, dann sind wir nach M. umgezogen. Und in M. bin ich also geblieben bis - 1974.“

„Also, um es einigermaßen kurz zu fassen, habe ich bis zum 14. Lebensjahr in Deutschland gelebt. - Bei der Scheidung meiner Eltern hat meine Mutter sich für - Frankreich entschieden, weil sie da `n neuen Mann in Frankreich getroffen hatte. So bin ich dann nach Frankreich gekommen.“

In der ersten Phase seiner Kindheit scheint sich Markus gut behütet und sicher gefühlt zu haben. Er beschreibt, dass er sich in L. „*natürlich*“ zu Hause gefühlt hat, weil er seine Familie und seine Spielkameraden um sich hatte, er in einem kleinen und überschaubaren Viertel lebte und „*man*“ sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht die Frage stellt, ob und warum man sich irgendwo zu Hause fühlt. Das unpersönliche „man“ betont dabei noch einmal den Eindruck einer starken Distanz zu dieser Zeit.

„Natürlich habe ich mich da zu Hause gefühlt, weil - wenn man - in, in `nem kleinen Viertel wohnt, wo also, wo - drei bis vier Familienhäuser sind, wo also - Ruhe ist, kein großer Verkehr, da hat man seine Freunde, da hat man seine Beziehungen, da wird man - durch die - Sandkastenbegegnungen ganz normal - ja, zu Hause gefühlt, ja, natürlich zu Hause gefühlt, kein Problem. Meine Großeltern waren da, meine Eltern waren da, meine Schwester war da - man kann sich, glaube ich, nur zu Hause fühlen, weil da nicht die, die Fragen, - ob man sich zu Hause fühlt oder nicht, - noch nicht in dem Alter stellt, meines Erachtens nach.“

In M. scheint er sich auch noch „*zu Hause*“ gefühlt zu haben, es entsteht jedoch der Eindruck, als seien in dieser Phase seiner Kindheit bereits erste familiäre Konflikte aufgetreten, die er mit unangenehmen Erinnerungen verknüpft. Zwar hat er noch seine Familie um sich, diese ist aber nur noch „*einigermaßen*“ zusammen. Später fügt er hinzu, dass diese Zeit „*unangenehm*“ war, weil er über drei Jahre hinweg merkte, dass sich seine Eltern nicht mehr verstehen. Er betont zwar, dass Menschen („*man*“) in diesem Alter noch flexible genug sind, um sich überall zu Hause zu fühlen, gleichzeitig weist er jedoch darauf hin, dass er in diesen fünf Jahren „*keine Zeit*“ hatte, tiefe Freundschaften zu entwickeln. Auffallend ist zudem, dass er auch hier immer wieder auf das unpersönliche und distanzierende ‚man‘ zurückgreift.

„Ich hab` mich auch in M. danach zu Hause gefühlt, - weil ganz einfach, wenn, wenn, wenn die Familie - einigermaßen - zusammen ist, dann ist doch überhaupt eigentlich kein Problem, weil man ist da so, glaube ich, dermaßen flexibel, bis ungefähr zum 18. Lebensjahr, dass man also, meines Erachtens nach, keinerlei Probleme hat, sich in irgendeiner Weise irgendwo zu Hause zu fühlen.“

„Ansonsten eigentlich nicht, weil ich hatte also - ja, keine – Zeit gehabt in den - fünf Jahren, die ich dort verbracht hab`, irgendwelche - tiefschürfende Freundschaften oder so zu machen.“

Interviewerin: „Erinnern Sie sich denn auch an unangenehme Dinge so in der Zeit?“
Markus: „Ja. - Ja, der - die Explosion meiner Familie. - Weil das hat sich also so über drei - zwei bis drei Jahre hingezogen, - und - das war, das war natürlich `n Erlebnis - das absolut unangenehm ist, weil - wenn man als Dreizehn-, Vierzehn-, Fünfzehnjähriger merkt, dass die Eltern sich nicht mehr verstehen, dass, dass Scheidung sich anbahnt. (...) also das, das - Erlebnis eigentlich schlechthin, was ich als schlecht - mich erinnern könnte.“

Die Scheidung seiner Eltern nimmt Markus als „*Explosion*“ seiner Familie wahr. Die anschließende Entscheidung seiner Mutter, mit ihrem neuen Partner nach Frankreich zu ziehen und ihn mitzunehmen, ist für ihn ein weiterer Schock, zumal die Entscheidung wohl mehr oder weniger über Nacht fällt und er, obwohl er bereits 14 Jahre alt ist, keinen Einfluss auf die Situation hat.

Erste Erfahrungen in Frankreich

Seine ersten Erfahrungen in Frankreich sind stark vom diesem Schock geprägt. Markus hat das Gefühl, etwas verlassen zu müssen*, „was sich so schnell nicht verlassen lässt*“. Die Schnelligkeit dieser Entwicklung überfordert ihn, da er mit der Migration nicht nur endgültig seine Familie und seine Schulkameraden, sondern auch seine Kindheit, seine natürliche Sicherheit und sein gesamtes vertrautes Umfeld verliert.

„Als ich gegangen bin, bin ich ja so sehr, sehr schnell gegangen. Das heißt also, mein heutiger Stiefvater ist - freitags - Karfreitag gekommen und wir sind am Sonntag - darauf nach Frankreich gefahren.

(...) Somit habe ich also wirklich sehr, sehr schnell meine ganzen Bekannten, Freunde - aus der Klasse und ganze Umgebung - verlassen, was dann also natürlich `n bisschen schwierig war.“

„Weil ich irgendwas verlassen hatte, was ich - was sich so schnell - nicht verlassen - was sich so schnell nicht verlassen lässt, - und - wo ich also keine Zeit gehabt habe, in irgendeiner Weise, - auf Wiedersehen zu sagen. Da ist innerhalb von zweieinhalb Tagen, ist die Entscheidung gefallen und dann war ich weg.“

Frankreich ist für ihn zunächst völlig fremd. Er spricht kein Französisch und wird zudem von seiner Mutter in einer Umgebung „*einquartiert*“, in der er keinen kennt und in der ihn niemand versteht. Er verliert damit auch noch „*seine*“ Sprache und kann sich wie ein Kleinkind nur noch mit Händen, Füßen und Bildern verständig machen.

„In Frankreich habe ich mich dann wesentlich weniger zu Hause gefühlt, ja, aber das hatte also noch andere Gründe, weil ich ja weder ein Wort Französisch sprach noch irgendjemanden kannte, das also die Sache `n bisschen schwerer machte.“

„Ja, ich bin angekommen und sprach kein Wort Französisch, bin drei Monate lang auf einem Bauernhof einquartiert worden, auf dem - lediglich zwei junge Leute einigermaßen Englisch sprachen (...) Danach bin ich kurz vor den – Osterferien in der Großstadt angekommen, also, gut, nee, kurz, kurz vor den Sommerferien in der, in der Großstadt, 200.000-Einwohnerstadt im Südwesten Frankreichs, da in C. angekommen, konnte mich also überhaupt nicht verständigen, - hm außer mit - Händen, Beinen, Füßen, `n Stück - Papier und Stift, um Bilder zu malen, oder`n Stock, um irgendwelche Sachen in`n Sand zu malen.“

Erleben der Integration

Dennoch empfindet Markus seine Integration in das alltägliche Leben als sehr schnell. Er lernt sehr schnell Französisch und kann schon nach kurzer Zeit wieder eine normale Schulklasse besuchen. Deutlich wird jedoch, dass er sich zwar wieder einigermaßen in (formale) Strukturen eingebettet, sich wohl aber emotional nicht integriert fühlt. So findet er seine Freunde vor allem unter anderen ‚Fremden‘ („den“ Marokkanern, Spaniern, Portugiesen und Algeriern), die wohl auch leichter auf ihn zugehen. Auch handelt es sich wohl eher um zufällige Bekanntschaften, die ihn eine Zeit lang „*begleiten*“ und mit denen er „*rumgestreunert hat*“. Sein Leben scheint in dieser Zeit nur auf den Moment ausgerichtet zu sein.

„Im Südwesten Frankreichs sind die kleinen Städte - sehr, sehr dicht besiedelt mit Marokkanern, Spaniern, Portugiesen, - Algeriern, die also absolut keine Hemmungen und keine - Vor, - ja, keine Hemmungen und keine, keine Probleme haben - in Bezug auf, auf Kontakt aufnehmen. Und somit habe ich dann so mal wieder per – ist jetzt vielleicht nicht mehr ganz Sandkasten, aber – rumgestreunert halt, die Leute - getroffen, die mich dann auf - fünf Jahren meines Lebens begleitet haben, und die es mir erlaubt haben, in einem, innerhalb von… Ich bin angekommen, hab` drei Monate auf`m Land gelebt, bin zwei Wochen in`ne Ausländerklasse gegangen, dann waren Sommerferien, zweieinhalb Monate in Frankreich, ich bin in eine - normale - sechste Klasse reingekommen, - in eine Ausländersektion für - auf dem Niveau von `ner sechsten Klasse, und das nur ein Trimester lang, und dann bin ich in `ne ganz normale Schulklasse gekommen. Habe also innerhalb von ungefähr - sieben Monaten – fließend

Französisch gesprochen, - und - nach neun Monaten bin ich in `ner normalen Schulklasse gewesen, das heißt also, die Integration ist für mich unheimlich - rapide gewesen.“

Auch an anderen Stellen zeigt sich, dass Markus bei dieser ersten Migration nach Frankreich eine emotionale Distanz zu seinem Leben in Frankreich hat. Er hat das Gefühl, wieder nach Deutschland zurückkehren zu müssen. da ihm der Abschied von seinem Leben in Deutschland fehlt. Auffallend ist, mit welchen starken Bildern er diesen Verlust beschreibt. So spricht er von einem „*Phantom*“, das er „*verfolgt*“ hat, von dem Gefühl, keinen „*bewussten Abschied*“ gehabt zu haben und von der „*Trauer*“, die er erst nachholen musste. Wegen dieses permanenten Gefühls der nicht gelebten Trauer erkannte er aus seiner heutigen Sicht nicht, dass er sich eigentlich mittlerweile in Frankreich eingelebt hat und er in Deutschland kein vertrautes Umfeld mehr hat. Seine Trauer richtet sich dabei nicht nur auf den Verlust seiner Freunde und seines Vaters, sondern wohl auch auf den plötzlichen Verlust seiner Kindheit.

„Und - der Frust in Anführungsstrichen, den ich erlebt hatte, der mich dann wieder nach Deutschland zurückgebracht hat, war eigentlich - ja, so was wie ein - wie ein Phantom, - das ich lange verfolgt hab`, bis ich dann gemerkt hab`, dass es eigentlich gar nichts auf sich hatte. Dass eigentlich das - wahre - Leben für mich in Frankreich - sich aufgebaut hatte und, und, und die ganzen Beziehungen, die man also - die, die strukturierend in einem Leben sind, die sind bei mir in Frankreich – gelaufen.“

„Und so muss ich also - ja, - ich glaub`, ich brauchte meinen - bewussten Abschied oder mein bewusstes - Wiederkommen oder - Weggehen, was ich nicht gehabt hatte, als ich mit vierzehn weggekommen bin.“

„Warum ich zurückgekommen bin? Weil - man, - das ist wahrscheinlich nicht gleich `n Sterbefall -, man muss seine Trauer durchleben - und – über Abschied, denn wenn man den Abschied nicht gemacht hat und wenn man die Trauer nicht gemacht hat, dann, dann muss man das irgendwann nachholen.“

Zusammenfassung

Markus hat in seiner Kindheit und Jugend mehrere Lebensphasen durchlaufen, in der seine Welt mehr und mehr zusammenbricht. So verliert er zunächst seine Spielkameraden im Viertel und kann in der größeren Stadt M. keine tiefen Kontakte aufbauen. Gleichzeitig löst sich in dieser Zeit seine Familie immer mehr auf, bis diese schließlich „*explodiert*“. In Frankreich wird er schließlich in eine Umgebung gesetzt, in der er zunächst sogar seine Sprache verliert. Zwar kann er sich sehr schnell in den Alltag integrieren, durch die überstürzte Migration verliert er jedoch das Gefühl, zu wissen, wohin er gehört und mit diesem Gefühl wohl auch Halt und Sicherheit. Er „*streunert*“ bis zum Ende seiner Schulzeit durch sein Leben in Frankreich und sehnt sich nach Deutschland – ohne zu realisieren, dass ihn dort nichts mehr bindet. Die Worte, mit denen er den Verlust der Bindung nach Deutschland beschreibt, sind von starken

Emotionen geprägt. Die Assoziationen mit „*nicht gelebter Trauer*“ lassen an den Tod eines vertrauten Menschen denken.

6.8.3.2 Rückkehr und Situation heute

Rückkehr nach Deutschland

Mit 18 Jahren bricht Markus die Schule ab und kehrt nach Deutschland zurück. Als Grund nennt er die Notwendigkeit, seinen Wehrdienst in Deutschland abzuleisten, vor allem aber den Versuch, seine erzwungene Migration rückgängig zu machen. Hinzu kommen wohl auch Konflikte mit seiner Mutter, die ihn gegen seinen Willen gezwungen hatte, in Frankreich zu leben. Beide Motive kann er aus heutiger Sicht nicht mehr nachvollziehen: Zum einen bewertet er heute seine Zweisprachigkeit positiv, zum anderen möchte er sich heute bewusst von Deutschland und der „*deutschen Lebensweise*“ distanzieren. Die Erklärung für seine Schwierigkeiten bei der (Wieder-)Eingewöhnung macht er an nationalen Identitäten fest: So hat er den Eindruck, durch seine Zeit in Frankreich – wie durch Magie – Franzose geworden zu sein und sich von einer ‚deutschen‘ Lebensweise entfernt zu haben.

„Bin bis zum 18. Lebensjahr in Frankreich geblieben, bin wieder für - 4 1/2 Jahre nach Deutschland zurück, - wegen des Frustes als Kind gezwungen gewesen zu sein, nach Frankreich zu kommen. Habe aber dann sehr schnell bemerkt, dass ich also - ich sag` mal - wie Obelix in den Zaubertrank gefallen bin und mich eigentlich gar nicht mehr - so richtig an das Deutschsein oder, oder das deutsche - ja, Leben, - das deutsche Leben an, - mich gewöhnen konnte.“

„So mit - ja, - hatte ich also die üblichen Schwierigkeiten - eines Siebzehn-, Achtzehnjährigen, zum Teil mit meiner Mutter, der ich also unheimlich Vorwürfe machte, - mich nach Frankreich gebracht zu haben, - weil ich nicht merkte, was sie mir eigentlich - dass für sie, was für eine Möglichkeit sie mir eigentlich gegeben hatte, perfekt zweisprachig zu sein.“

Auch im Zusammenhang mit der Zurückweisung durch seinen Vater nach seiner Rückkehr greift er auf dieses Erklärungsmuster zurück. So hatte Markus erwartet, wieder bei seinem Vater leben zu können, dieser setzt ihn jedoch mehr oder weniger vor die Tür. Markus leidet sehr unter dieser Zurückweisung durch seinen Vater und kann sich dessen Wunsch nach „*Freiheit*“ nicht erklären. Um die Bedeutung dieses Erlebnisses abzuschwächen, führt er seine ‚neue‘ nationale Identität als Fast-Franzose an, die er als mit ursächlich dafür wahrnimmt, dass er sich nicht mehr in Deutschland eingewöhnen kann.

„Ich wollte mit meinem Vater leben, hat mir also auch die - nicht die Tür zugemacht, aber hat mir halt die - die, den, meinen Aufenthalt voll finanziert mit Wohnung, Taschengeld für - für Telefon bezahlen. Ich weiß bis heute nicht ganz genau, ob es also (*Kurze Pause*) ob es seiner, seinerseits seine Freiheit bezahlen, sein schlechtes Gewissen bezahlen oder mir die Möglichkeit geben, in M. zu leben und, und, und - das auf eine, ein - ziemlich einfache Art und Weise. - Ich weiß nicht - welche Definition man seinem Verhalten geben kann, ich wollte zu ihm zurück, er hat dann gesagt, nein, ich will nicht,

ich will - ich bin bald wieder verheiratet, ich will alleine leben, und ich bezahl` Dir `ne Wohnung und – punkt um - hat vielleicht dazu beigeholfen, - dass ich also - ja, - mich vielleicht nicht wieder richtig in, in, in Deutschland eingefunden hab`. Aber ich glaub`, es ist eher die Tatsache, dass ich also - ganz einfach – zu dem Zeitpunkt schon mehr Franzose als Deutscher war."

Obwohl Markus schildert, dass er aufgrund dieser Erfahrungen nur das Ziel hatte, Deutschland wieder zu verlassen, bleibt er dennoch insgesamt 4 Jahre in M., zunächst um seinen Wehrdienst abzuleisten, dann, um eine Ausbildung zu beginnen. Auch später kehrt Markus noch einmal nach Deutschland zurück. Er bewirbt sich um ein Praktikum in einem Hotel in Berlin und bleibt für ein Jahr dort hängen. Zum einen gefällt ihm seine Tätigkeit, zum anderen fühlt er sich aber der Stadt Berlin selber verbunden, möglicherweise auch, weil sie (wie er selber) in Deutschland einen Exotenstatus hatte. Nach dem Fall der Mauer verliert die Stadt aber für ihn an Reiz und er kehrt kurze Zeit später nach Frankreich zurück. Deutlich zeigt sich auch in diesen Passage seine Planlosigkeit, aber auch seine Suche nach ‚seinem' Leben, was ihn immer wieder an andere Orte führt.

„Ich hatte da so `ne kleine Ausbildung gemacht, (...) für die man da Praktika ablegen musste. Da ich also keinerlei Pläne und keinerlei irgendwelche Sachen hatte, habe ich mir gesagt, ach, Berlin - ist eigentlich `ne, `ne Stadt, die ich schon immer mal erleben wollte. (...) Dann habe ich - einen Telefonanruf und einen Faxaustausch mit einem Hotel in Berlin gemacht, die also sofort ja gesagt haben zu einem Praktika, - wo ich dann also nicht - drei Wochen, sondern ein Jahr geblieben bin."

„Und als die Mauer gefallen ist, habe ich dann wieder gemerkt, dass dann - die, die Konditionen mit meinem, - mit meinem einzigen Ziel, das heißt des guten Lebens, nicht mehr übereinstimmen. Und somit bin ich dann gegangen."

Erwachsenwerden

Weder als Jugendlicher noch als junger Erwachsener entwickelt Markus konkrete Vorstellungen, wie er sein Leben gestalten möchte. So ist sein Handeln zunächst von dem Gefühl bestimmt, sich von denen Zwang in Frankreich, dann von dem Zwang in Deutschland leben zu müssen, befreien zu wollen. Er entscheidet sich für eine einfache und schnelle Ausbildung und sucht sich anschließend in Frankreich eine Stelle, die ihn (irgendwie) materiell absichert, vor allem jedoch sein Bedürfnis erfüllt, einfach zu „*leben*" – ohne, dass er genauer definiert, was er damit meint. Die häufigen Wechsel seiner Anstellungen und die ständigen Richtungswechsel sprechen dafür, dass er in dieser Zeit wenig Halt in seinem Leben hat.

„In M. hatte ich eigentlich nur das Ziel auf einigermaßen saubere Art und Weise aus Deutschland rauszukommen – aus diesem, aus diesem, - aus dieser Zwickmühle mit dem Bund. In Frankreich angekommen, hatte ich eigentlich ein, nur ein Ziel - ja, materiell mich abzusichern, `n Job zu machen, der mir einigermaßen gefiel, das heißt also, Hotelfach und Kontakt - und zu leben. Und mit einem großen, großgeschriebenen `L´ - zu Leben, ganz einfach."

„Ich hab` keine, ja, ich hab` - `ne Dolmetscherschule in M. gemacht, als - Übersetzer - ähm - Dolmetscher deutsch-französisch. War so ziemlich das einfachste und schnellste, was man machen konnte."

„Mittlerweile hatte ich dann herausgefunden, dass ich also vielleicht doch `n bisschen früh die Schule verlassen habe und dass ich also jede Menge - Vorteile hatte, um, um zum Beispiel im Hotelfach zu arbeiten, was ich dann auch sofort gemacht habe."

Auch in der Partnerschaft möchte Markus vor allem „leben". So hat er in dieser Zeit ständig wechselnde Partnerinnen, die er verlässt, sobald sie seine „*Freiheit*" gefährden. Diese Verhaltensweise, beschreibt er als natürliches (männliches) Verhalten. Interessant ist, dass er hierbei nicht nur die Verhaltensweisen sondern auch die Begrifflichkeiten der Zurückweisung durch seinen Vater verwendet, also das Bedürfnis, seine Freiheit zu verteidigen.

„Es gab zu viele schöne Französinnen und - Frankreich war zu groß, als dass ich irgendeine pragmatische Vorstellung eines, einer Karriere oder sowas hatte. Habe ich - glaube ich, bis heute immer noch nicht. Ich will eigentlich nur leben."

„Wenn man mich heute sagen würde, wenn man mich heute fragen würde, wie viele Partner ich in meinem Leben gehabt hab`, muss ich ehrlich sagen, ich weiß es nicht mehr, ich kann`s nicht mehr zählen. - Das hat nichts mit mit Gigollotum zu tun, sondern das war einfach ja, - ich wollte meine Freiheit und die Frauen wollten – das nicht unbedingt, somit musste ich die Frauen öfters verlassen als die Frauen mich verlassen haben. - Nur um meine Freiheit zu - ja, - zu - zu verteidigen."

Situation heute

Erst mit seiner Ehe scheint sich sein Leben zu stabilisieren. So hat er seit dem eine Anstellung, die ihn befriedigt und die er bereits seit mehreren Jahren ausübt. Er hat ein Haus gekauft, in dem er sich wohl fühlt und sich ein Familienleben mit Kindern aufgebaut.

„Ich hab` hier meine Arbeit, die befriedigt mich zu - mindestens 200 bis 300 Prozent. Und - was kommt, das wird wohl kommen. Und, - das lasse ich einfach mal - auf mich zukommen. Kann man sagen, arbeite ich hier, lebe ich hier - und ich mache einen Kompromiss mit dem Idealzustand vom, vom, vom Klima her, - und von der, von dem Charakter der, der Leute, was aber eigentlich ziemlich einfach zu machen ist, wenn man Zuhause sich wohl fühlt, gesunde Kinder hat und `n Job hat, der, der einem gefällt."

Dennoch sieht er seine Leben als „*Kompromiss*" und nicht als „*Idealzustand*" an. So vermisst er die Region, das Klima und auch die Leute aus seiner Jugendzeit in Südfrankreich. Auffallend ist hier, dass er in diesem Zusammenhang auf seine Jugenderinnerungen verweist, wobei nicht deutlich wird, ob es sich hier um gelebte oder erträumte Erinnerungen handelt.

Interviewerin: „Würden Sie denn sagen, dass Sie sich jetzt zu Hause fühlen an Ihrem - Wohnort?"
Markus: „Ja, auf jeden Fall, ja. - Zu Hause ja, - nicht unbedingt da, wo ich vielleicht mein Zuhause - gern gehabt hätte, weil ich die, die Region als solche - `n bisschen kühl, `n bisschen zu weit vom Meer entfernt und `n bisschen zu weit von meinem, von meinen Jugenderinnerungen entfernt finde. - Aber so als Kompromiss - zwischen heute und morgen - fühle ich in dem Haus, was wir gekauft haben, in

dem Garten, den wir gepflanzt haben, mit den Kindern - die wir auf die Welt gebracht haben, zu Hause, ja, natürlich.“

Konkrete Pläne oder Ziele hat Markus jedoch auch heute nicht. Er lebt sein Leben von Tag zu Tag und fühlt sich nicht auf Dauer an seine Arbeit oder den Wohnort gebunden. Die Art und Weise, wie er von diesen möglichen Veränderungen spricht, zeigt, dass er sich zwar weitere Veränderungen wünscht, jedoch auch, dass er diese Veränderungen zurzeit als nicht realistisch ansieht. Interessant ist, dass er in diesen Passagen kaum auf die Bedürfnisse seiner Familie, sondern vor allem auf seine eigenen Bedürfnisse eingeht.

„Ich lass` es, wie gesagt auf mich zukommen. Ich – mach keine Pläne. - Momentan geht`s mir gut, wenn ich was Besseres finde, dann was, wirklich was Besseres, dann kann man umziehen. - Weil es etwas Besseres - im Professionellen gibt, das heißt also, weil`s mehr Geld gibt. Momentan muss man mir schon sehr viel mehr Geld bezahlen, - um - um, und, und einen sehr viel interessanteren Job anbieten, was eigentlich sehr schwer ist. Deswegen bleibe ich also einfach hier, weil, weil das professionelle Leben mich, mich total erfüllt.“

„Ich glaube, heute mit, mit 37 fange ich langsam an, mich in irgendeiner Weise - um Gedanken zu kümmern, - die etwas mit Karriere zu tun haben und mit mehr Geld verdienen. Und die vielleicht dann auch noch irgendwann - in, in Einklang zu bringen sind mit diesem - mit diesem sozialen Status, - was auch, glaube ich, `n absolut menschliches - und nichts Besonderes hat oder so was.“

Zusammenfassung

Als Jugendlicher und junger Erwachsener entwickelt Markus keine neuen festen Bezüge. Vor allem die Zurückweisung durch seinen Vater scheint ihm den letzten Halt zu nehmen. Er lebt mal in Deutschland, mal in Frankreich, entwickelt keine Zukunftspläne und sucht das ‚richtige‘ Leben an verschiedenen Orten, in verschiedenen Berufen und mit häufig wechselnden Partnerinnen. Diese Strukturlosigkeit scheint einerseits von ihm gewollt zu sein (um sich keinen Zwängen unterwerfen zu müssen), anderseits wirkt sie auch halt- und ruhelos. Um sich selbst seine negativen Erfahrungen bei der Rückkehr nach Deutschland zu erklären, verweist er auf die Bedeutung von nationalen bzw. kulturellen Identitäten für eine Integration vor Ort und definiert sich selber als Fast-Franzose, der nicht mehr auf Dauer in Deutschland leben kann. Erst mit seiner Heirat stabilisiert sich sein Leben. Er träumt jedoch weiter von einem Idealzustand, der seine jetzige Lebenssituation mit den idealisierten Erfahrungen in seiner Jugend in Südfrankreich verknüpft. Aus diesem Grund sieht er sein jetziges Leben als ein Kompromiss an, wobei er zumindest im Moment aktiv keine Veränderungen anstrebt.

6.8.3.3 Kennenlernen des Partners und Bewertung der Partnerschaft

Kennenlernen des Partners

Das Kennenlernen seiner Partnerin, das Zusammenziehen und die Gründung einer Familie erzählt Markus auf sehr rationale Art und Weise: es war für ihn einfach der richtige Moment und die richtige Person, um eine Familie zu gründen: Kennenlernen und Zusammenziehen laufen innerhalb weniger Tage ab und waren „*kurz und schmerzlos*". Auch die nach kurzer Zeit folgende Heirat und die Geburt der Kinder beschreibt er nur stichwortartig und als logische Folgen eines einmal beschlossenen Plans. Diese rationale Schilderungen stehen damit in auffallendem Gegensatz zu seiner stark emotionalen Beschreibung des Zusammenbruchs seiner Herkunftsfamilie – ähneln aber gleichzeitig den Beschreibungen des Verhaltens seiner Mutter, als diese ihren neuen Partner kennenlernt.

„Ich hatte über meine Arbeit - manchmal junge Leute kennengelernt, - unter anderem ein junges Mädchen, das mir also dann meine zukünftige Frau vorgestellt hat, - und das ja, kurz und schmerzlos, das ist wirklich das gute Wort, weil ich hab` sie an einem Mittwoch kennengelernt, - und am - Freitag darauf - war ich das erste Mal in ihrer Wohnung und hab` diese Wohnung dann - eigentlich nie wieder verlassen."

„Ja, und neun paar Monate später waren wir verheiratet. und neun Monate später, also nach eineinhalb Jahren hatten wir also unser erstes Kind. Und zweieinhalb Jahre später das zweite - und nun kommt irgendwann das dritte."

Motive für die Partnerschaft und Ehe sind für Markus sein Wunsch nach Stabilität und einer Familie, von Liebe spricht er dagegen nicht. Interessant ist, mit welchen Worten er diesen Wunsch beschreibt. So steht für ihn Familie vor allem für das „*Kreieren von Leben*", weniger jedoch für die Übernahme von Verantwortung. Es bedeutet jedoch auch den freiwilligen Verzicht auf Freiheit und eine neue Stabilität, die im Gegensatz zu seinem früheren Verhalten stehen.

„Ich glaube, - sowie meine Frau als auch ich hatten, wir hatten Lust auf – auf Stabilität und auf, auf das Kreieren von, von` nem Leben und von - von, von einer Familie. - Und das haben wir ganz einfach gemacht. - Kann man eigentlich gar nicht so viel dazu sagen. Wir haben uns gesehen, und nicht sofort geliebt, aber zumindest haben wir uns gesagt, dass wir also - gut was zusammen machen könnten. - So, das war das am Anfang, dann."

„Ich hatte also eigentlich keine Lust mehr, den - meine Freiheit zu verteidigen. Und es ist also ziemlich schnell gegangen und das hat aber die Leute – im allgemeinen - wirklich überrascht, weil - wenn man ungefähr - ja, fast zwölf - dreizehn, vierzehn Jahre lang jemanden kennt, der also, also sich - nie was seriöses - aufgebaut oder gelebt hat und der nun auf einmal nach einigen Monaten da - sagt, dass er heiratet, das war dann ein bisschen überraschend für alle."

Markus beschäftigt das Verhältnis Deutsche – Franzosen auch in seiner Partnerschaft – und es entsteht der Eindruck, als habe er sich bewusst für eine französische Partnerin entschieden, weil diese besser zu ihm als ‚Fast-Franzose' passt bzw. sein Französischsein verstärkt. Eine frühere Partnerschaft scheiterte dagegen, weil seine damalige deutsche Partnerin im Gegensatz zu ihm nicht „*Französisch"* genug war. Er betont zudem, dass seine jetzige Partnerin eine besonders enge Bindung an Frankreich hat und die Familie auch aus diesem Grund sicher nicht nach Deutschland ziehen wird.

„Ich hab` auch in P. meine Frau kennengelernt, - nachdem ich mich also mit einer - deutschen - Dame liiert hatte, die ja - aber an das Französisch sein - nicht herankam, somit ist sie also nach weniger als einem Jahr wieder gegangen, zurückgefahren nach Deutschland, und ich hab` hier also meine Frau kennengelernt."

„Man muss dazu sagen, dass ich also die meisten Partnerschaften in Frankreich gelebt hatte und die wenigsten in Deutschland. (*kurze Pause*) Somit – kann man leider nicht dies, - kann man nicht davon ausgehen, dass ich also ein Deutscher bin, der eine Französin kennengelernt hat, sondern ein, - ein, ein Dreiviertelfranzose, der ganz einfach eine Französin kennengelernt hat."

„Aber ich glaube nicht, dass sie in Deutschland leben könnte. - oder Lust hätte, in Deutschland zu leben. - Allein wahrscheinlich auch aus dem einfachen Grund, weil, weil ihre Eltern hier sind und, und, und sie eine unheimliche Beziehung zu Frankreich hat."

Bewertung der Partnerschaft

Seine Partnerschaft und deren Bedeutung thematisiert Markus im Interview kaum. Er stellt sie als einer der Faktoren dar, der – neben Haus und materiellem Besitz - zu seiner Zufriedenheit mit seinem Leben beiträgt und ihm das Gefühl vermittelt, so zu leben, wie er es möchte.

„Also ich bin zufrieden mit dem Leben, was ich also führe - zwei gesunde Kinder, eine Frau, die ich liebe, `n Haus - hab` mit 37, was wenige Leute haben, - eigentlich Sachen besitze und, und, und, und Dinge erlebe mit meiner Familie, die wenige Leute so - einfach erleben können - wie, wie ich es, wie ich es, wie ich`s kann."

Abgesehen von den Verständigungsschwierigkeiten, die es in jeder Beziehung gibt, sieht er keine Konflikte in seiner Partnerschaft. Die rein sprachliche Verständigung ist aufgrund seiner französischen Sprachkenntnisse unproblematisch. Seine häufige Abwesenheit von seiner Familie scheint für ihn auch keine Schwierigkeit darzustellen. Die Wünsche und Erwartungen seiner Frau und seiner Kinder in diesem Zusammenhang thematisiert er nicht. Deutlich wird nur, dass er diese häufige Abwesenheit als Ursache dafür ansieht, dass er mit seinen Kindern kein Deutsch spricht bzw. ihnen keine deutschen Kulturelemente vermitteln kann oder möchte. Aus dem Interview mit seiner Frau geht im Übrigen hervor, dass sie seine eher rationale Einstellung zur Partnerschaft wohl teilt. Auch sie hat sich „*weil es richtig war*" für diese Part-

nerschaft und für ein Leben mit Kindern entschieden, nachdem ihr erster langjähriger Partner bei einem Autounfall ums Leben kam.

„Verständigungsschwierigkeiten, die es in jedem - ähm, - in jedem Paar gibt, wo, wo einfach Charakterfragen oder, oder Art - oder Weltansicht - -geschichten da aufkommen, aber vom, von der Verständigung als solche nein, weil ich - ja, ich - spreche, spreche Französisch wie, wie jeder Franzose, vielleicht sogar so`n klein bisschen besser, weil ich versuche, immer wieder was dazu zu lernen und - die genauen Worte, die genau die Situation anzubringen und - Sprachschwierigkeiten gibt`s bei mir nicht."

„Ich bin also ungefähr sechs Monate im Jahr - fast gar nicht zu Hause, - und die restlichen sechs Monate - habe ich - ja, wie gesagt, die verbringe ich - ungefähr - zweieinhalb bis drei Stunden pro Tag mit meinen Kindern, und das ist schon viel, also eher zwei Stunden. - Wenn ich abends um sechs nach Hause komme und um acht, halb neun sind sie im Bett, - am Wochenende - machen wir `ne Menge Sachen - mit Freunden, die also keine Deutschen sind. - Es bleibt für mich sehr wenig Zeit mit meinen Kindern, - Deutsch - beizubringen - oder das – die Deutschen oder Deutschland näherzubringen."

Zusammenfassung

Die Schilderung des Kennenlernens und der Partnerschaft nehmen in der Erzählung von Markus nur einen geringen Raum ein. Es entsteht der Eindruck, als sei für ihn seine Partnerin einfach die Richtige gewesen, um eine Familie zu gründen und damit einen von ihnen beiden gewünschten sozialen Status zu erreichen. Diese eher rationale Sichtweise auf seine eigene Familie unterscheidet sich somit deutlich von den stark emotionalen Schilderungen über seine Herkunftsfamilie. Gleichzeitig bringt ihm die Partnerschaft mit einer Französin jedoch auch Stabilität und wohl auch eine gewünschte festere und formalere Bindung an Frankreich.

6.8.3.4 Konstruktionen von kultureller Identität

Das Thema nationalen Identität und die emotionale Zugehörigkeit zu Frankreich ist für Markus ein oder sogar das zentrale Thema seiner biographischen Schilderung. Immer wieder kommt er darauf zurück, wie sehr er Deutschland ablehnt und wie stark er sich Frankreich verbunden fühlt. Deutschland und Frankreich bzw. „*die Deutschen*" und „*die Franzosen*" sind dabei in seiner Wahrnehmung sehr verschieden.

„Also es gibt wirklich grundlegende Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich, - die - die das miteinander Verstehen und miteinander Leben sehr schwierig machen - meines Erachtens nach."

Einstellungen zum Herkunftsland

Markus Bild von Deutschland ist extrem negativ und von Stereotypen geprägt. So sind „d*ie Deutschen*" für ihn nicht lebensfroh, nicht humorvoll, zu rational, zu überlegt und zu rassistisch. Das Leben in Deutschland ist für ihn zu ernsthaft und nicht „*lebenswert*". Auffallend ist

dabei, wie häufig Markus auf Formulierungen wie „*die Deutschen*“ zurückgreift und sich mit dieser Äußerung betont von Deutschland und „*den Deutschen*“ abgrenzt.

„Meistens - muss ich ganz einfach sagen, ich - find` die Deutschen - nicht lustig.- Wie ich das schon `n paar Mal gesagt hab`, für mich ist also irgendwie, dass - ja, - das Leben muss lebenswert sein, das Leben muss, es muss - prickelnd sein, es muss `n bisschen wie Champagner sein, und - da ist der Deutsche meines Erachtens nach `n bisschen zu kalkuliert.“

„Ich find sie ganz einfach zu - ich find` Deutschland nicht lustig. ... Das ist zu ernst, zu streng, zu analytisch, zu - zu dicht besiedelt, zu dreckig.“

„Und das alltägliche - Verhalten des Deutschen, wenn man das so - sich im Alltagsbild in `ner Straßenbahn, an der Straße oder - im Flugzeug anguckt, dann – merkt man doch, dass der also die Türken nicht besonders gern mag und die Italiener, na gut, akzeptiert, weil sie schon so lange da sind.“

Deutschland selber empfindet er als ein Land, das er kennt, aber aus der Distanz und als mittlerweile ‚Fast-Fremder’ kritisiert. Ambivalent ist dagegen seine Einstellung zu seiner deutschen Staatsbürgerschaft. Einerseits betont er, wie unwichtig ihm die deutsche Staatsbürgerschaft ist, gleichzeitig zeigt er sich jedoch verärgert, dass Deutschland keine doppelte Staatsbürgerschaft zulässt. Diese entspräche vermutlich am ehesten seiner tatsächlichen nationalen Verortung. Da dies jedoch nicht möglich ist, überlegt er, die französische Staatsbürgerschaft anzunehmen – hat dies jedoch bisher nicht getan. Der Eindruck einer – im Prinzip - gewünschten doppelten nationalen (und kulturellen?) Zugehörigkeit zeigt sich auch in seine Äußerung, dass er gerne in Deutschland leben würde, wenn „*die Deutschen*“ ein bisschen französischer wären.

„Was ist Deutschland für mich? - Ein Land, was ich kenne, - eine Kultur, die ich (*kurze Pause*) vielleicht nicht genügend kenne, aber die ich oft äh - die Tendenz habe, `n bisschen zu kritisieren, ...weil ich - den Eindruck habe - dass - ja, wie gesagt, dass (*kurze Pause*) dass ich vielleicht in, eher `n einfacher in Deutschland leben könnte, wären die Franzosen `n bisschen französisch, die Deutschen `n bisschen französischer.“

„Und da der deutsche Staat ja - unheimlich tolerant ist - nämlich zum Beispiel - es nicht ermöglicht – die doppelte Staatsbürgerschaft - anzunehmen oder zu haben, weil er nicht duldet, dass man irgend `ne andere Staatsbürgerschaft nebenbei hat, werde ich wahrscheinlich demnächst die französische Staatsbürgerschaft beantragen. Also soweit geht`s schon, für mich ist es null und nichtig und absolut uninteressant, Deutscher zu sein, weil für mich der deutsche Staat intolerant ist.“

Die wahrgenommenen Unterschiede zwischen den beiden Kulturen sind aus seiner heutigen Sicht jedoch so stark, dass Deutsche und Franzosen nur schwer im jeweils anderen Land leben können. Für sich selber löst er diesen Widerspruch auf, in dem er wiederum seine heutige französische Zugehörigkeit betont. Den Widerspruch seiner Aussage „*man ist und bleibt Deutscher*“ zu seinen persönlichen Empfindungen und Erfahrungen löst er dabei nicht auf.

„Sowohl Franzosen als, als auch Französinnen - es ist wesentlich einfacher, in Deutschland zu leben und Fuß zu fassen, noch dazu ist ein Franzose oder eine Französin in Deutschland mit einer, mit einer gewissen positiven Aura verbunden, was absolut nicht der Fall ist in Deutschland, in Frankreich für irgendwelche Deutschen - ob Mann oder Frau. Weil - man ist und bleibt Deutscher - und irgendwann kommt`s immer wieder hoch. Aber - phhfft - für mich ist es - nicht so schwerwiegend, weil ich ja - schon so - französisch bin."

Die Stereotypen vom Deutsch– und Französischsein verknüpft Markus auch mit einer geschlechtsspezifischen Ebene: Nur eine französische Frau könne es „*ertragen*", als Franzose in Deutschland zu leben. Französische Männer – und damit in dieser Hinsicht wohl auch er selber - können dies nicht. Eine deutsche Frau könne dagegen aufgrund des „*französischen Machismus*" nicht in Frankreich leben. Auch in dieser Aussage scheint er sich wieder mit ‚den französischen Männern' zu identifizieren und damit seine eigenen Einstellungen und Verhaltensweisen gegenüber seinen früheren Partnerinnen zu erklären. Gleichzeitig beschreibt er damit seine jetzige Lebensweise als die (‚objektiv') einzig mögliche: Er als Deutscher (aber Fast-Franzose) mit einer französischen Partnerschaft in Frankreich lebend.

„Ich glaub`, man muss ein bisschen Frau sein, um -, um - die Dinger zu ertragen, die man ertragen - gezwungenermaßen ertragen muss, - wenn man als Franzose nach Deutschland kommt. - Und ich glaube, es gibt nicht genügend deutsche Frauen, - die dem französischen Machismos - standhalten könnten."

Einstellungen zum „anderen" Land

Markus emotionale Bindung an Frankreich ist extrem stark: seine Rückkehr nach Frankreich empfindet er als „*zweite Geburt*", die er bewusst genießt. Er hat den Eindruck, als befreie ihn Frankreich von seiner Vergangenheit und eröffne ihm die Möglichkeit, (endlich) seinen „*innersten Wille*" zu leben und das zu machen, wozu er Lust hat. Das Leben in Frankreich empfindet er als „*Champagner*". „*Die Franzosen*" empfindet er dabei als individualistisch, manchmal oberflächlich, aber in der Lage ihr eigenes Leben zu leben – was seiner Meinung nach in Deutschland nicht möglich ist. Auffallend ist, mit welcher Intensität er dieses Leben in Frankreich beschreibt, das genau mit seinem „*einzigen Ziel*" zu Leben übereinstimmt.

Interviewerin: „Sie sind dann zurück nach Frankreich. - Wie war das dann für Sie, das Zurückkommen?"
Markus: „`N bisschen wie `ne zweite Geburt. ...:Aber `ne bewusste Geburt, - und - ja, (*Kurze Pause*) die Veräußerung eines innersten Willens - ob einer Lust, Frankreich zu erleben und da zu, da zu arbeiten, - und das zu machen, worauf ich Lust hatte."

Interviewerin: „Und was ist - Frankreich für Sie?"
Markus: „Champagner. (*lacht*) Kann ich Ihnen auch nicht mehr zu sagen, ich, ich find`s ganz einfach Champagner. Ich mein`, manchmal sag´ ich den Franzosen auch, dass er - teils zu oberflächlich ist, teils - zu individualistisch ist, - aber - Frankreich ist so toll, man - wenn, wenn das, dieses Gefühl

überschwappt, dann geht man einfach irgendwo auf`s Land und - lässt den lieben Gott - `n schönen, netten Mensch sein und - lebt sein, sein eigenes Leben.“

„Man nimmt das ernst, das Leben nicht so ernst, man analysiert nicht alles, jeden Schritt, jeden, jedes Wesen, was einem über den Weg läuft. Und ich glaube in Frankreich, selbst wenn vielleicht manchmal das Blablatum etwas zu stark - aufkommt, es wesentlich angenehmer ist zu leben, weil - die Leute sich nicht - zu ernst nehmen, wie es meines Empfinden nach die Deutschen wesentlich zu oft tun.“

Er selbst beschreibt sich auch aus diesem Grund als Fast-Franzose. Wie durch Magie kann er französisch „*sein*“, „*leben*“, und „*atmen*“ und hat deshalb (im Gegensatz zu anderen Deutschen) keine Schwierigkeiten, in Frankreich zu leben. Auch diese Aussage betont, wie unüberbrückbar er für andere den Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland hält. Die Intensität mit der er auch in diesen Passagen seine nationale (und kulturelle) Identität beschreibt, ist auffallend und scheint dem Bedürfnis zu entsprechen, mit der Aufgabe seiner deutschen Identität auch seine Vergangenheit hinter sich zu lassen, um nun als ‚anderer’ Mensch ein neues Leben zu leben.

„Ich bin, ich bin wie Obelix. Ich bin in`n Zaubertrank voll gefallen und ich bin - ja, ich, ich kann französisch essen, französisch sein, französisch feiern, französisch - leben, atmen - nein, es gibt keine Schwierigkeiten.“

„Ich bin vielleicht noch nicht ganz Franzose, aber wesentlich mehr als, auf jeden Fall als, als Deutscher. Ich kann mich zumindest wesentlich mehr mit Frankreich und den Franzosen identifizieren als mit irgend einem Deutschen. Das Einzige, was ich noch sagen kann, ist, dass ich vielleicht - mehr - leichter und eher den Deutschen verstehe als`n Franzose, - was mir heute in meinem Beruf einige Vorteile bringt.“

„Weil - ich Frankreich - als zu - angenehm - empfinde, weil meine Freunde, meine Beziehungen, mein - Fühlen, Denken, - Leben, Träumen - französisch ist. Ganz einfach. Und - um, um - ja, - ich hab´s ganz am Anfang gesagt, das ist, ich komme nicht mehr an das Deutschsein `ran. Ich glaube, der Deutsche ist - nicht unbedingt - unangenehm, aber wenn man - einmal Frankreich gelebt und erlebt hat, dann ist Frankreich meines Erachtens nach - ein Land, wie die Deutschen das so schön sagen - leben, wie Gott in Frankreich, - da ist wirklich was dran.“

Erleben von kulturellen Unterschieden bzw. Gemeinsamkeiten in der Partnerschaft

Da sich Markus von seinem Leben als ‚Deutscher’ distanzieren möchte und heute nur noch wie ein Franzose leben möchte, bemüht er sich nicht, seiner Meinung nach ‚deutsche’ Gewohnheiten in die Partnerschaft zu integrieren. Seine Partnerschaft ist für ihn aus diesem Grund auch kein „*typischer Fall*“ für eine deutsch-französische Partnerschaft.

„Was mir dazu einfällt, ist also, dass ich wahrscheinlich kein typischer Fall - oder kein, kein typischer Studienfall bin für die deutsch-französischen Ehen, weil - das, was Sie, was ich, was ich mir vorstellen könnte, was Sie suchen, ist also jemand, der – vielleicht französisch, wie gesagt, ja, erst mit achtzehn oder neunzehn oder zwanzig nach Frankreich gekommen ist und da `ne Französin getroffen hat und der also ein - ja, ein echter Deutscher ist und der sich akklimatisiert hat.“

Zumindest in sprachlicher Hinsicht scheint diese Einstellung ein Konfliktthema in der Partnerschaft zu sein. So wünscht sich seine Partnerin eine zweisprachige Erziehung der Kinder und tritt selber aktiv dafür ein. Eine zweisprachige Erziehung hält Markus zwar an sich für erstrebenswert, er selber sieht sich jedoch nicht in der Lage, diese umzusetzen. Er begründet dies wiederum mit seiner ‚neuen' nationalen (bzw. kulturellen) Identität, aber auch mit geschlechtsspezifischen Stereotypen. Der Widerspruch, dass er seine eigene Zweisprachigkeit heute als Vorteil erlebt und dennoch nicht zu seiner Zweisprachigkeit seiner Kinder beitragen möchte, löst er wiederum nicht auf.

„Wenn ich professionell Deutsch sprechen muss, dann spreche ich Deutsch. - Wenn sich das ergibt, dann spreche ich auch Deutsch, aber ich hab` keinen natürlichen Drang oder - oder Zwang oder, oder Lust auf, auf Deutsch zu sprechen. Somit sprechen meine Kinder auch noch nicht Deutsch. - Was mir regelmäßig vorgeworfen wird, aber ich hab` einfach irgendwie nicht das Feeling dazu und das ist also - auch äh man spricht ja immer von der Muttersprache. Ich glaube, das hat auch was damit zu tun, dass die Mutter ganz einfach wesentlich öfters und länger - mit den Kindern zusammen ist als `n Vater. Und das ist für mich also unheimlich schwierig und anstrengend, meinen Kindern irgendwie die ganze Zeit - ja, - wenn ich ihnen, meine - Frau würde gern, dass ich also ganz bestimmte Zeitpunkte nur Deutsch mit den Kindern sprechen - was ich also jetzt auch versuche, denn ich will also wirklich auch versuchen, dass, dass die Kinder mehr und mehr Deutsch sprechen und Deutsch lernen und sich vor allem an den Klang der Sprache gewöhnen, aber es ist für mich nichts, weil`s schwierig ist, - nicht Natürliches mehr - auf Deutsch zu sprechen."

Interviewerin: „Haben Sie das so mit Ihrer Frau besprochen?"
Markus: „Ja, sie bespricht das regelmäßig mit mir. Ja. (*lacht*) Sie will auch unbedingt, dass sie also, dass die Kinder Deutsch sprechen und sie macht - ihr Bestes, um, um mit den Kindern Deutsch zu sprechen und die, - das - und, und die deutschen Großeltern nicht ins Vergessen zu raten, oder geraten zu lassen. Und - wir versuchen also, ja, sie macht also, tut ihr Bestes, dass die Kinder also zweisprachig werden."

Die seltenen Fahrten der Familie nach Deutschland zu seinem Vater empfindet Markus als belastend und schwierig. Als Grund nennt er die schwierige sprachliche Verständigung seiner Familie mit seinem Vater und dessen zweiter Frau. Gleichzeitig spielt jedoch wohl auch seine persönliche Distanz zu seinem Vater eine wichtige Rolle für diese seltenen Besuche. Interessant ist, dass er diese Besuche in Deutschland wie in einem Film erlebt, der zwar das Geschehen versteht, der aber in die Geschichte nicht eingreifen kann.

„Wir bleiben in Frankreich. Ab und zu nach Deutschland - das ist aber `n bisschen - ja, von, von der praktischen Seite `n bisschen schwer ist, weil mein - mein Vater sich - mit einer Frau liiert hat, die also ziemlich krank ist, deren Eltern - noch kränker sind - und man also ziemlich - ist `n bisschen schwierig - dorthin zu fahren."

„Wir sind erst - zweimal nach Deutschland gefahren, - das kann ich also gar nicht so genau erzählen. Das ist eigentlich auch meistens ähm `n bisschen - problematisch, weil - die zwei Mal, die wir in

Deutschland gewesen sind, die sind wir bei - bei meinem Vater gewesen. - Und da sie also nicht genügend Deutsch - nicht perfekt Deutsch, genügend, spricht, um sich wohl zu fühlen, also um selbst - Gespräche anzufangen, ähm - ist eigentlich, dafür also mein Vater alle - zwei - zwei Jahre oder so was sehen, - der Kontakt mit meinem Vater sehr, sehr intensiv – und - da wir zwei Kinder haben, die - kein Deutsch sprechen und auch in einem völlig anderen Umfeld sind als das..., weil ansonsten lohnt sich das nicht. Sie sich also sehr viel um die Kinder kümmert - und versucht dann `n bisschen mh - mitzunehmen, dessen, was sie mit meinem Vater austauschen."

„Ich fühl` mich irgendwie wie im Kino, das ist für mich`n Film, der abläuft, den ich verstehe, den ich sehe, den ich höre - den ich auch erlebe, aber immer mit dem Schritt zurück. Also ich beobachte mehr, als dass ich `s erlebe. (*kurze Pause*) Ich würde fast sagen, - vielleicht `n bisschen wie `n Franzose, der nach Deutschland fährt, aber der - ja, ein - Führerschein für Deutschsein hat`s."

Zusammenfassung

Markus definiert sich im Interview stark über seine nationale und die für ihn damit verbundene kulturelle Identität als ‚Fast-Franzose'. Er grenzt sich bewusst von ‚den Deutschen' ab und betont immer wieder, wie fremd ihm das Deutschsein geworden ist. Die Intensität und Emotionalität mit der er dieses für ihn zentrale Thema in seinen Leben beschreibt, lassen den Eindruck entstehen, dass sei das Thema der nationalen bzw. kulturellen Zugehörigkeit für ihn eng mit seinen Erfahrungen in der Jugend verknüpft. Die starke Abgrenzung vom ‚Deutschsein' scheint dabei für ihn eine Möglichkeit zu sein, seine negativen Erfahrungen als Jugendlicher zu bewältigen, der zur Migration gezwungen wurde. Über seine starke Identifikation mit Frankreich und dem „Französischsein' gelingt es ihm, eine ‚neuen' Identität zu entwickeln, die sich von seiner ‚alten Identität' klar abgrenzen lässt. Um dieses Bild einer völlig neuen Identität zu untermauern, greift er auf eine starke Dichotomie einer deutschen und französischen Kultur zurück. Die starke Auseinandersetzung mit diesem Thema und die sehr stereotypen Bilder, die er verwendet, vermitteln den Eindruck der Notwendigkeit der ständigen Bestätigung seiner ‚neuen' Identität, was wiederum den Gedanken einer relativ großen Unsicherheit in der Verortung entstehen lässt.

6.8.3.5 Heimat und Fremde

Eigene Heimatdefinition

Im Laufe des Interviews erzählt Markus, dass sein „*Herz*" heute im Südwesten Frankreichs ist, also in der Region, in der er als Jugendlicher gelebt hat. Mit dieser Region verbindet er eine „*typische*" französische Lebensqualität, die es seiner Meinung nach in Deutschland nicht gibt. Sieht man diese Aussage als eine Aussage zum Heimatempfinden an, so verknüpft Markus Heimat mit etwas „*typisch*" Französischem bzw. mit den Erinnerungen seiner Jugend in Südfrankreich. Direkt nach seiner Heimat gefragt, findet Markus jedoch keine für ihn passende Bezeichnung von Heimat. Er fühlt sich irgendwo zwischen Deutschland und

Frankreich beheimatet, kann dies aber auch nicht als Heimat beschreiben und kommt so für sich selber zum Schluss, dass er "*keine Heimat*" hat. Der Verweis auf Europa wirkt als eine Notlösung, die er dann aber auch nicht aufrechterhalten kann. Interessant ist jedoch, dass er für seine Kindheit Heimat in Deutschland verortet, heute aber, trotz seiner engen Bindungen an Frankreich, Frankreich nicht als Heimat beschreiben kann.

„Heute ist ja so mein Herz - im Südwesten Frankreichs, in dieser Stadt, weil - das ist ja sowieso das typische Franzo, Frankreich mit mittelalterlichen Häusern, mit kleinen Gassen, mit - vielleicht nicht so sauberen Straßen wie in Deutschland, aber eine, die, eine Lebensqualität, die man in Deutschland nicht mehr findet."

Interviewerin: „Können Sie mir sagen, was Sie als Ihre Heimat ansehen?
Markus: „Da würde ich sagen, Europa. .... Um nicht zu sagen, - um nicht sagen, um nicht irgendwas - genaues sagen zu müssen. Ich bin - ja, ich bin - irgendwo, meine Heimat ist irgendwo zwischen Deutschland und Frankreich, also – wo genau, weiß ich nicht. ... Dazwischen. – Das macht mich vielleicht - mehr oder weniger zum Europäer - aber ich hab` keine - Heimat (*Pause*) Ja, Heimat - muss ich sagen, Europa. (*kurze Pause*) Weil es die Notion Europa gibt. ... Wo ich geboren bin, - in Deutschland, ja, aber - das ist nicht meine Heimat. (*kurze Pause*) Nicht mehr.

Geographische Räume als Heimat

Vor seiner ungewollten Migration nach Frankreich beschreibt Markus Bindungen an Räume und soziale Beziehungen vor Ort. So hat er sich als Kind in seinem Wohnviertel „*zu Hause gefühlt*", weil er dort mit seiner Familie lebte und seine Freunde hatte. Diese ursprüngliche Verknüpfung von Familie und Freunden mit einem bestimmten Raum empfindet er als „*natürlich*". Auch in der Stadt M. scheint diese Verbindung räumlicher und sozialer Bindungen noch in gewissem Maße existiert zu haben, z.B. an dem Spielplatz, an dem er sich mit seinen Freunden trifft, seine räumlichen und sozialen Bindungen waren wohl aber nicht mehr so stark wie in seiner Kindheit in der Stadt L.

„Natürlich habe ich mich da zu Hause gefühlt, weil - wenn man - in, in `nem kleinen Viertel wohnt, wo also, wo - drei bis vier Familienhäuser sind, wo also - Ruhe ist, kein großer Verkehr, da hat man seine Freunde, da hat man seine Beziehungen, da wird man - durch die, durch die Sandkastenbegegnungen ganz normal - ja, zu Hause gefühlt, ja, natürlich zu Hause gefühlt, kein Problem. Meine Großeltern waren da, meine Eltern waren da, meine Schwester war da - man kann sich, glaube ich, nur zu Hause fühlen."

„Wahrscheinlich - auf dem Spielplatz in der Nähe von der Schule, da auf dem halben Weg zwischen Schule und - und Wohnung war, wo, wo man, - wo man - sich traf, um - Cowboy, Indianer und irgendwas anderes zu spielen oder die ersten Zigaretten zu rauchen oder, oder die ersten - Mädchen zu gucken oder irgend sowas, also, - aber, aber ansonsten gibt`s also keinen wirklichen - Ort, wo ich mich - besonders wohl gefühlt hab` oder so, nein."

Nach seiner erzwungen Migration nach Frankreich entwickelt Markus wohl keine Bindungen mehr an konkrete Räume. Zwar fühlt er sich (in der vermutlich idealisierten Rückschau) an

die Region, in der er als Jugendlicher in Südfrankreich gelebt hat, verbunden, eine genauere Eingrenzung dieser Region macht er jedoch nicht. Vielmehr scheinen sich seine Jugenderinnerungen wohl eher auf das ‚typisch Französische' der Region zu beziehen. In der Region, in der er heute lebt, fühlt er sich zwar wohl, aber nicht "*zu Hause*", da ihm die Menschen zu kühl und die Region zu weit vom Meer und seinen "*Jugenderinnerungen*" entfernt liegt. Ein idealer Wohnort liegt dagegen für ihn "*irgendwo in Südwestfrankreich*".

„Das Ideal meines Erachtens nach wäre irgendwo in Südwestfrankreich, so ungefähr dreihundert Kilometer vom Mittelmeer, dreihundert Kilometer vom Atlantik und dreihundert Kilometer von den Pyrenäen zu leben. Also so."

Die geringe Bedeutung, die heute geographische Räume für ihn haben, verdeutlicht sich auch in seiner Haltung zu Umzügen:

„Also Umzug - Umzug ist alles nur Kamellen, pragmatische Kleinigkeiten, das hat nichts mit dem, mit den Wichtigkeiten des Lebens zu tun."

Soziale Beziehungen als Heimat

Ein Netzwerk sozialer Beziehungen an seinem Wohnort zu haben, ist für Markus wichtig. Es entsteht allerdings nicht der Eindruck, als habe er langjährige oder besonders tiefe Beziehungen zu bestimmten Freunden. So spricht er eher allgemein von „*Freunden, Bekannten, Austausch*", der für ihn wichtig ist, um sich wohl zu fühlen, nicht jedoch von einzelnen Freundschaften oder engen Beziehungen. Über Distanzen hält Markus keine Freundschaften aufrecht, da ihm diese Beziehungen zu „*theoretisch*" sind. Wichtig ist ihm dagegen, dass seine Beziehungen „*im Rahmen bleiben*" (oder einen Rahmen bilden?). Es fällt ihm wohl aber leicht, sich nach einem Ortswechsel neue soziale Strukturen aufzubauen und sich diesen „*Rahmen*" immer wieder neu aufzubauen.

Interviewerin: „Was war besonders wichtig, um sich dann dort wohl zu fühlen?"
Markus: „Freunde. ...Bekannte. Austausch."

„Damals war also ich also ein ziemlich - ja`n kontaktfreudiger Mensch, das heißt also, ich kann - auf Entfernung und auch auf, auf Briefaustausch oder irgendwelchen – etwas theoretischen Arten und Weisen - keinerlei Beziehungen aufbauen. Bei mir muss das also - physisch – alltäglich beziehungsweise zumindest im, im Rahmen bleiben, wo ich also - persönlich immer wieder in Kontakt, in persönlichen Kontakt - hegen und, und, und pflegen kann."

Familie als Heimat

Zumindest in der Kindheit und bis zum Zusammenbruch seiner Herkunftsfamilie scheint Familie für Markus eine „*natürliche*" Heimat gewesen zu sein. So bezeichnet er den Menschen bis zu seinem 18. Lebensjahr als flexibel genug, sich an neuen Orten zu Hause zu fühlen, so-

lange dieser seine Familie um sich hat. Nach dem langsamen Zerbrechen und der anschließenden „*Explosion*“ der Familie hat seine Herkunftsfamilie diese natürliche Heimatfunktion für ihn verloren. Er verliert den Kontakt zum Vater und zur Schwester und geht auf Distanz zur Mutter, weil diese ihn nach Frankreich verpflanzt. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland muss er zudem erfahren, dass sein Vater ihn nicht wieder als Sohn aufnimmt.

„Ich hab` mich auch in M. danach zu Hause gefühlt, weil ganz einfach, wenn, wenn, wenn die Familie - einigermaßen - zusammen ist, dann ist doch überhaupt eigentlich kein Problem, weil man ist da so, glaube ich, dermaßen flexibel, bis ungefähr zum 18. Lebensjahr, dass man also, meines Erachtens nach, keinerlei Probleme hat, sich in irgendeiner Weise irgendwo zu Hause zu fühlen.“

Auch heute scheinen weder seine Herkunftsfamilie noch die Familie seiner Frau für ihn Heimatbezüge zu haben. Seine eigene Familie scheint ihm zumindest „*Stabilität*“ und einen festen Rahmen zu geben (Haus, Garten, Kinder), die ihn sich „*zu Hause*“ fühlen lassen und für ihn wichtiger sind als sein Bedürfnis nach Freiheit. Ob diese Strukturen für ihn wirklich längerfristig Heimat bedeuten können, lässt sich nicht genau sagen.

Sprache/Kultur als Heimat

Immer wieder betont Markus im Interview, dass er sich der deutschen Sprache nicht mehr verbunden fühlt und es für ihn „*nichts Natürliches*“ mehr ist, Deutsch zu sprechen. Stattdessen träumt, denkt und fühlt er auf Französisch. Die starke Auseinandersetzung mit dem Thema Sprache lässt jedoch den Eindruck entstehen, als sei Sprache für Markus sehr wichtig und möglicherweise auch ein Aspekt von Heimat (oder von nicht mehr Heimat).

„Es ist für mich nichts, weil`s schwierig ist, - nicht Natürliches mehr - auf Deutsch zu sprechen. So wie`s vielleicht jemand machen würde, der - erst mit achtzehn oder neunzehn nach Frankreich gekommen ist. ... Ich - träume, denke, fühle, lebe - und immer mehr auf Französisch.“

„Deutsch ist also wirklich für mich `ne Umstellung im Kopf und - es geht zwar noch einigermaßen einfach, es hat aber nichts - ganz - voll Natürliches“.

Umgang mit Heimweh und Fernweh

Markus thematisiert im Interview weder Heimweh noch Fernweh. Zwar spricht er davon, dass er sich als Jugendlicher in Frankreich nach Deutschland und seinen früheren Klassenkameraden bzw. später in Deutschland, nach dem französischen Leben gesehnt hat, er thematisiert in diesem Zusammenhang aber nie direkt den Begriff ‚Heimweh‘. Auch sehnt er sich heute nach seinen Jugenderinnerungen, er selber spricht jedoch auch hier nicht von Heimweh - obwohl diese Sehnsucht nach einer für ihn im Rückblick positiven (aber möglicherweise idealisierten) Zeit in gewisser Weise tatsächlich nach einer Sehnsucht nach Heimat klingen.

Zusammenfassung

Markus hat heute kaum Bindungen an einen konkreten Ort und besitzt wohl auch keine festeren Freundschaften. Da auch seine heutige Familie wohl nur in bedingtem Ausmaß für ihn Heimat darstellt (sie schafft zwar Stabilität, formale Verankerung und stärkere Kontinuität, wird von ihm selber aber nicht als Heimat definiert), erscheint Markus tatsächlich relativ heimatlos. Als Kind fand er dagegen Heimat in der Verbindung von familiären, sozialen und räumlichen Bezügen. Der Verlust von Heimat beginnt für ihn mit den Auflösungserscheinungen seiner Familie und dramatisiert sich durch die Explosion seiner Familie und die erzwungene Migration nach Frankreich. Seit dieser Zeit konnte Markus keine Heimatbezüge mehr aufbauen. Er entwickelt zwar sehr eine enge Bindungen an Frankreich und das ‚Französisch-sein', empfindet dies wohl aber nicht als Heimat. Eine gewisse Sehnsucht nach Heimat zeigt sich jedoch in seinen (vermutlich idealisierten) Empfindungen in Bezug auf seine Jugend in Südfrankreich.

6.8.3.6 Fazit

Markus Biographie ist eine Geschichte von Verlusten: Ausgehend von einer von ihm als harmonisch wahrgenommenen Kindheit bis zum Alter von 7 Jahren verliert er immer mehr für ihn wichtige Bindungen. Während der Jahre in L. nimmt er seine Familie noch als intakt wahr und beschreibt auch enge Bindungen an Freunde und seine Umgebung. Die Kombination von Familie, Freunden und Umgebung stellt für ihn eine „*natürliche*" Heimat dar. Dieser positiven Beschreibung seiner frühen Kindheit steht allerdings seine Aussage, er habe einen „*Blackout*" in Bezug auf seine Kindheitserinnerungen in gewisser Weise entgegen. Mit dem Umzug in die größere Stadt M. verliert er diesen „*natürlichen*" Rahmen, kann jedoch einige für ihn wichtige soziale Beziehungen vor Ort aufbauen. Feste Freundschaften entwickeln sich wohl aber nicht. Gleichzeitig beginnt zu dieser Zeit seine Familie auseinanderzufallen bis schließlich die „*Explosion*" der Familie diese Lebensphase beendet. Mit der Migration verliert er nicht nur seine gewohnte Umgebung, sondern zunächst auch seine Sprache. Zwar lebt er sich wohl relativ schnell wieder vor Ort in Frankreich ein, kann jedoch wohl keine engeren emotionalen Bindungen zu seiner Umgebung entwickeln. Es scheint, als befinde er sich in dieser Zeit in einer Art Schockzustand, den er nicht bewältigen kann, da ihm die Möglichkeit Abschied zu nehmen genommen wurde. Mit der Migration entstehen zudem Konflikte mit seiner Mutter, die er für diesen Verlust verantwortlich macht. Bei seinem Versuch zur Rückkehr verliert er endgültig seinen Vater, der ihn zurückweist, um seine „*Freiheit*" zu bewahren.

Die Folge dieser Verluste ist eine relativ starke Orientierungs– und Strukturlosigkeit: So entwickelt Markus keine Vorstellungen für die Zukunft und sein Leben, bricht die Schule ab, macht keine anerkannte Ausbildung und wechselt häufige Orte, Berufe und Beziehungen. Er scheitert in dem Versuch, sich wieder in Deutschland zu integrieren, wohl auch aufgrund der ablehnenden Haltung seines Vaters, findet aber auch bei seiner erneuten Rückkehrt nach Frankreich keinen festen Halt. Seine Partnerschaften beendet er immer wieder, weil er das Gefühl hat, seine „*Freiheit*“ verteidigen zu müssen. Dennoch scheint Markus in dieser Zeit insgesamt mit seinem Leben zufrieden zu sein, da es ihm frei und unabhängig erscheint.

Diese ungebundene und auf persönliche Interessen ausgerichtete Lebensweise verknüpft Markus mit dem ‚Französischsein'. Frankreich wird für ihn zu einem Paradies, in dem es möglich ist, frei von Zwängen zu leben. Durch die Identifikation mit Frankreich und dem ‚Französischsein' konstruiert er sich eine neue Identität, die er seiner alten Identität als Deutscher gegenüberstellt. Die Intensität und Emotionalität mit der er auf die Bedeutung von nationalen und kulturellen Unterschieden eingeht, lassen dabei den Eindruck entstehen, als wäre die Identifikation mit nationalen Identitäten für ihn eine Möglichkeit, seine biographischen Erlebnisse zu bewältigen und seine eigene brüchig gewordene Identität zu stabilisieren. Mit seiner Identifikation als Franzose wird Deutschland und ‚das Deutschsein' für ihn zur Fremde, in der er nicht mehr leben kann. Trotz seines Wunsches, als Franzose verstanden zu werden, scheint er sich jedoch nicht ganz von Deutschland lösen zu können. Es entsteht der Eindruck, als stehe er zwischen beiden Ländern bzw. Identitäten (die für ihn unvereinbar sind). Deutlich wird dies auch in seiner ambivalenten Haltung zur Zweisprachigkeit: So sieht er seine eigene Zweisprachigkeit als Chance, lehnt jedoch die Zweisprachigkeit seiner Kinder ab, wohl auch, da er selber die Distanz zu Deutschland wahren möchte oder muss.

Zwar scheint ihm heute seine eigene Familie (wieder) gewisse Identitätserfahrungen zu ermöglichen, diese beruhen jedoch eher auf rationalen Erwägungen und formaler Stabilität. Bis heute hat er wohl keinen ‚Ersatz' für die „*natürliche*“ Sicherheit und Heimat in seiner Kindheit gefunden. Er sieht sich trotz seiner ‚neuen' Identität als Fast-Franzose als heimatlos. Seine sozialen Beziehungen vor Ort bieten ihm zwar einen Rahmen für sein Leben, sie erscheinen jedoch ebenso auswechselbar wie seine Wohnorte. Sein jetziges Leben bewertet er zwar als positiv, er träumt jedoch weiter von einem Idealzustand, den er auch mit seinen (vermutlich idealisierten) Jugenderfahrungen in Südfrankreich verknüpft.

6.8.4 Gerhard: *“Ich will heute kein Deutscher mehr sein.“*

Im Interview mit Gerhard lassen sich starke Ähnlichkeiten mit Markus feststellen. Auch hier ist ein zentrales Thema die sehr negative Haltung gegenüber Deutschland. Gerhard möchte heute nicht mehr in Deutschland wohnen, fühlt sich nicht mehr als Deutscher und lehnt es ab, seine Tochter zweisprachig zu erziehen. Das Leben in Frankreich empfindet er als freier und einfacher. Andererseits scheint er sich noch immer nach seiner Kindheit, seiner damaligen Leidenschaft Fußball und seiner ersten Liebe/Ehe in Deutschland zurückzusehnen, wobei er diese Zeit in der biographischen Erzählung einerseits idealisiert, andererseits gerade die Erfahrungen seiner ersten Ehe aber auch zu verdrängen versucht. Auffallend ist zudem, wie stark er ‚Disziplin’ als wahrgenommene ‚deutsche’ Tugend befürwortet.

Seine Kindheit und Jugend empfindet Gerhard aus heutiger Sicht als schön und einfach. Zwar hat seine Mutter (der Vater ist im Krieg gefallen) kaum Geld, er fühlt sich jedoch in seiner Umgebung sehr wohl: Die Kleinstadt und die Region empfindet er als schön, er hat Freunde und viele Kameraden. Fußball ist seine große Leidenschaft und wird zeitweilig zum Lebensinhalt. Räumliche und soziale Wechsel gibt es nicht, der Übergang von der Kindheit zur Jugend ergibt sich ganz natürlich durch den Beginn seiner Lehre. Zwar fühlt er sich von seiner Mutter in den Beruf als Elektromechaniker gedrängt, er „*gehorcht*“ aber, weil „*man*“ es damals so gemacht hat. Später wechselt er innerhalb der Firma den Lehrberuf, auch dies verläuft ohne größere Spannungen. Gerhard fühlt sich in dieser Zeit in seiner Umgebung und in seinem Leben fest verwurzelt, ein Leben in der Fremde kann er sich nicht vorstellen.

Erste Spannungen und Konflikte beginnen mit seiner „*ersten Liebe*“ und seiner Heirat. Seiner Frau zuliebe gibt er seine erhoffte Karriere als Profifußballer auf. Diese Aufgabe seines Wunsches stellt für ihn einen massiven Bruch mit seinem „*normalen*“ Leben dar. Obwohl er versucht sein Leben mit Familie zu meistern, entsteht der Eindruck, dass er sich durch die Verantwortung für Frau und Kind und die hieraus entstehenden finanziellen Zwänge überfordert fühlt. Als seine Frau ihn schließlich verlässt, bricht für Gerhard eine Welt zusammen. Auf Empfehlung eines Bekannten hin, „*flieht*“ er nur wenige Tage nach dem Auszug seiner Frau zur Fremdenlegion. Obwohl - oder gerade weil - er die Gründe für das Scheitern seiner Ehe und seine Flucht aus „*seiner*“ Region hin zu der für ihn völlig „*fremden*“ Fremdenlegion im Interview nicht thematisieren möchte, entsteht der Eindruck, als habe er dieses plötzliche Ende seiner Ehe und seiner Zeit in Deutschland auch heute noch nicht richtig verarbeitet. Deutlich wird jedoch, dass er seinen Kindheits- und Jugenderfahrungen, seinem „*natürlichen*“ Leben in der Kleinstadt und seiner „*ersten Liebe*“ noch heute nachtrauert. Die Erinnerungen an

diese Zeit vor dem Zusammenbruch seines Lebens sind aus seiner Sicht das „*Einzige*“, was ihn heute mit Deutschland verbindet.

Die Fremdenlegion empfindet Gerhard als „*gute Zeit*“. Er hat das Gefühl, aufgrund seiner Sportlichkeit und seinen Erfahrungen mit „*Disziplin*“ sich gut in die Fremdenlegion einfügen zu können. Zwar empfindet er gerade am Anfang große Sehnsucht nach seiner Frau und seinen Freunden, die geforderte Disziplin, das nur auf die Fremdenlegion gerichtete Leben und die Aufgabe seiner Identität durch die Annahme eines neuen Namens und der völlige Bruch mit seiner Herkunft scheinen ihn jedoch eine Distanz zu seinem bisherigen Leben zu ermöglichen, die er als positiv bewertet. Hinzu kommt, dass ihm erlaubt wird, wieder Fußball zu spielen, also zu seiner „*anderen*“ Leidenschaft zurückzukehren.

Seine Migration nach Frankreich nach dem Ende seiner Zeit in der Fremdenlegion beschreibt er dagegen als ungewollt. So lernt er noch während seiner Zeit in der Fremdenlegion eine Französin kennen, die von ihm schwanger wird und ihn nach Ablauf seines Vertrages drängt, ihr nach Paris zu folgen. Aus dem Pflichtgefühl heraus, wohl aber auch mangels anderer Alternativen, folgt er ihrem Wunsch, ohne sich jedoch in Paris jemals wohl zu fühlen. Das Leben in der Großstadt empfindet er als „*Wahnsinn*“, seine Arbeit im Sicherheitsdienst als gefährlich und unbefriedigend, jedoch als seine einzige Chance Geld zu verdienen. Es belastet ihn zudem, dass er bis auf wenige Brocken – meist schlechtem Französisch – „*keine Sprache*“ hat. In dieser Zeit nimmt er, weil es „*einfacher*“ ist, die französische Staatsangehörigkeit an. Erst die Trennung von seiner Frau und seine Entscheidung, in die französische Armee als Hunde-Ausbilder einzutreten, lassen ihn zu einem „*normalen*“ Leben zurückkehren. Deutlich wird, dass er sich stark mit seiner Aufgabe als Verantwortlicher für die Hunde identifiziert, gleichzeitig scheinen jedoch auch der ‚vertraute' Rahmen von Disziplin und Gehorsam für seine positive Bewertung dieser Zeit eine wichtige Rolle zu spielen.

Das Kennenlernen seiner jetzigen Frau beschreibt Gerhard als schicksalhafte Begegnung. Seine spätere Frau wendet sich aus beruflichen Gründen an ihn, da sie für einen Jugendlichen einen Praktikumsplatz sucht. Bevor sie in den Raum tritt, betont er, dass ein „*sechster Sinn*“ ihn „*vorgewarnt*“ hätte, dass jetzt etwas Besonderes passiert. Das weitere Kennenlernen, das spätere Zusammenziehen, das Verlassen der Armee (auf Drängen seiner Partnerin), die Heirat und der Umzug in den Herkunftsort seiner Partnerin empfindet er als einen unkomplizierten und natürlichen Vorgang, den er nicht weiter thematisiert. Heute fühlt er sich in seiner Partnerschaft sehr wohl, seine jetzige Familie wird für ihn das Wichtigste in seinem Leben. Zwar betont er, dass diese Ehe „*anders*“ ist als seine erste große Liebe/Ehe, die Harmonie und gute

Kommunikation scheinen ihn jedoch das Gefühl zu vermitteln „*angekommen*“ zu sein. Er genießt das relative zurückgezogene Leben, das er jetzt führt und fühlt sich in seiner Familie und seinem Haus „*zu Hause*“ und „*glücklich*“. Deutlich wird zudem, dass er sich als ‚Beschützer’ seiner Familie fühlt und jetzt das Gefühl hat, seiner Aufgabe und Rolle als Ehemann und Vater gerecht zu werden. Zwar legt er auch hier relativ viel Wert auf Regeln und Disziplin, betont aber gleichzeitig, dass seine Tochter als sein „*Ein und alles*“ sehr viele Freiheiten ihm gegenüber genießt.

Einziger Konfliktpunkt der Partnerschaft scheint seine Weigerung zu sein, eine bikulturelle bzw. zweisprachige Erziehung seiner Tochter zu fördern. Immer wieder betont er im Interview seine starke Ablehnung von „*Deutschland*“ und „*den Deutschen*“. Er möchte mit „*Deutschem*“ nichts mehr zu tun haben und fühlt sich als Franzose. Die deutsche Sprache empfindet er in seinem Leben als „*überflüssig*“, zumal er heute besser Französisch als Deutsch spricht. „*Die Deutschen*“ sind für ihn eingebildet und nur auf Geld ausgerichtet, sie hätten verlernt „*zu leben*“ und würden nur noch „*existieren*“. Auffallend ist jedoch, dass er auch „*die Franzosen*“ wenig positiv beschreibt: Ihnen fehlen „*typisch deutsche*“ Tugenden wie Gehorsam und Disziplin, sie trinken gerne Alkohol und jagen – beides Verhaltensweisen, die er strikt ablehnt. Insgesamt entsteht der Eindruck, als würde er sein Leben in Frankreich vor allem deshalb begrüßen, weil es „*anders*“ als sein früheres Leben in Deutschland ist und ihm deshalb erlaubt, seine negativen Erfahrungen und Sehnsüchte zu vergessen.

Auch seine heutigen Heimatvorstellungen distanzieren sich stark von seinen Heimatvorstellungen in seiner Jugend: Beschreibt er in seiner Kindheit und Jugend eine starke räumliche und soziale Verwurzelung in seinem Herkunftsort, so ist Heimat für ihn heute „*seine Familie*“. Zwar ist ihm auch sein Haus sehr wichtig, eine wirklich räumliche Verwurzelung hat er jedoch nicht. Außerdem betont er, dass er heute keine richtigen Freunde hat und auch nicht benötigt. Zwar fühlt er sich heute mit seiner „*neuen Heimat*“ glücklich, deutlich wird dennoch, dass er immer noch Sehnsucht nach der ‚natürlichen’ Heimat seiner Kindheit empfindet. Die aufgebaute Distanz zur ‚alten Heimat’ hilft ihm dabei, seine Sehnsüchte zu verdrängen. Die Zeit in der Fremdenlegion, in Paris und in der französischen Armee, also der Zeitraum zwischen seiner Flucht aus Deutschland und dem Beginn seiner jetzigen Partnerschaft sind für ihn eine heimatlose Zeit. Es entsteht dabei der Eindruck, als haben in dieser Zeit die Unterordnung unter die militärischen Strukturen mit ihren strikten Regeln und Zwängen für ihn emotionale Bindungen an Personen oder Räume ersetzt.

Insgesamt spricht Gerhard im Interview relativ offen über seine Erfahrungen und Empfindungen, lediglich seine Gefühle in Bezug auf das Ende seiner Ehe und seiner Flucht aus Deutschland klammert er im Gespräch bewusst aus.

6.8.5 René: "*Vielleicht bin ich schon mehr Deutscher als Franzose*."

Auch im Interview mit René zeigen sich deutliche Ähnlichkeiten zu den Interviews von Markus und Gerhard. Um die Äußerungen von René jedoch richtig einordnen zu können, sollen kurz einige Hintergründe zu seiner Biographie genannt werden: René ist in Mitteldeutschland geboren, sein Vater ist Deutscher, seine Mutter Französin. Warum sie sich während des Weltkrieges in Deutschland aufhielt, ist unklar, René weiß nur, dass sich seine Eltern in Deutschland kennen gelernt haben, jedoch kurze Zeit nach seiner Geburt nach Frankreich gegangen sind. Dort war sein Vater zunächst Kriegsgefangener, dann Bergarbeiter. Da seine Eltern nicht für ihn sorgen konnten, wächst er die ersten Lebensjahre bei den Eltern seines Vaters in Deutschland auf. Mit etwa 4 Jahren wird er zu seinen Eltern nach Frankreich gebracht. Seine Eltern pflegen ausschließlich französische Traditionen, in der Familie wird kein Deutsch gesprochen.

Wichtige Themen im Interview mit René sind seine Erfahrungen mit Fremdheit und Ausgrenzung. So geht er zwar nur kurz auf die Fremdheitserfahrungen mit seinen Eltern und in seiner ersten Zeit in Frankreich ein, deutlich wird aber, dass diese Fremdheitserfahrungen seine Kindheit mitbestimmt haben und bis in seine Jugendzeit sein Leben beeinflusst haben. Im Einzelnen kann und möchte er diese Erfahrungen und seine Gefühle in diesem Zusammenhang nicht beschreiben. Es entsteht jedoch der Eindruck, als habe er sich von seinen Eltern nicht verstanden und immer wieder unter Druck gesetzt gefühlt. Besonders als Jugendlicher sucht er seine Freiheit und Unabhängigkeit, möchte „*weg*" gehen und sein eigenes Leben leben. Wichtig ist ihm auch, dass seine Kinder begleitet von ihm ihre eigenen Wege gehen können und nicht wie er Freiheit in der Flucht suchen müssen.

Immer wieder weißt René darauf hin, dass er sich wenig an seine Kindheit erinnern kann. Hierbei spielt auch das Verhalten seiner Eltern eine Rolle, die ihm über die Hintergründe seiner Geburt in Deutschland, seiner ersten Lebensjahre in Deutschland bei den Großeltern und seiner Rückkehr in die Familie in Frankreich im Unklaren lassen. Verschwiegen werden in der Familie auch die Gründe, warum seine Mutter als Französin im Krieg in Deutschland war und sein Vater als Deutscher anschließend Kriegsgefangener in Frankreich ist.

Deutlich wird jedoch, dass er die Zeit bei seinen Großeltern mit positiven Erinnerungen verknüpft, er jedoch aufgrund der deutsch-französischen Ehe seiner Eltern in den Nachkriegsjahren in seine ersten Schuljahren immer wieder Erfahrungen mit Ausgrenzung und Stigmatisierung als Fremder macht. Auch zu seinen Eltern fehlt ihm eine emotionale Nähe. Auf die Probleme angesprochen, weicht er jedoch aus und betont, dass „*man*“ die „*unschönen*“ Sachen mit seinen Eltern „*beiseiteschieben muss*“. Dennoch entwickelt er nach einiger Zeit in seiner neuen Umgebung Heimatgefühle, die er vor allem mit seinen Freunden vor Ort, aber auch mit seinen Geschwistern und der näheren Umgebung verknüpft.

Als Jugendlicher fühlt sich René in seiner Umgebung und in seinem Freundeskreis sehr wohl. Der Wechsel als einfaches Arbeiterkind mit wenig Geld auf eine höhere Schule, drängt ihn wieder in eine Außenseiterrolle. So wird er von seinen neuen Klassenkameraden aufgrund seiner Herkunft abgelehnt, sein bisheriges soziales Umfeld empfindet dagegen die höhere Schulbildung als etwas ‚Nicht-Passendes'. René bricht schließlich die Schule ab und beginnt eine technische Ausbildung, die er mit Erfolg abschließt. Obwohl er sich in dieser Zeit in seiner Umgebung und in seinem Leben in Frankreich fest verwurzelt sieht, scheinen doch die Spannungen in der Familie eine immer größere Rolle zu spielen. Zwar nennt er nicht die Ursachen oder Hintergründe dieser Schwierigkeiten, deutlich wird jedoch, dass er in dieser Zeit den Wunsch entwickelt, „*weg*“ zu gehen, um „*freier*“ zu sein. Zu Deutschland hat René zu dieser Zeit nur eine sehr lose Bindung, die sich auf das Aufschnappen einiger deutscher Worte durch seine Eltern und gelegentliche Briefwechsel im Rahmen des Jugendaustausches der Kriegsgefangenenorganisation beschränken.

Nach seinem Militärdienst konkretisieren sich seine Vorstellungen und er träumt von einem „*anderen*“ und „*freieren*“ Leben an der Elfenbeinküste, wo Menschen mit seiner beruflichen Ausbildung benötigt werden. Auf Drängen seiner Mutter, die mit der Familie nach Deutschland zurückkehren möchte, zieht er jedoch nach Deutschland, um ein späteres Nachziehen der Familie zu ermöglichen. Die genauen Motive seiner Mutter kennt er nicht, er gibt ihrem Drängen jedoch nach, da für ihn auch eine Migration nach Deutschland Freiheit und Unabhängigkeit bedeutet. Seine ersten Erfahrungen in Deutschland bezeichnet René als sehr positiv: Er kommt gut mit der deutschen Sprache klar, lernt schnell neue Freunde kennen und fühlt sich in seinem Privatleben und in seinem Beruf akzeptiert. Obwohl er dies nicht direkt thematisiert, entsteht doch der Eindruck, als empfinde er Deutschland nicht als Fremde, sondern als vertrautes Umfeld und als Möglichkeit, seine Unabhängigkeit umzusetzen.

Den Gedanken, noch an die Elfenbeinküste zu ziehen, gibt er auf, als er seine spätere Frau kennen lernt. Er fühlt sich zu ihr hingezogen, da er sie „*beschützen*“ kann und er den Eindruck hat, gut mit ihr reden zu können. Die negativen Reaktionen seiner und ihrer Eltern stören ihn nicht, da sie zusammenpassen und „*alleine*“ entscheiden wollen, was für sie richtig ist. Es entsteht zudem Eindruck, dass René durch diese Ehe und seine berufliche Integration in Deutschland ‚seinen' Platz gefunden hat und in ‚seinem' Leben angekommen ist. Deutlich wird, dass er das Gefühl hat, seiner Rolle als Ehemann und Vater gerecht zu werden und seinen Kindern die Freiheit ermöglicht zu haben, die ihm gefehlt hat.

Mit Frankreich verbindet René heute wenig. Er besitzt zwar noch den französischen Pass, würde diesen jedoch jederzeit gegen einen europäischen eintauschen, wenn dies möglich wäre. Auch sonst zeigt er eine starke Distanz zu Frankreich und französischen Gewohnheiten. Zu Frankreich als Staat hat er keinen Bezug, französische Gewohnheiten beschränken sich auf ein gelegentliches Baguette zum Essen, seine Kinder haben nur in der Schule etwas Französisch gelernt. Auffallend ist zudem, dass er die gelegentlichen Besuche in Frankreich mit gesundheitlichen Problemen seiner Frau verknüpft – und dies als Grund angibt, warum die Familie selten in Frankreich ist. Auch er selber verspürt kein Bedürfnis nach Besuchen in Frankreich, zumal er sich heute in der deutschen Sprache sicherer und vertrauter fühlt als in der französischen Sprache.

In Deutschland und in der Stadt, in der er heute wohnt, fühlt er sich dagegen sehr wohl. Er hat das Gefühl, hierher zu passen und sein Leben hier so leben zu können, wie er es möchte. Hier hat er „*Friede*“, „*Ruhe*“ und die Partnerin/Familie gefunden, die zu ihm passt. Zwar sieht er auch „*Schatten*“, wie gelegentliche Streits oder Sorgen in der Familie, die prinzipielle Harmonie der Familie und seines Umfeldes sind für ihn jedoch sehr wichtige Faktoren, um sich glücklich und „*angekommen*“ zu fühlen.

Heimat ist für René in erster Linie seine eigene Familie. Ihr misst er eine große Rolle zu, seine Herkunftsfamilie spielt dagegen für seine Heimaterfahrungen keine Rolle. Wichtig sind ihm zudem seine Freundschaften vor Ort und eine schöne räumliche Umgebung. Auch das Haus, in dem die Familie lebt, ist für ihn wichtig, um sich wohl zu fühlen. Diese sozialen und räumlichen Heimatfaktoren sind für René für sein Wohlempfinden wichtig; sie jedoch gleichzeitig eine äußere Bestätigung für sein ‚Angekommensein' und für seine ‚Freiheit'. Seine Kindheit ist für ihn dagegen mit sozialen und räumlichen Erfahrungen verknüpft, die für ihn schöne Erinnerungen ohne Sehnsuchtsgefühle darstellen. Auffallend ist jedoch, dass er im

Rückblick, seine Fremdheitserfahrungen in der Familie und in der Schule ausklammert und sich in diesem Zusammenhang lediglich allgemein an die „*guten Zeiten*“ erinnert.

Obwohl sich René um eine große Offenheit im Interview bemüht, fallen doch erhebliche Lücken in seinen Erzählungen auf. So kann – oder will – er sich nicht an die Geschichte seiner Eltern erinnern und auch seine Kindheitserfahrungen in Frankreich sowie die Hintergründe seiner Migration nach Deutschland lassen viele Fragen offen. Es entsteht zudem der Eindruck, als habe René viele Erfahrungen und Gefühle verdrängt. Obwohl aufgrund dieser Lücken unklar ist, inwieweit René tatsächlich Erfahrungen von Verlust von Heimat und Identität gemacht hat, verbindet ihn doch vieles mit Markus und Gerhard. Wie diese beiden Männer hat auch er eine ‚neue Heimat‘ im ‚anderen‘ Land gefunden. Auch bei René scheint es zudem Phasen von persönlicher Unsicherheit und ‚Identitätslosigkeit‘ gegeben haben, wenn gleich diese wohl nicht in dem Maße zu Orientierungslosigkeit geführt haben, wie bei Markus und Gerhard. Ein gewisses ‚Trauma’ bzw. die Erfahrung des Zusammenbruchs der eigenen Welt (hier wohl schon im Alter von 4 Jahren) sind jedoch auch in diesem Interview zu spüren. Auch bei ihm sind zudem die schnelle und kompromisslose Integration in der neuen Heimat und die große Distanz zum Herkunftsland und dessen Gewohnheiten auffallend. Auch für ihn bietet dabei die Migration und die deutsch-französische Partnerschaft die Möglichkeit, eine ‚neue Identität’ aufzubauen.

6.8.6 Das Typische der Fälle

Nach einer Phase relativ stabiler Familien– und Heimatbeziehungen erfahren die Befragten einen Zusammenbruch, der zu einem Verlust von gewohnten Strukturen und eine starker Verunsicherung der eigenen Identität führt. Zwar sind die Anlässe und der Zeitpunkt des familiären Zusammenbruchs in den drei Biographien sehr unterschiedlich, auffallend ist jedoch die Intensität mit der dieser Bruch und die Folgen erlebt werden. So fühlen sich diese Männer ihrer eigenen Handlungsfähigkeit und bisherigen Identität als Familienmitglied beraubt und haben das Gefühl, aufgrund von externen Faktoren nicht mehr so wie bisher weiterleben zu können oder zu dürfen. Verbunden mit dem familiären Zusammenbruch ist bei allen dreien eine als nicht freiwillig empfundene Migration in ein völlig neues Umfeld, das sie nicht oder nur in geringem Maße beeinflussen können. Zwar passen sich alle drei sehr schnell an die neue Lebenssituation an, sie wirken jedoch ziel- und orientierungslos (bzw. geben die Verantwortung für ihr Leben an andere ab). Auffallend ist zudem, dass alle drei nicht über die Ursachen dieses Zusammenbruchs sprechen können oder wollen, sei es weil sie sich nicht mehr erinnern können oder weil ihnen tatsächlich wichtige Informationen fehlen. Aufgrund

des erfahrenen Bruchs scheinen sie nicht wirklich zu wissen, wohin sie gehören und wie sie leben möchten. Sie leben eine lange Zeit für den Moment und scheinen wenig eigene Ziele für ihr Leben zu entwickeln. Diese Ungebundenheit wird zum Teil als Freiheit empfunden, führt jedoch wohl auch dazu, dass sie wenig ‚Eigenes' entwickeln können.

Das Gefühl, (zunächst) fremd in der Fremde zu sein, scheint bei allen drei Männern gewünscht zu sein bzw. zur eigenen losgelösten Identität zu passen. Nach Phasen des Übergangs entsteht wohl aber bei allen drei Befragten das Bedürfnis, das ‚Fremde' zum ‚Eigenen' zu machen. Sie beginnen, sich in der neuen Umgebung neu zu definieren – die (nicht mehr) Fremde wird zu einer Chance für einen Neuanfang mit einer ‚anderen' Identität. Auffallend ist dabei, das alle drei im Nachhinein ihre (erzwungen) Migration oder Flucht als ‚schicksalhaft' empfinden, da sie heute im neuen Land ihren Weg gefunden haben. Heute ist diese Fremde für sie das Eigene geworden – das frühere Eigene ist zur Fremde geworden. Alle drei fühlen sich ihrem jetzigen Lebensraum sehr stark verbunden und betonen den emotionalen Bruch mit ihrem Wurzeln und ihrem Herkunftsland. Gleichzeitig wird jedoch in diesen Interviews besonders stark auf nationale Stereotypen in Bezug auf Deutsche und Franzosen zurückgegriffen, wobei sie sich selber als Ausnahme definieren, die diese Unterschiede überwinden konnte. Es entsteht hierdurch der Eindruck, dass die überwiegend negative Wahrnehmung ihrer Herkunft den Männern hilft, ihre ‚neue' Identität zu unterstreichen.

Trotz des Bruchs mit ihrer Herkunft verstehen diese Männer Heimat im Prinzip als Idealzustand der Kindheit (bzw. Jugend), in der es eine natürliche Übereinstimmung von familiärer Sicherheit und Geborgenheit, sozialen Strukturen und räumlichen Bindungen gibt. Diese Heimat – wenn sie denn tatsächlich in dieser Form existierte – zerbricht und ist für die Befragten nicht mehr zugänglich. Der Verlust der Heimat führt zu einer starken Orientierungslosigkeit, auch hinsichtlich der eigenen Verortung. Diese äußert sich bei Markus in einem „Leben für den Tag", bei Gerhard dagegen im Unterwerfen unter strenge äußere Regeln bzw. einem täglichen Kampf ums Überleben. Erst die Gründung einer Familie scheint für sie eine neuen Verwurzelung im Leben zu ermöglichen, sowohl in Hinblick auf die räumliche, aber auch in Hinblick auf die emotionale Verortung. Für Gerhard und René wird dabei die eigene Familie zu einer neuen Heimat, Markus zeigt sie, wo er hingehört – wohl ohne jedoch wirklich für ihn zur Heimat zu werden. Dennoch scheint für alle drei eine bewusste Distanz zur ‚alten Heimat' notwendig zu sein, um ihr neues Leben leben zu können.

Auffallend ist bei diesen Biographien, dass alle drei im anderen Land eine neue Identität gefunden haben. Aufgrund als traumatisch empfundenen Erlebnisse wissen sie (eine Zeit lang)

nicht mehr, wohin sie gehören und wirken lange Zeit orientierungslos – auch in Bezug auf die eigene Wahrnehmung. Mit der Gründung einer Familie gelingt es ihnen, sich wieder zu verorten, nicht nur in Bezug auf neue (heimatliche) Bindungen, sondern wohl auch in Bezug auf die eigene Identität. Auffallend ist dabei jedoch, dass kaum neue räumliche und wohl auch wenig intensive soziale Bindungen entstehen, sondern dass die neue Heimat bzw. die neue Identität vor allem im familiären Rahmen gefunden wird. Darüber hinaus scheint eine nationale bzw. kulturelle Verortung für alle drei eine wichtige Rolle zu spielen, da sie alle drei immer wieder betonen, wie sehr sie zu „Fast-Franzosen“ oder „Fast-Deutschen“ geworden sind – ohne jedoch den Bruch mit dem anderen Land endgültig vollziehen zu können. Die neue ‚kulturelle Identität‘ hilft ihnen dabei, sich stärker von der früheren und zur Fremde gewordenen Heimat zu lösen und trägt gleichzeitig zu einer neuen Verwurzelung bei. Auffallend ist dabei, dass alle drei ihre Partnerschaft nicht als ‚bi- oder multikulturell‘ wahrnehmen sondern als (fast) monokulturell. Die Partnerschaft ist in dieser Hinsicht ein ‚äußeres‘, wohl aber auch ein ‚inneres‘ Zeichen, dass sie angekommen sind.

7 Schlussfolgerungen und Ausblick

7.1 Zusammenfassung der Ergebnisse

Die beschriebenen Interviews zeigen deutlich die Vielfalt der Möglichkeiten, wie zwischen Heimat und Fremde Identität konstruiert werden kann. So gibt es jene Befragten, denen es schwer fällt, sich von den Heimaterfahrungen der Kindheit und Jugend zu lösen. Andere wiederum versuchen, ihre früheren Bindungen und Heimaterfahrungen ganz zu vergessen und sich das zunächst Fremde zum Eigenen zu machen. Wieder andere suchen nach individuellen Möglichkeiten, das Eigene bzw. ihre früheren Heimaterfahrungen mit dem ehemals Fremden zu verbinden. Dabei scheint es nur in Einzelfällen schwierig zu sein, eine persönlich zufriedenstellende ‚Mischung' zu finden: die meisten der befragten Personen sehen das Leben mit – und nicht zwischen - zwei Kulturen als persönliche Bereicherung und/ oder als Chance für eine Weiterentwicklung der eigenen Persönlichkeit. Für einige wird ‚Fremde' sogar in gewisser Weise zu einer ‚Rettung', da sie ihre Heimat – und sichere Identität – verloren hatten.

Eines der für mich interessantesten Ergebnisse meiner Analysen ist dabei die hohe Relevanz der Heimat- und Fremdheitserfahrungen in der Kindheit und Jugend in diesem Zusammenhang. Gemeint sind dabei nicht nur Erfahrungen im Umgang mit Fremde bzw. das Interesse an fremden Menschen und Kulturen z.B. durch familiäre Kontakte, schulische Angebote etc., welches später zu einer größeren Bereitschaft führen kann, sich fremden Lebenssituationen und Gewohnheiten zu öffnen. Es ist vor allem auch die aus meiner Sicht große Bedeutung des Gefühls zu wissen, woher ich komme (in räumlicher, sozialer und/oder familiärer Sicht), die wohl in entscheidendem Maße dazu beiträgt, neue Lebensumstände wie z.B. das Leben in einem anderen Land bzw. mit einem Partner aus einem anderen Land als positive Chance für Veränderungen anzunehmen und Probleme, die hierbei entstehen können, lösen zu können.

7.1.1 Das Wissen, woher ich komme – Heimat aus biographischer Sicht

Das Gefühl zu wissen, woher ich komme, hängt zum einen von den familiären Strukturen und Bindungen in der Kindheit und Jugend ab. Das Empfinden von stabilen familiären Verhältnissen, gibt Menschen Halt und Sicherheit und lässt Fremdheit als eine interessante Ergänzung des Lebens erfahrbar werden (Beispiel Natalie). Die stabilen familiären Verhältnisse müssen jedoch mit dem Gefühl verbunden sein, als individuelle Person mit eigenen Vorstellungen, Zielen und Lebenswegen anerkannt zu werden. Auffallend ist, dass sowohl die Frauen, die sich in ihrer Kindheit und Jugend stark unterdrückt bzw. von ihrer Familie nicht als Person anerkannt fühlten (Beispiel Ines) als auch diejenigen, die sich in der Jugend bzw. als junge

Erwachsene nicht (ausreichend) von ihren Familien lösen konnten (Beispiel Karin), sich gegenüber Fremde besonders unsicher oder sogar ängstlich fühlen und große Schwierigkeiten zeigen, sich einer fremden Lebenswelt emotional zu öffnen

Umgekehrt scheinen konflikthafte Familienverhältnisse, die aber in ihrer grundsätzlichen Struktur (weitgehend) stabil sind, durchaus das Interesse an einem Leben mit oder in der Fremde zu fördern. Das Beschäftigen mit ‚Fremde' und vor allem mit Menschen aus anderen Ländern wird hier als Chance wahrgenommen, sich zu verändern und weiterzuentwickeln (Beispiel Richard). Auch einengende Familienverhältnisse, sei es eine als eng empfundene kleinbürgerliche oder großbürgerlich-konservative Lebenswelt, können den Wunsch nach Fremde verstärken (Beispiel Daniel oder Marie). Auffallend ist dabei, dass bei allen meinen Gesprächspartnern aus diesen Konstellationen, familiäre Bindungen bestehen bleiben und das ‚Fremde' als positive Ergänzung zum ‚Eignen' erlebt wird. Zerbrechen dagegen die familiären Strukturen zu einem Zeitpunkt oder auf eine Art und Weise, die die eigene Identität in Frage stellt, kann das ‚Fremde' nach einer Übergangsphase zu einem ‚Rettungsanker' werden, das das ehemals ‚Eigene' ersetzen soll (Beispiel Markus).

Das Gefühl zu wissen, woher komme ich, ist aber auch von räumlichen und/oder sozialen Faktoren abhängig. Stabile räumliche und soziale Verhältnisse unterstützen das Gefühl zu wissen, woher ich komme. Aber auch ohne feste räumliche Bindungen können Zugehörigkeitsgefühle entstehen (z.B. im Fall von häufigen Umzügen), solange enge soziale Bindungen existieren und auch über Distanzen aufrecht erhalten werden können (Beispiel Daniel oder Natalie). Als nicht freiwillig empfundene Ortswechsel können dagegen zu einer starken Verunsicherung führen (Beispiel Alexandre). Hier wird erst zu einem als ‚verspätet' empfundenen Zeitpunkt eine räumlichen und sozialen Verankerung gefunden, die zu einem extremen Festhalten an der einmal erreichten Bindung führt – und zu einer gewissen Unsicherheit im Umgang mit Fremdheit. Eine enge Familienbindung alleine scheint also für das Gefühl zu wissen, woher ich komme, nicht auszureichen.

7.1.2 Das Wissen, wohin ich gehöre – Heimat als aktuell erlebbare Erfahrung

Das Gefühl, wohin gehöre ich (heute) ist stark von diesem Wissen, woher ich komme abhängig. Es zeigte sich in den Interviews deutlich, dass Personen, die das Gefühl haben zu wissen, woher sie kommen auch leichter empfinden können, wohin sie heute gehören.

Relativ leicht ist es für die Personen, ihre heutige Heimat zu beschreiben, deren Heimat sowohl räumliche, als auch soziale und familiäre Bindungen miteinander verbinden und deren Heimatbindungen weitgehend stabil geblieben sind (Beispiel Natalie). Diese Heimat wird nicht in Frage gestellt und erlaubt einen gelassenen Umgang mit Fremdheit. Interessant ist in dieser Hinsicht, dass enge soziale und räumliche Bindungen auch bei konflikthaften Familienverhältnissen zu einem positiven Heimaterleben beitragen können. So weiß beispielsweise Richard, wo er hingehört und sieht dies als Basis für die Öffnung für Neues. Auffallend ist hier jedoch das starke Festhalten an räumlicher Kontinuität. Es entsteht der Eindruck, als wäre es hier vor allem der vertraute Raum, der auch heute noch Halt und Sicherheit gibt. Auch für Alexandre ist diese räumliche Kontinuität für das heutige Heimatempfinden zentral; im Unterschied zu Richard scheinen seine Heimatgefühle jedoch aufgrund seiner brüchigen räumlichen und sozialen Erfahrungen der Kindheit tendenziell bedroht und bedürfen einer ständigen Rückversicherung und ‚Verteidigung'.

Auch bei Befragten, die migriert sind, trägt die Sicherheit zu wissen, wo ich herkomme zu einer positiven Wahrnehmung der heutigen Heimat bei. So zeigt sich deutlich, dass es möglich ist, Heimatempfindungen der Kindheit positiv mit der heutigen Lebenswelt zu verbinden. Die Heimatgefühle setzen sich dabei aus den Erinnerungen an familiäre und/oder soziale Stabilität und kulturelle Traditionen sowie den heutigen familiären, sozialen und räumlichen Bindungen zusammen (Beispiel Marie). Die Tatsache, sich diese Heimat selbst geschaffen zu haben, erfüllt mit Stolz und Zufriedenheit. Auffallend ist, dass in diesen Fällen die soziale Integration vor Ort wohl eine größere Rolle spielt als räumlichen Bindungen. Besonders deutlich wird dies bei Daniel, der Heimat als eine Verbindung früherer und heutiger sozialer Beziehungen versteht. Da für ihn Heimat ein Netz sozialer Bindungen ist, das auch über Distanzen weiterexistieren kann, fällt es ihm besonders leicht, Heimat durch den aktiven Aufbau von Beziehungen zu ergänzen und auszuweiten.

Anderseits scheinen diejenigen, für die Heimat vor allem die Herkunftsfamilie und deren Gewohnheiten ist, Schwierigkeiten zu haben, sich von diesen engen Heimatbindungen zu lösen (Beispiel Karin). Die engen Familienbindungen ermöglichen zwar ein klares Wissen, woher ich komme, scheinen aber in der Migrationssituation das Erleben von Heimat am aktuellen Lebensort zu erschweren, wohl auch, weil die Vorstellung einer ‚neuen' Heimat die Heimaterfahrungen der Kindheit und Jugend grundsätzlich in Frage stellen könnten. Das Gefühl, sich zwischen zwei Heimaten entscheiden zu müssen, empfindet aber auch Markus. Bei ihm führt der Heimatverlust zu einer starken Verunsicherung der eigenen Verortung. Ein Aufbau neuer

Heimatbindungen ist ihm nur durch eine bewusste Distanz zu früheren Bindungen möglich. Diese neuen Heimatbindungen wirken jedoch hinsichtlich der räumlichen und sozialen Bindungen relativ schwach, betont werden dagegen die neue kulturelle Heimat und/oder die heutigen familiären Bindungen.

Insgesamt zeigt sich in den Interviews deutlich, dass Heimat individuell und subjektiv wahrgenommen wird. Entsprechend moderner Heimatdefinitionen (vgl. beispielsweise Neumeyer 1992, Greverus 1972, Moosmann 1980, Hofmeister/Bauerochse 2006) entsteht Heimat durch die Interpretation von räumlichen, sozialen und familiären Bedingungen und ist somit prozesshaft und veränderbar. Zwar zeigt sich in den Interviews auch, dass Heimat für einige Befragte sehr statisch ist – auch dies lässt sich jedoch auf biographische Erlebnisse zurückführen. Entsprechend der Ansichten von Mitzscherlich (2000) zeigt sich zudem, dass Heimat nicht nur Vertrautheit bedeutet, sondern nur dann empfunden werden kann, wenn diese Vertrautheit mit Gefühlen der Sicherheit, Zugehörigkeit und Anerkennung verknüpft ist. Auch braucht man entsprechende „*Ressourcen und Kompetenzen*“ (Mitzscherlich 2000, S. 14) um sich neu beheimaten zu können. Eine „*Territorialität*“ des Menschen (vgl. Greverus 1972, 1979, 1995), also das Bedürfnis des Menschen nach einem konkreten, abgrenzbaren (Lebens-) Raum bestätigt sich dagegen nicht für alle Befragten. So verorten sich zwar viele der Befragten aktuell an einem konkreten Ort, für andere spielt dagegen der konkrete Lebensort nur eine sehr geringe Bedeutung (Beispiel Daniel oder Markus).

7.1.3 Die identitätsstiftende Funktion von Heimat

Bereits aufgrund des bisher Gesagten lässt sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen der Frage nach Heimat und der Frage, wer bin ich, feststellen. Das individuelle Erleben von Heimat trägt dabei erheblich zu der Erfahrung einer kohärenten Identität bei und dient gleichzeitig als positive Basis im Umgang mit Fremdheit und Veränderungen. Fehlen den Befragten diese heimatlichen Bezüge in der Vergangenheit (Beispiel Ines) oder auch in der Jetztzeit (Beispiel Katrin) wirken die Teilnehmer in ihrer Identitätswahrnehmung eher verunsichert. Bestehen dagegen gesicherte Heimatbezüge scheint es den Befragten deutlich leichter zu fallen, auch in schwierigen Situationen bzw. bei Veränderungen, die eine deutsch-französische Partnerschaft mit sich bringt, positive Identitätserfahrungen zu machen (Beispiel Marie oder Daniel).

Wichtig erscheint mir in diesem Zusammenhang, dass die identitätsstiftende Funktion von Heimat nicht nur bei den migrierten Partnern eine entscheidende Rolle für die Konstruktion

von Identität spielt. Auch für den jeweils nicht-migrierten Partner lassen sich deutliche Zusammenhänge zwischen gesicherten Heimatempfindungen und der Konstruktion von Identität in der Partnerschaft bzw. dem Umgang mit Fremdheit in der Partnerschaft feststellen. So fällt es auch hier den Befragten, die (sicher) wissen, woher sie kommen und wohin sie gehören (Beispiel Natalie oder Richard), deutlich leichter, sich auf die Veränderungen im eigenen Leben einzulassen, als denjenigen, die diese Fragen nicht gesichert für sich beantworten können (Beispiel Ines oder Alexandre).

Entsprechend des Heimatkonzeptes von Mitzscherlich (2000) ist Heimat jedoch auch immer eine „*aktive Beziehungs- und Gestaltungsarbeit*" (ebd., S. 13). Es reicht also für eine identitätsstiftende Funktion von Heimat nicht, einmal eine Heimat besessen zu haben. Vielmehr muss Heimat – und Identität - immer wieder neu konstruiert werden. Können die Befragten diesen Prozess nicht am Leben halten, kann Heimat auch zu einem Hemmnis der Selbstentwicklung werden (Beispiel Katrin). Die Identitätsarbeit ist dabei ein Prozess, der nicht erst mit Beginn der Migration bzw. der Partnerschaft einsetzt, sondern in der Kindheit und Jugend beginnt und sich durch und in der Partnerschaft weiter entwickelt. Der „*subjektive Konstruktionsprozess*" (vgl. Keupp et al. 2006, S.7) zeigt sich auch in der Gestaltung der eigenen Rolle in der Partnerschaft (Beispiel Richard oder Marie). Es scheint sich in diesem Zusammenhang zu bestätigen, dass bei einer Offenheit gegenüber der aktuellen Situation und möglichen zukünftigen Entwicklungen Identitätsarbeit besser funktioniert, als in den Fällen, in denen stark auf die Vergangenheit fokussiert wird (Beispiel Karin). Im Sinne von Keupp et al. (2006) wirkt sich dabei das Empfinden von Kohärenz positiv auf das Selbstwertgefühl und die erlebte Handlungsfähigkeit der Befragten aus.

7.1.4 Das Erleben von Fremde und die Konstruktion kultureller Identität

Die Möglichkeit, Fremde (eine Weile) ‚auszuhalten' bzw. Differenz in die eigene Identität zu ‚integrieren' ist von den persönlichen und biographischen Faktoren der Befragten abhängig, aber auch von den verfügbaren Ressourcen in der aktuellen Situation. Es bestätigen sich somit auch in dieser Arbeit Ansätze wie z.B. die von Hettlage/Hettlage-Varjes (1993) oder von Rommelspacher (2002), die davon ausgehen, dass für ein umfassendes Verständnis im Umgang mit Fremde sowohl individuell-biographische Faktoren, als auch die realen Erfahrungen und Beziehungen mit dem Fremden eine entscheidende Rolle spielen. Eine entscheidende Rolle spielt in diesem Zusammenhang sicher der Partner, der helfen kann, Fremdheitsempfindungen zu überwinden, vorausgesetzt seine eignen biographischen Erlebnisse versetzen ihn dazu in die Lage. Zentral für das (Wieder-)Erleben der Kohärenz der Identität scheint für den

migrierten Partner auch die Entstehung eigener Freundschaften zu sein. Diese reduzieren die Abhängigkeit vom Partner und helfen, sich wieder als ‚eigenständiger Mensch' zu fühlen. Die Fähigkeit, neue Freundschaften aufzubauen, hängt dabei wiederum vom Gefühl der eigenen Handlungsfähigkeit in der aktuellen Situation ab.

Deutlich wird in den Interviews zudem, dass Fremdheit im Sinne von Schäffler (1991) oder Nestvogel (1994) als Gegenbild zum Eigenen wirken kann (Beispiel Ines), dass Fremdheit oft aber auch als Ergänzung zum Eigenen verstanden wird (Beispiel Richard oder Marie). Auch Fremdheit als Komplementarität zeigt sich in vielen Interviews, beispielsweise dann, wenn fremde Aspekte der Lebensgestaltung und Traditionen des Partners einfach als ‚anders' akzeptiert werden. Auch Nestvogels Ordnungsschema „An-Eignung oder Vereinnahmung" (Nestvogel 1994) lässt sich in den Interviews erkennen (Beispiel Martin).

Der unterschiedliche Umgang mit dem Eigenen und dem Fremden trägt auch dazu bei, dass sich die Befragten kulturell sehr unterschiedlich verorten. Den meisten gelingt es nach einer gewissen Zeit, Elemente beider Kulturen so miteinander zu verbinden, dass sich für sie ein schlüssiges Miteinander ergibt. In einigen Fällen (Beispiel Marie bzw. Daniel) sehen die Befragten in der Verortung in beiden Sprachen, Gewohnheiten und Traditionen eine optimale ‚Lösung' ihrer Bedürfnisse bzw. eine Möglichkeit, ihre Wünsche und Ziele zu verwirklichen. Sie können im Sinne von Hall (1994) oder Mecheril (2003) als kulturell „hybrid" verstanden werden. Der Gedanke von Esser (1980, 1999, 2004), dass am Ende des Migrationsprozesses eine Identifikation mit der Kultur des Aufnahmelandes stattfindet bzw. stattfinden muss, bestätigt sich in dieser Arbeit nicht. Vielmehr erscheinen gerade die Biographien als brüchig und krisenhaft, die diese vollständige Identifikation mit dem Aufnahmeland anstreben (Beispiel Martin). Wem dagegen auch emotional eine Verbindung beider Kulturen gelingt, wirkt sowohl in ihrer/seiner (sozialen) Integration als auch in ihrer/seiner Identitätsarbeit stabiler.

In einigen Fällen zeigt sich aber auch, dass sich der nicht migrierte Partner soweit mit der Kultur des Partners identifizieren kann, dass die ‚andere' Kultur teilweise zu seiner eigenen wird (Beispiel Richard). Diese Art der Identifikation mit der Kultur des Partners hängt jedoch auch vom Umgang des Partners mit der eignen Kultur ab. Ist dessen Identifikation mit der Herkunftskultur brüchig, kann, auch wenn gewünscht, keine besonders enge Bindung zur ‚anderen' Kultur entstehen (Beispiel Natalie).

Auch in Bezug auf Ansätze und Studien im Bereich der binationalen Ehe, die auf die auf die Prozesshaftigkeit der binationalen Ehe verweisen, lassen sich Bestätigungen in dieser Arbeit

finden. So lassen sich Paarkonstellationen im Sinne von Wießmeier (1993) finden, in denen Fremde als Herausforderung, als Ergänzung, als Rettung bzw. einzige Möglichkeit oder auch als Traum oder Lebensidee wirken. Auch für die These von Varro und Gebauer, dass Binationalität in Konfliktsituationen der Partnerschaft als entlastendes „*Alibi*“ (Varro/Gebauer 1997, S. 67) dienen kann bzw. deutsch-französische Paare am „*Mythos*“ eines gemischten Paares festhalten, (Lesbet in Varro/Gebauer 1997, S. 66) lassen sich mehrere Beispiele finden (siehe beispielsweise Ines oder Richard). Deutlich wird auch, dass viele der befragten Paare ähnliche Lebensvorstellungen und Werte als Basis der Partnerschaft sehen. So betonen sowohl Richard als auch Marie und Daniel die gemeinsamen Wertvorstellungen als Grund für das Zustandekommen, aber auch das Funktionieren der Partnerschaft. Entsprechend der Studienergebnisse von Ricker (2000) zeigt sich zudem auch hier, dass die Migration im Rahmen einer binationalen Partnerschaft als „*eine logische, in der Biographie verankerte Erscheinung und Entscheidung*“ (Ricker 2000, S. 294) sein kann.

7.2 Ausblick

Diese Studie sollte die Konstruktionsprozesse von Identität zwischen Heimat und Fremde am Beispiel deutsch-französischer Partnerschaften in den Blickwinkel rücken. Hierbei zeigte sich deutlich die Bedeutung von biographischen und auch situativen Erlebnissen, die entscheidend dazu beitragen, ob ein Mensch das Gefühl hat, zwischen zwei Kulturen oder mit zwei Kulturen zu leben. Die Suche nach Heimat und die Suche nach Identität ist dabei entsprechend Greverus „*offensichtlich parallele Suchen nach einem Ort des Vertrauens, einer gelebten Welt oder einer Lebenswelt, in der die Identitätsfrage „Wer bin ich? Wohin gehöre ich?“ wieder eine Antwort findet.“* (Greverus 1995, S. 25). Die zentrale Bedeutung des Gefühls zu wissen, woher ich komme und wo ich hingehöre, für die Möglichkeit, positive Erfahrungen mit Fremde zu machen bzw. sich eine weitere oder neue Heimat aufbauen zu können, wurde ebenfalls ausführlich dargelegt.

Insofern scheinen mir die Ergebnisse dieser Studie auch für das allgemeine Verständnis von Verortungs- und Identitätsprozessen relevant, beispielsweise im Zusammenhang mit Migrations- und Integrationsprozessen, aber auch bei der Analyse von Verortungs- und Identitätsfragen im Zusammenhang von Globalisierungs- und Individualisierungsprozessen. Verwiesen sei hier noch einmal auf die Veränderungen durch soziale Netzwerke, aber auch auf reaktive Trends wie der des „Cocooning“. Die Bedeutung, die die Konstruktion von Heimat in Bezug auf die eigene Verortung heute (wieder?) hat, zeigt sich meines Erachtens auch bereits in der Einleitung beschreiben, an der starken Zunahme von Zeitschriften, die das Erleben von Tradi-

tionen, Natur und Natürlichkeit verbunden mit einem modernen Leben in den Vordergrund stellen.

Interessant erscheint mir insofern, welche biographischen Erlebnisse, welche persönlichen Charakteristika und welche tatsächlichen Gegebenheiten vor Ort die Konstruktion einer kohärenten Identität zwischen Heimat und Fremde unterstützen. Diese Fragen wurden in der vorliegenden Arbeit aufgegriffen, es erscheint mir jedoch sinnvoll, hier weiter Forschungen durchzuführen. Vertiefende Erkenntnisse in diesem Zusammenhang könnten dazu beitragen, immer komplexer werdende Konstruktionsprozesse von Identität vor dem Hintergrund der umfassenden gesellschaftlichen Entwicklungen besser zu verstehen.

Einen möglichen Ansatz für die nähere Betrachtung der Faktoren, die eine erfolgreiche Konstruktion von Identität zwischen Heimat und Fremde erlauben, bietet meines Erachtens die Resilienzforschung. Sie untersucht persönliche und soziale Faktoren, die positive Entwicklungsprozesse auch in Krisensituationen unterstützen und arbeitet an Modellen, wie diese Erkenntnisse in eine aktive Unterstützung in der Krisensituation umgesetzt werden können.

Ausgangspunkt der Resilienzforschung waren in den 70er Jahren Studien zur Psychopathologie von Kindern psychisch erkrankter Eltern, die zeigten, dass sich manche der Kinder trotz widriger Umstände positiv entwickelten und defizitorientierte Modelle keine Erklärungen für diese positiven Entwicklungen liefern können. Ähnliche Erfahrungen wurden auch im Zusammenhang mit Studien zur psychischen Gesundheit gemacht. Heute befasst sich die Resilienzforschung vor allem mit der Frage, welche Faktoren dazu führen, dass sich (vor allem Kinder) trotz ungünstiger Umstände wie z.B. Armut, Trennungserfahrungen oder auch traumatischen Erlebnissen positiv entwickeln. Hierbei wird vor allem nach Schutzfaktoren gesucht, die „*die Auftretungswahrscheinlichkeit von Störungen vermindern, indem sie zur Entwicklung von Ressourcen beitragen bzw. eine solche Entwicklung erleichtern*.“ (Bengel, Meinders-Lücking, Rottmann 2009, S. 23). Bengel, Meinders-Lücking und Rottmann liefern in ihrem Überblick zur Resilienzforschung auch eine Zusammenfassung der wichtigsten Schutzfaktoren, die sie in personale, familiäre und soziale Schutzfaktoren aufgliedern (ebd., S. 49). Über die körperlichen und kognitiven Schutzfaktoren hinaus betrachtet die Resilienzforschung dabei auch Faktoren, die meines Erachtens bei der Konstruktion von Identität im Zusammenhang mit Heimat und Fremde relevant sein könnten, so z.B.

- Persönliche Schutzfaktoren wie die internale Kontrollüberzeugung, die Selbstwirksamkeitserwartung, die Selbstkontrolle und Selbstregulation, aber auch aktive Bewäl-

tigungsstrategien, realistische Selbsteinschätzung und Zielorientierung sowie die soziale Kompetenz

- Familiäre Schutzfaktoren wie u.a. eine sichere Bindung und positive Beziehung zu den Eltern, ein positives Familienklima und positive Geschwisterbeziehungen

- Soziale Schutzfaktoren wie soziale Unterstützung, eine gute Beziehung zu einem Erwachsenen, Kontakte zu Gleichaltringen und die Einbindung in soziale Gruppen

Interessant erscheint mir die Herangehensweise der Resilienzforschung, da sie zum einen keinen problemzentrierten, sondern einen ‚chancenorientierten' Blick hat und zum anderen auf multidimensionale Erklärungsansätze Wert legt. Die einzelnen Faktoren lassen sich auch in der vorliegenden Studie im Kontext von deutsch-französischen Paaren wieder finden. Es erscheint mir in aus diesem Grund durchaus eine Überlegung wert, wie weit sich die Schutz- bzw. Resilienzfaktoren auch auf den Kontext von Migration bzw. dem Umgang mit Heimat und Fremde anwenden lassen. Hieraus könnten möglicherweise interessante Erkenntnisse über die Konstruktion von Identität und die Zusammenhänge von Heimaterleben und Identitätskonstruktion gewinnen lassen. Denn: „*Sich mit der eigenen Herkunft und Heimat auseinanderzusetzen, ist identitätsbildend. Heimat und Identität sind zwei Seiten einer Medaille. Menschen brauchen Heimat, um Identität entwickeln zu können, um sich über alle Veränderungen hinweg als derselbe oder dieselbe wahrnehmen zu können. Wer bin ich? Was bedeute ich anderen? Wo gehöre ich hin? Bin ich immer noch die, die ich einmal war?*" (Hofmeister/Bauerochse 2006, S. 83).

8 Literatur

Abel, H. (2010): Identität. 2. Auflage. Wiesbaden.

Améry, J. (1978): Wieviel Heimat braucht der Mensch? In: Kruse, J./ Juhl. K. (Hrsg.): Heimat. Referate und Ergebnisse einer Tagung in der Evangelischen Akademie Nordelbien, Bad Segeberg vom 25. bis 27. November 1977. Schleswig.

Auernheimer, G. (2007): Einführung in die interkulturelle Pädagogik. Darmstadt.

Auernheimer, G. (1988): Der sogenannte Kulturkonflikt. Orientierungsprobleme ausländischer Jugendlicher. Frankfurt/M.

Bade, K.J./ Bommes, M. (2004) (Hrsg.): Migration - Integration - Bildung. Grundfragen und Problembereiche, Osnabrück.

Barbara, A. (1993): Les couples mixtes. Monterouge.

Bartels, D. (1981): Menschliche Territorialität und Aufgabe der Heimatkunde. In: Riedel, W. : Heimatbewußtsein: Erfahrungen und Gedanken. Beiträge zur Theoriebildung, Husum, S. 7-13.

Baumann, Z. (1999): Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg.

Baumann, Z. (2007): Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit. Hamburg.

Bausinger, H (1980): Heimat und Identität. In: Köstlin, K./ Bausinger, H.: Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. Neumünster S. 9-24 (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Hosteins 7).

Bausinger, H. (1984): Auf dem Wege zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hrsg.): Heimat heute. Stuttgart 1984. S. 11-27.

Bausinger, H. (1961): Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart.

Bausinger, H./ Braun, M./ Schwedt, H. (1959): Neue Siedlungen. Stuttgart.

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main.

Beck, U./ Beck-Gernsheim, E. (1994): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/Main.

Beck-Gernsheim, E. (1994): Auf dem Weg in die postfamiliale Familie – Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In: Beck, U./ Beck-Gernsheim, E.: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/Main. S.115-136.

Belschner, W. et al. (1995) (Hrsg.): Wem gehört die Heimat? Beiträge zur der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen. Opladen.

Bengel, J./ Meinders-Lücking, F./ Rottmann, N. (2009): Schutzfaktoren bei Kindern und Jugendlichen. Köln.

Bloch, E. (1959): Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt.

Boesch, E. (2003): Das Fremde und das Eigene. In: Thomas, A.: Psychologie interkulturellen Handelns. Göttingen. S. 87-105.

Bollnow, O. (1984): Der Mensch braucht heimatliche Geborgenheit. Philosophische Betrachtungen. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hrsg.): Heimat heute. Stuttgart 1984 S. 28-33.

Bredow, W. von/ Foltin, H.-F. (1981): Zwiespältige Zufluchten. Zur Renaissance des Heimatgefühls. Berlin/Bonn.

Brehpol, W. (1958): Heimat und Selbstentfremdung. In: Zeitschrift für evangelische Ethik 2 (6). 358-368.

Brehpol, W. (1952): Die Heimat als Beziehungsfeld. Entwurf einer soziologischen Theorie der Heimat. In: Soziale Welt, 1/1952 (Oktober). S. 12-22.

Buchwald, K. (1984): Heimat heute: Wege aus der Entfremdung. Überlegungen zu einer zeitgemäßen Theorie von Heimat. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hrsg.): Heimat heute. Stuttgart 1984. S. 34-59.

Claessens, D. (1991): Das Fremde, Fremdheit und Identität. In: Schäffter, O. (Hrsg.): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen. S. 45-55.

Clarke, J. et al. (1979): Jugendkultur als Widerstand: Milieus, Rituale, Provokationen. Frankfurt/Main.

Clarke, J. et al. (1979): Subkulturen, Kulturen und Klasse. In ders. (Hrsg.): Jugendkultur als Widerstand: Milieus, Rituale, Provokationen. Frankfurt/Main. S. 39-132.

Daftari, S. (2000): Fremde Wirklichkeiten. Verstehen und Missverstehen im Fokus bikulturelle Partnerschaften. Münster.

Dausien, B. (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen

Eickelpasch, R./ Rademacher C. (2004). Identität. Bielefeld.

Engel, U./ Osterrath, E. (1979): Sozialisatorische Interaktion und Erwachsenensozialisation. In: Griese, H.: Sozialisation im Erwachsenenalter. Ein Reader zur Einführung in die theoretischen und empirischen Grundlagen. Weinheim/ Basel. S. 179-197.

Erdheim, M. (1993): Das Fremde – Totem und Tabu in der Psychoanalyse. In: Streeck, U.: Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das „Andere“ in Seele, Körper und Kultur, München.

Erdheim, M. (1988): Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur. Frankfurt.

Erikson, E. (1957): Das Problem der Identität, Psyche 46, S. 114-176.

Erikson, E. (1973): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M.

Erikson, E. (1979): Die drei Stadien des Erwachsenenlebens. In: Griese, H. Sozialisation im Erwachsenenalter. Ein Reader zur Einführung in ihre theoretischen und empirischen Grundlagen. Weinheim, Basel.

Esser, H. (1980): Aspekte der Wanderungssoziologie. Darmstadt/Neuwied.

Esser, H. (1999): Inklusion, Integration und ethnische Schichtung. In: Journal für Konflikt- und Gewaltforschung 1, S. 5-34.

Esser, H. (2004): Welche Alternativen zur "Assimilation" gibt es eigentlich? In: Bade, K.J./ Bommes, M. (Hrsg.): Migration - Integration - Bildung. Grundfragen und Problembereiche. Osnabrück. S. 41-59.

Ehni, J. (1967): Das Bild der Heimat im Schullesebuch. Tübingen.

Endres, R. (1967): Der Heimatbegriff der Jugend in der Gegenwart. Ergebnisse einer Umfrage an bayrischen Gymnasien. In: Geographische Rundschau. 19.Jg. S. 25-32.

Frisch, Max (1966/1971/1972): Fragebogen. Frankfurt/Main.

Fuchs-Heinritz, W. (2005): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden.

Geiger, K. F. (1987): Kulturelle Identität – Kritische Anmerkungen zur Diskussion über Kinder und Jugendliche in der Bundesrepublik. In: Köstlin, K. (Hrsg.): Kinderkultur. Bremen. S. 219-236.

Geulen, D. (2002): Die historische Entwicklung sozialisationstheoretischer Ansätze. In: Hurrelmann, K./ Ulich, D. Handbuch der Sozialisationsforschung. 6. Aufl. Weinheim.

Gomez Tutor, C. (1995): Bikulturelle Ehen in Deutschland. Pädagogische Perspektiven und Maßnahmen. Frankfurt/Main.

Greverus, I.-M. (1972): Der territoriale Mensch. Frankfurt.

Greverus, I.-M. (1995b): Die Anderen und Ich: vom Sich Erkennen, Erkannt- und Anerkanntwerden. Darmstadt.

Greverus, I.-M. (1995a): Wem gehört die Heimat? In: Belschner, W. et al (Hrsg.): Wem gehört die Heimat? Beiträge zur der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen. Opladen. S. 23-39.

Greverus, I.-M. (1979): Auf der Suche nach Heimat. München.

Greverus, I.-M. (1978): Kultur und Alltagswelt. München

Griese, H. (1979): Sozialisation im Erwachsenenalter. Ein Reader zur Einführung in die theoretischen und empirischen Grundlagen. Weinheim/ Basel.

Griese, H. (1979): Aspekte zu einer Theorie der Erwachsenensozialisation. In: derselbe. Sozialisation im Erwachsenenalter. Ein Reader zur Einführung in die theoretischen und empirischen Grundlagen. Weinheim/ Basel. S. 94-103.

Guérend, J.-P. (1974): Un cas particulier de mariage mixtes: les mariages franco-allemands. In: Ethnie 4: Les mariages mixtes. S. 135-154.

Gültekin, N. (2003): Bildung, Autonomie, Tradition und Migration. Doppelperspektivität biographischer Prozesse junger Frauen aus der Türkei. Opladen.

Heiffner, A. (1995): Heimat und Kontinuität. Von der Heimat zu dem Ort, worin noch niemand war. In: Belschner, W. et al (Hrsg.): Wem gehört die Heimat? Beiträge zur der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen. Opladen.

Hall, S. (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg.

Hall, S. (2004): Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4, Hamburg.

Hamburger, F. (1997): Kulturelle Produktivität durch komparative Kompetenz. Vortrag bei der Konferenz „Folgen der Arbeitsmigration für Bildung und Erziehung“ am 20.-23.3.1997. Mainz.

Hardach-Pinke, I. (1988): Interkulturelle Lebenswelten. Deutsch-japanische Ehen in Japan. Frankfurt/Main.

Hartlieb, G. (2004): In diesem Ozean von Erinnerungen. Edgar Reitz‘ Filmroman Heimat. Ein Fernsehereignis und seine Kontexte. Siegen.

Hecht, M. (2000): Das Verschwinden der Heimat: zur Gefühlslage der Nation. Leipzig.

Hecht-El-Minshawi, B. (1990): „Wir suchen, wovon wir träumen“: Studie über deutsch-ausländische Paare. Frankfurt/Main.

Hettlage-Varjas, A. (2002): Frauen unterwegs – Identitätsverlust und Identitätssuche zwischen den Kulturen. In: Rohr, E./Jansen, M.: Grenzgängerinnen: Frauen auf der Flucht, im Exil und in der Migration. Gießen. S. 163-193.

Hettlage-Varjas, A./ Hettlage, R. (1995): Mobilität, Migration und Familie. Zur Einführung in den Themenschwerpunkt. In: Zeitschrift für Frauenforschung 3/1995. Bielefeld. S. 5-26.

Hofmeister, K./ Bauerochse, L. (2006): Wissen wo man hingehört. Heimat als neues Lebensgefühl. Frankfurt/Main.

Huber, A. (1999): Heimat in der Postmoderne. Zürich.

Hurrelmann, K./ Ulich, D. (2002): Handbuch der Sozialisationsforschung. 6.Aufl. Weinheim

Inci, N. (1985): Die Voreingenommenheit der Bürokratie gegenüber binationalen Eheschließungen. Frankfurt/Main.

Jörissen, B./ Zirfas, J. (2010): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. Wiesbaden.

Kapalka, A. (2006): Pädagogische Professionalität in der Kulturalisierungsfalle – Über den Umgang mit „Kultur“ in Verhältnissen von Differenz und Dominanz. In: Leiprecht, R./ Kerber, A. (Hrsg): Schule in der Einwanderungsgesellschaft. Ein Handbuch, Schwalbach. S. 387 – 405.

Kapalka, A./ Räthzel, N.(1990): Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. In: Räthzel, N.: Theorien über Rassismus. Hamburg. S. 177-190.

Kast, V. (1994): Angst und Faszination. In: Egner, H. (Hrsg): Das Eigene und das Fremde. Düsseldorf.

Kelle, U./ Kluge, S. (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen.

Kerber, A. (Hrsg.): Schule in der Einwanderungsgesellschaft. Ein Handbuch. Schwalbach 2006.

Keupp, H. et al. (2006): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg.

Kienecker, S. (1993): Interethnische Ehen. Deutsche Frauen mit ausländischen Partnern. Münster/Hamburg.

König, R. (1959): Der Begriff der Heimat in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften. In: Deutscher Heimatbund (Hrsg): Jahrbuch 1959. Neuß. S. 22-27.

Köstlin, K. (1985) (Hrsg.): Kinderkultur. Bremen.

Kluge, S. (2000): Empirisch begründete Typenbildung in der qualitativen Sozialforschung. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research (Online Journal). http://qualitative-research.net/fqs

Kohli, M. (2002): Lebenslauftheoretische Ansätze in der Sozialisationsforschung. In. Hurrelmann, K./ Ulich, D.: Handbuch der Sozialisationsforschung. 6. Aufl. Weinheim. S. 303-317.

Kohli, M. (1979): Sozialisation und Lebenslauf: Eine neue Perspektive für die Sozialisationsforschung. In: Griese, H.: Sozialisation im Erwachsenenalter. Ein Reader zur Einführung in die theoretischen und empirischen Grundlagen. Weinheim/ Basel. S. 104-114.

Kossek, B. (1999) (Hrsg.): Instruktionen – Interaktionen – Interventionen. Hamburg.

Krewer, B./ Eckensberger, L. (2002): Selbstentwicklung und kulturelle Identität. In: Hurrelmann, K./Ulich, D.: Handbuch der Sozialisationsforschung. 6. Aufl. Weinheim. S. 573-594.

Kühne, O./ Spellerberg, A. (2010): Heimat in Zeiten erhöhter Flexibilitätsanforderungen. Empirische Studien im Saarland. Wiesbaden.

Lamnek, S. (1995): Qualitative Sozialforschung. Bd. 2.: Methoden und Techniken. Weinheim.

Läufer, E./Müller, G. (1995): Menschen und Lebenswelten. Eine Typologie ihrer Raumbezogenheiten. In: Schilling, H./ Ploch, B. (Hrsg.): Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. Frankfurt/Main. S. 245-275

Leiprecht, R. (2004): Kultur – Was ist das eigentlich? Arbeitspapiere IBKM No 7. Oldenburg.

Leiprecht, R. (2006): Förderung interkultureller und antirassistischer Kompetenz, In: Leiprecht, R./ Riegel, C./ Held, J./ Wiemeyer, G. (Hrsg.): International Lernen – Lokal Handeln. Interkulturelle Praxis „vor Ort“ und Weiterbildung im internationalen Austausch. Frankfurt/Main, London. S. 17 – 52.

Leiprecht, R./ Riegel, C./ Held, J./ Wiemeyer, G. (2006) (Hrsg.): International Lernen – Lokal Handeln. Interkulturelle Praxis „vor Ort“ und Weiterbildung im internationalen Austausch. Frankfurt/Main, London.

Lenz, S. (1978): Heimatmuseum. Hamburg.

Lesbet, D. (1997): Begegnungen. In.: Varro, G./Gebauer, G.: Zwei Kulturen eine Familie. Paare aus verschiedenen Kulturen und ihre Kinder, am Beispiel Frankreichs und Deutschlands. Opladen. S. 49-68.

Lillig, M. (2008): Identitätskonstruktionen von Exilantinnen. Frankfurt/Main.

Mayring, P. (1995): Einführung in die qualitative Sozialforschung. München.

Mead, G.H. (1934): Mind, self, and society. Chicago.

Mecheril, P. (2000): Anerkennung des Anderen als Leitperspektive Interkultureller Pädagogik? Perspektiven und Paradoxien. Vortragsmanuskript zum interkulturellen Workshop des IDA-NRW. www.projekte-interkulturell-nrw.de/kmain12.html.

Mecheril, P. (2003): Politik der Unreinheit. Ein Essay über Hybridität. Wien.

Mecheril, P. (2004): Einführung in die Migrationspädagogik. Weinheim/Basel.

Mitscherlich, A. /Kalow, G. (1971) (Hrsg.): Hauptworte-Hauptsachen. Zwei Gespräche: Heimat, Nation.

Mitzscherlich, B. (2000): Heimat ist etwas, was ich mache: eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozeß von Beheimatung. Herbolzheim.

Moebius, S. (2009): Kultur. Bielefeld.

Moebius, S. (2011): Kultur. Theorien der Gegenwart. 2. Auflage. Wiesbaden.

Molnár, C. (2004): Binationale Paare: Eine qualitative Studie zur Relevanz der „Kulturdifferenz“. Radolfzell.

Moosmann, E. (1980): Heimat. Sehnsucht nach Identität. Berlin.

Müller, B. (2011): Empirische Identitätsforschung. Personale, soziale und kulturelle Dimensionen der Selbstverortung. Wiesbaden.

Münkler, H. / Ladwig, B. (1998): Das Verschwinden des Fremden und die Pluralisierung der Fremdheit. In: Münkler, H. (Hrsg.): Die Herausforderung durch das Fremde. Berlin. S. 11-26.

Nave-Herz, R. (2004): Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde. Weinheim/München.

Neumeyer, M. (1992): Heimat. Zur Geschichte eines Phänomens. Kiel.

Nestvogel, R. (1994): Fremdes oder Eigenes. Rassismus, Antisemitismus, Kolonialismus, Rechtsextremismus aus Frauensicht. Frankfurt.

Nöstlinger, C. (1996): Transkulturelle Beratung – Erfahrungen aus der psychologischen Beratung mit KlientInnen in interkulturellen Lebenssituationen. In: Pusitz. H./ Reif. E.: Interkulturelle Partnerschaften. Begegnungen der Lebensformen und Geschlechter. Frankfurt/Main. S. 13-30.

Philippe, C./Varro, G./Neyrand, G. (1998): Liberté, égalité, mixté... conjugales. Paris.

Pusitz, H./ Reif, E. (1996): Interkulturelle Partnerschaften. Begegnungen der Lebensformen und Geschlechter. Frankfurt/Main.

Räthzel, N. (1999): Hybridität ist die Antwort, aber was war noch mal die Frage? In: Kossek, B. (Hrsg.): Instruktionen – Interaktionen – Interventionen. Hamburg. S. 204 – 219.

Räthzel, N. (1990): Theorien über Rassismus. Hamburg.

Reuter, J. (2002): Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden. Bielefeld.

Rieker, K. (2000): Migration, Sprache und Identität. Eine biographische Studie zu Migrationsprozessen von Französinnen in Deutschland. Bremen.

Rohr, E./Jansen, M.: Grenzgängerinnen: Frauen auf der Flucht, im Exil und in der Migration. Gießen.

Rommelspacher (2002): Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft. Frankfurt/Main, New York.

Rosenthal, G. (2005): Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In. Völter, B./ Dausien, B./ Lutz, H./ Rosenthal, G.: Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden. S. 46-64.

Schäffter, O. (1991): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen.

Scheibler, P. (1992): Binationale Ehen: zur Lebenssituation europäischer Paare in Deutschland. Weinheim.

Schilling, H./ Ploch, B. (Hrsg.): Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. Frankfurt/Main.

Schlink, B. (2000): Heimat als Utopie. Frankfurt/Main.

Schmitt-Roschmann, V. (2010): Heimat. Neuentdeckung eines verpönten Gefühls. Gütersloh.

Schnapper, D. (1998): Introduction générale. In: Philippe, C./Varro, G./Neyrand, G.: Liberté, Égalité, Mixté... conjugales. Paris. S. IX-XVI.

Schulz von Thun, F./ Kumbier, D. (2006): Interkulturelle Kommunikation: Methoden, Modelle, Beispiele. Reinbek bei Hamburg.

Schütz, A. (1972): Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2. Den Haag. S. 53-69.

Simmel, G. (1908/1992): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt/Main.

Spohn, M. (2002): Türkische Männer in Deutschland. Familie und Identität. Migranten der ersten Generation erzählen ihre Geschichte. Bielefeld.

Spiegel Spezial 6/1999: Sehnsucht nach der Heimat. Hamburg.

Spranger, E. (1923): Bildungswert der Heimatkunde. In: Schoenichen, W. (Hrsg.): Handbuch der Heimaterziehung, Berlin. S. 3-26.

Stichweh, R. (2010): Der Fremde. Studien zu Soziologie und Sozialgeschichte. Berlin.

Thode-Arora, H. (1999): Interethnische Ehen: theoretische und methodische Grundlagen ihrer Erforschung. Berlin.

Thomas, A. (1988): Untersuchungen zur Entwicklung eines interkulturellen Handlungstrainings in der Managerausbildung. In: Psychologische Beiträge, Band 30. Heft 1-2. S. 147-165.

Treinen, H. (1965): Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 17 (1+2), S. 73-97 u. 254 - 297.

Varro, G./ Gebauer, G. (1997): Zwei Kulturen eine Familie. Paare aus verschiedenen Kulturen und ihre Kinder, am Beispiel Frankreichs und Deutschlands. Opladen.

Völter, B./ Dausien, B./ Lutz, H./ Rosenthal, G. (2005): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden.

Waldenfels, B. (1998): Der Stachel des Fremden. 3. Aufl., Frankfurt/Main.

Waldenfels, B. (2006): Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden. Frankfurt/Main.

Walser, M. (1968): Heimatkunde. Reden und Aufsätze. Frankfurt/Main.

Wießmeier, B. (1993): Das Fremde als Lebensidee. Eine empirische Untersuchung „bikultureller“ Ehen in Berlin. Berlin.